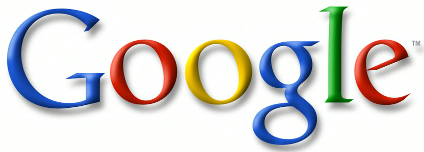






Leopold von Rankes

Leben und Werke



Leopold von Rankes
Leben und Werke

von

Eugen Guglia



Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1898

Einleitung

Die Lebensgeschichte eines Gelehrten, der sich nicht zugleich auch im politischen Leben bewegt hat, scheint auf den ersten Blick ein recht unfruchtbarer Vorwurf; oft mag er es auch wirklich sein. Gerade in Bezug auf Ranke ist schon ein paarmal gesagt worden, und er hat es bekräftigt, daß das Leben eines Gelehrten in seinen Studien, in seinen Büchern liege. Das ist wohl richtig und von Büchern wird auch diese Biographie vorzüglich handeln. Aber diese Bücher können auf verschiedene Weise gelesen werden. Wollten wir bloß sagen, was in den fünfzig und mehr Bänden, die Ranke geschrieben hat, an Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung niedergelegt ist, so wäre solche Arbeit ein recht trockner Beitrag zur Historiographie. Zum Glück ist niemand dieser Arbeit ganz gewachsen, es wäre denn, er lebte und forschte schon ebensolange, als Ranke gelebt und geforscht, und kennte alle die Quellen, die Ranke benutzt hat. Denn aus zweiter Hand läßt sich solch ein Versuch auch nicht machen, weil die wenigsten Bücher von Ranke eine so eingehende und sachgemäße Kritik erfahren haben, daß man darnach bestimmen könnte: das ist ein ganz gesichertes Resultat, und das ein weniger gesichertes, und das ist bloß eine Ansicht des Verfassers. Ja nicht einmal das ganz Neue und

das schon früher Gewußte könnte man in allen Werken Rankes mit Hilfe der Rezensionen, die darüber erschienen sind, ordentlich scheiden. Von solchem Versuch kann hier also gar keine Rede sein. Etwas andres ists um die Art, wie Ranke bei seiner Geschichtschreibung verfahren ist. Die läßt sich erkennen, wenn man seine Werke liest und dabei vergleicht, wie andre vor und neben ihm denselben Stoff behandelt haben. Es ist das auch schon geschehen: Ottokar Lorenz hat in dem zweibändigen Buch „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben“ (1886 und 1891) das Verhältnis Rankes zu den andern großen Historikern des Jahrhunderts und zu den religiösen, politischen und philosophischen Tendenzen seiner Zeit in sehr unterrichtender Weise erörtert. Dabei ist aber noch für einen Biographen Rankes ein schöner und würdiger Gegenstand, den Lorenz nur gestreift hat, übrig geblieben, nämlich darzustellen, welche Verhältnisse Ranke zur Geschichte geführt haben, und zu untersuchen, ob sich in den Werken dieses „objektivsten“ aller modernen Geschichtschreiber nicht doch Spuren seines ganz persönlichen Glaubens und Empfindens zeigen, oder kurz: ob in seinen Büchern etwas von dem Menschen ist. Dazu ist es nötig, diesen selbst zu kennen und ihm auch in jene Beziehungen des Lebens zu folgen, die mit den Studien und Büchern in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen. Auch auf diesem Gebiete giebt es schon einen gewaltigen Vorgänger und Pfadfinder, Alfred Dove, der in dem Artikel „Ranke“ in der Allgemeinen Deutschen Biographie alle wichtigen Umstände, die dabei in Betracht kommen, berührt hat. Wenn selbst Lorenz gesteht, daß ihm Dove mit seiner Arbeit das Verständnis des Meisters erst recht erschlossen habe, um so mehr müssen wir es, und wir thun es gern und dankbar. Aber Dove konnte, durch den Raum beschränkt, überall nur andeuten — von dem Angedeuteten einiges aus-

zuführen, haben wir uns hier vorgesetzt. Auch sind wir doch nicht in allen Stücken so ganz mit Dove einverstanden, so wenig wie in allen mit Lorenz. Eine so mächtige Gestalt wie diese, die wir hier schildern wollen, erscheint nicht allen Augen gleich, sie ragt zu hoch hinauf in die Lüfte, und ein leichter Schleier birgt ihre Züge, sodaß man sie oft ein wenig erraten und ahnen muß.

So werden wir denn das Leben des Geschichtschreibers schlicht erzählen, sein Wesen darstellen, so gut wir es zu erkennen vermögen, und dann Leben und Wesen in seinen Werken suchen. Dies ist uns die Hauptsache. Das Verhältnis zu seinen Vorgängern und die Wirkung, die er auf die Mitwelt übte, berühren wir nur nebenbei.

Wien, Oktober 1892

Der Verfasser

Erstes Kapitel

Erste Bildungsquellen

Es ist seit langem üblich, wenn es gilt, die Lebensgeschichte eines großen Mannes zu erzählen, schon in seiner frühen Jugendzeit nach Einflüssen zu suchen, die ihn auf die Bahn zu seiner Größe leiten konnten. Einiges, meint man, sei von den Eltern ererbt, andres durch die Umgebung und Lehrer hinzugefügt; auch den politischen Ereignissen der Zeit schreibt man eine bildende Kraft zu, und in den ersten Regungen der eignen Natur sieht man mehr oder minder vorgebildet, was der Mann zuletzt geworden ist. Ranke hat selbst im Greisenalter einmal gesagt, es sei nicht anders: „Die Eindrücke, welche die jugendliche Seele empfängt, wirken auf das ganze folgende Leben ein, und nicht von dem Zufall werden sie hervorgebracht. Die Ereignisse der Zeit, die Traditionen der Familie, der Ehrgeiz der Altvordern, ein geheimes Gefühl der eignen Kraft erfüllen die Seele mit Entwürfen und Erwartungen und Phantasien und geben ihr eine Richtung, die das ganze Leben durchzieht." Wenn wir aber Rankes Jugendgeschichte an uns vorüberziehen lassen, so müssen wir gestehen: da ist doch nichts, was auf den großen Geschichtschreiber hinwiese, wenigstens ist es unsern Augen verborgen geblieben; nur ganz allgemeine An-

regungen vermögen wir zu entdecken, die ebensogut einen Gottesgelehrten, einen Philologen und Schulmann hätten bilden können. Handelte es sich also bloß darum, die Entwicklung des Geschichtschreibers darzustellen, so könnten wir gleich mit dem Leben des Jünglings anfangen, der sich in Leipzig für Ministeriale und Gemeinfreie interessierte, oder gar bei dem vierundzwanzigjährigen Gymnasiallehrer in Frankfurt an der Oder. Aber uns ists eben um das Leben des Menschen zu thun, nicht nur um die Werke des Gelehrten. Und da ist kein Zweifel, daß wir viel früher beginnen müssen: mit der Zeit, wo in ihm die Keime der tiefen Religiosität und des konservativen Sinnes gelegt wurden, die sein ganzes Wesen durchzogen und bestimmten, d. h. mit Heimat, Familie und Schule. Da werden dann auch die großen Weltereignisse, zwar dumpf und verworren, aber doch bedeutungsvoll hineinklingen.

Heimat und Familie

Die Heimat Rankes, Thüringen, war bei seiner Geburt kursächsisch, erst seit 1815 ist sie preußisch. „Es ist ein Thal," so beschreibt er sie uns, „das sich der Güldnen Au anschließt und häufig zu ihr gerechnet wird, zwischen dem Kyffhäuser und dem Orlas, auf den beiden längern Seiten von waldbedeckten Anhöhen umgeben und von der Unstrut durchströmt." Da liegt Memleben, die Gründung und Sterbestätte des deutschen Königs Heinrich I., dann die Burg Wendelstein, die ehemaligen Klöster Roßleben und Donndorf und die kleine Stadt Wiehe. Hier in Wiehe wurde Leopold Ranke in einem von den Vorfahren ererbten Hause geboren. Dort wuchs er auf. Die Familie des Vaters läßt sich bis ins siebzehnte Jahrhundert zurück verfolgen. Zu ihr gehörte ein Israel Ranke, gebürtig aus Wettin, Pfarrer in einem Dorf unweit Eisleben; sein Bruder,

gleichfalls Pfarrer, hat sich auch mit gelehrten Studien beschäftigt. Auch Israels gleichnamiger Sohn, der das Geschlecht fortsetzte, gehörte dem geistlichen Stande an, von ihm erhielt sich ein Gebet in der Familie: der Urenkel fand darin „Worte von Einfachheit und Tiefe, die nicht besser gedacht werden können," Israel erflehte darin Segen von Gott auch für sein Wirken in den freien Künsten, damit er den Menschen könne Nutzen schaffen. Dessen Sohn nun, Johann Heinrich Israel, Leopolds Großvater, lebte bis 1799, er hat den Enkel noch gesehen: in den Büchern, die er hinterlassen hatte, und die auf dem Boden zusammengehäuft waren, fand dieser unter andern eine hebräische Bibel und ein Exemplar der Septuaginta mit dem Neuen Testament und lateinischen Interlinearversionen von des Großvaters Hand. Er erinnerte sich dessen noch als hoher Sechziger. Auch der war also ein Geistlicher gewesen. Der Beruf hatte sich nun schon in der dritten Generation vom Vater auf den Sohn vererbt. Rankes Vater aber wandte sich davon ab, er studierte in Leipzig die Rechte, bekleidete nacheinander einige kleine Stellen am Harz und ließ sich zuletzt als Advokat in Wiehe nieder, wo ihm von der frühverstorbnen Mutter ein Haus und ein kleines Besitztum zufielen. Hier heiratete er die Tochter eines Rittergutsbesitzers in Weidenthal bei Querfurt; sie stand in voller Jugendblüte. Beide waren sehr fromm, der Vater besonders von unerschütterlicher protestantischer Rechtgläubigkeit; er bereute es zuweilen, nicht auch Pfarrer geworden zu sein. Als ein ganz besondres Glück sah er es an, daß ihm noch vergönnt war, aus den Händen eines seiner Söhne gemeinschaftlich mit seinem Weibe das Abendmahl zu empfangen. Aber es herrschte bei aller Frömmigkeit doch ein heiteres Wesen im Hause. Der Bruder Leopolds, Heinrich, erzählt davon in seinen „Jugenderinnerungen": „Noch jetzt, am späten

Abend meines Lebens," sagt er, „durchdringt mich ein unbeschreibliches Gefühl, wenn ich an diese Stätte unsrer Kindheit und unsers aufblühenden Lebens denke, an unsre traute Heimat." Noch lebte einige Jahre der alte Großvater im Hause, er war der Taufpate Leopolds, des Erstgebornen. Dieser nennt es seine erste dunkle Erinnerung, wie der Großvater einst aus seinem Bett aufstehend ihm an dem nahen Tisch ein kleines Geschenk reichte; er hat ihm auch seinen Segen gegeben.

Den ersten Unterricht erhielten die Knaben — denn auf Leopold folgten bald mehrere Brüder — zu Hause, dann beim Kantor, endlich beim Rektor der Lateinschule. Auch dieser war sehr fromm; mit großer Inbrunst — so erinnerte sich Leopold — erhob er am Beginn der Schule die Stimme zum Gebet. Durch und durch gläubig, ließ er selbst die Kinder hie und da durchblicken, daß er nicht ganz einverstanden sei mit manchen Äußerungen des Herrn Oberpfarrers, der einer freiern Auffassung huldigte; er tadelte den kleinen Ranke, wenn er beim Examen seinen Einwendungen gegen Katechismus und Schrift allzuschnell nachgab. Leopold war ein sehr eifriger Schüler; wie der Bruder berichtet, erregte er früh bei dem Vater die größten Hoffnungen. Er gehörte „zu den seltenen Knaben, bei denen es früh zu einer bestimmten Erkenntnis des Rechten und Guten und zu dem bestimmten Vorsatz kommt, davon nicht abzuweichen." Aber er war darum kein Stubenhocker: „er liebte das Freie nicht weniger als ich," erzählt derselbe Bruder, „ich erinnere mich gemeinsamer Gänge, besonders in unser schönes Besitztum, das wir den Berg nannten, auch gemeinsamer Spiele im Hofe mit ihm. Aber ich denke, es wird nicht vorgekommen sein, daß er die Bücher verlassen hätte, um das Freie zu suchen." Und er selbst gesteht: „Ich zog mich nicht von den Spielen zurück, war gern in Garten und Feld, erkletterte so gut wie ein andrer die Bäume,

um Kirschen und Pflaumen zu pflücken, war aber doch gern allein. In der Gasse neben dem Haus lagen Bauhölzer; auf denen bin ich oft stundenlang auf- und abgegangen. Alles das, was ich gelesen hatte, arbeitete dann in meinem Gehirn. Ich brütete über Gott und Welt .... Kein Mensch fragte mich, was ich dachte, ich selbst vergaß es wieder."

Die Stadt, so klein sie war, hatte viel inneres Leben. Die Bewohner trieben hauptsächlich Ackerbau, auch Rankes Vater hatte sein kleines Landgut zu bewirtschaften; namentlich im Sommer gab es da Tagelöhner, die im Haus ihr Essen bekamen, das die Mutter bereitete. Beinah in jedem Haushalt wurde Vieh gehalten, Rinder und Pferde, die der Knabe oft in die Schwemme treiben sah. Es waren vier Jahrmärkte, zu denen sich fremde Handelsleute und Bauern aus den Dörfern der Umgebung einfanden. Bei dieser Gelegenheit kamen auch befreundete Familien, die in der Stadt ihre Einkäufe machten, zum Besuch ins Haus. Das meiste Leben aber brachte das Militär in die Stadt; es waren vier Schwadronen sächsischer Husaren in Garnison, mit Freude sahen die Knaben sie durch die Straßen sprengen; die Offiziere, Wachtmeister und Korporale waren ihnen namentlich bekannt. Der Vater verkehrte nur mit einem der Offiziere, einem Bürgerlichen, vor den andern zog er den Hut tief ab, vermied aber ihren Umgang. Einer von ihnen ist in den Befreiungskriegen bedeutend hervorgetreten; Ranke erinnerte sich seiner noch im Alter: es war Thielmann, „damals das Ideal eines militärischen Mannes, von Energie und Willenskraft." Ein andrer — er wohnte im Hause — zeigte einmal dem Knaben das Bildnis Schillers, das er auf seiner Stube unter dem Spiegel hatte, indem er bemerkte, dieser — der größte Mann in Deutschland — sei eben gestorben.

Inmitten der großen Kriege, die während der

Kindheit Rankes in Europa und selbst über dessen Grenzen hinaus geführt wurden, genoß das heimische Wiehe eines friedlichen Zustands: Kursachsen hatte sich dem preußischen Neutralitätssystem angeschlossen. Aber Nachricht von jenen Kämpfen drang gar wohl in das Städtchen. Der Name Napoleon blieb auch den Kindern nicht unbekannt, sie empfingen den Eindruck „einer außerhalb ihrer Beziehungen emporgekommenen ungeheuern Gewalt, die jedoch nicht als feindselig betrachtet wurde, sondern nur durch ihre Großartigkeit imponierte". Ranke erinnerte sich noch als Achtzigjähriger einer Mittagstafel auf dem großväterlichen Gute bei Querfurt, wo ein gelehrter Kandidat versuchte, den Namen Napoleon zu erklären. Das Jahr 1806 erlebte der Knabe in vollem Bewußtsein. In seiner Familie wurde es sehr wohl empfunden, was das heiße: der deutsche Kaiser habe die Krone niedergelegt. Denn auch in dem kleinen thüringischen Städtchen lebte man in dem Gefühl, dem großen Reiche anzugehören: Ranke erinnerte sich noch als Greis, wie ihn das Wort „Kayserliche Majestät" durchzuckte, da er es das erstemal mit Verständnis vernahm. Es kam nun aber der preußische Krieg, an dem Kursachsen und zwar als Gegner Napoleons teilnahm. Die Knaben sahen die Husaren, die im Städtchen lagen, sich zum Abzug rüsten und ein preußisches Reiterregiment vorüberziehen. Am 14. Oktober kam eine dunkle Kunde von der Schlacht von Auerstädt. Da liefen die Knaben auf das sogenannte Hohenroth, eine benachbarte Anhöhe, einige gruben sich in die Erde und meinten den Kanonendonner zu hören, aber Leopold hörte nichts. Es trafen Flüchtlinge ein, ihnen folgten Franzosen, ihre Chasseurs erregten ebenso die Aufmerksamkeit der Jugend wie die Totenköpfe auf den Mützen der preußischen Reiter. Die Niederlage wurde als eine eigentlich preußische angesehen, Sachsen ward nur mäßig davon betroffen, da es alsbald Frieden

schloß. Die Erhebung des Kurfürstentums zum Königreich gewann die Bevölkerung, die den Preußen niemals sehr hold gewesen war, wieder völlig für Napoleon.

Donndorf und Schulpforta

Mit zwölf Jahren, im Frühjahr 1807, kam der Knabe aus dem Hause; der Vater brachte ihn in die nahgelegne Klosterschule zu Donndorf. Von den Fenstern aus konnte sein scharfes Auge das väterliche Heim, in das er nun außer den Ferien nie wieder zurückkehrte, wahrnehmen. Bald gewöhnte er sich an das neue Leben; es herrschte auch hier ein heiteres Wesen wie daheim. Die Zelle, in der er schlief, war dicht an dem schönen Schulgarten. Da versammelte der Rektor im Sommer die Knaben unter ein paar großen Nußbäumen und las ihnen Predigten vor. Denn die Religiosität, die den Knaben im Vaterhaus umgeben hatte, war auch hier um ihn; der Rektor hielt selbst den Sonntagsgottesdienst. An Sommerabenden, wenn die Schüler vom Spaziergang zurückkehrten, hielt er die Abendandacht mit ihnen im Freien, dann stellten sie sich um ihn her, er intonierte den Gesang, mit ihren hellen Stimmen fielen sie freudig ein. „In dem Waldesdunkel, unter den glänzenden Sternen, zu ihnen emporschauend, werden wir gehört worden sein," sagt der Greis in einem seiner Rückblicke, „oder wenn nicht, so gingen wir doch mit erhobnem Gefühl von dannen."

Neben dem Rektor unterrichtete ein junger Kollaborator. Er begann mit den Schülern das Griechische, einige führte er soweit, daß er die Evangelien mit ihnen in der Ursprache las. Er hatte aber auch Sinn für Geschichte; es war ein Fest für die Knaben, wenn nach den schwerern Lehrstunden der junge Lehrer zu erzählen oder vorzulesen anfing, was in alten Zeiten geschehen war. Besonders was sich in der Nähe zugetragen hatte, zog die Jugend an: die Geschichten der sächsischen

Könige und Kaiser. Dann führte sie der Kollaborator wohl auch auf einem der weiten Spaziergänge, die er mit ihnen machte, zu den Resten der Sachsenburg an der Unstrut, zu denen von Rabenswald oder auf einen der Schwedenhügel. Noch im Alter hatte Ranke das Gefühl „von den sonnigen zugleich und schattigen Sommertagen, bei den Teichen von Kleinrode — von all dem Leben in Luft und Wasser, das sich da regte."

Heinrich, der Bruder, erzählt von einem Besuch, den er in Donndorf bei Leopold machte. Dieser führt ihn herum, begleitet ihn ein Stück zurück und erzählt ihm da von den Helden der Ilias, als hätte er ihre Kämpfe mit eignen Augen gesehen. Diese waren ihm zuerst durch Beckers Erzählungen aus der alten Welt bekannt geworden: es ergriff die Jugend von Donndorf so, daß sie sich bald in Trojaner und Griechen schied. Auf Leopold machte auch Wallensteins Lager, das erste Schillersche Werk, von dem er hörte, das er aber nicht selbst las, einen großen Eindruck. Das Allermodernste, die Napoleonischen Bulletins in der Leipziger Zeitung, kritzelten die Schüler auf ihren Schiefertafeln nach, oder sie versuchten gar eine Nachahmung. Was Leopold dabei am meisten ergriff, war nicht der Inhalt dieser Proklamationen, sondern der Ton, die Form. Eine deutsch-patriotische Gesinnung regte sich auch 1809 nicht in der Schule, der Franzosenkaiser und seine Marschälle interessierten allein.

In demselben Jahre, wo Österreich noch einmal mit dem Erbfeinde rang, verließ Ranke Donndorf, um, was er lang ersehnt hatte, nach Schulpforta zu kommen. In Donndorf, sagte er dem Vater, sei für ihn nichts mehr zu lernen.

Nicht so ganz heiter und wolkenlos waren aber die Jahre, die er in Schulpforta zubrachte. „Sonderbar," sagt er später einmal, „sonderbar, daß man die

Jugend glücklich preist und beneidet, auf welche doch aus der Dunkelheit der kommenden Jahre nur die strengen Notwendigkeiten des Lebens einwirken, in der das Dasein von fremder Hilfe abhängig ist, und der Wille eines andern mit eisernem Gebot Tag und Stunde beherrscht.“ Die ganze Schule — es waren nicht mehr als anderthalbhundert junge Leute — bildete eine Korporation, den Cötus, der eine dreifache Abstufung hatte: es gab Ober-, Mittel- und Untergesellen. Die Obergesellen korrepetierten in den zwölf Zimmern, wo die Schüler ihre Arbeiten verrichteten. An den einzelnen Tischen walteten die Mittelgesellen, die gleichfalls bereits zu lehren hatten. Die Jüngsten aber, die Untergesellen, waren den ältern nicht bloß im Lernen untergeordnet, sie mußten ihnen auch allerlei kleine Dienste leisten. Der Rektor Karl David Ilgen war ein strenger Mann von tiefem Ernst. Er that alles mit gebieterischer Würde, in seinem Ingrimm war er schrecklich, bei größern Vergehen der Schüler sah man ihn schäumen vor Zorn. Es gab ihm in der Schule ein besondres Ansehen, daß er der Lehrer Gottfried Hermanns, des berühmten Philologen, gewesen war. Er selbst hatte eine Zeitlang zwischen der akademischen Laufbahn und dem Schulamte geschwankt. Den Zöglingen von Pforta interpretierte er den Horaz, wobei er sich meistens mit den Altertümern beschäftigte. Besonders eingehend aber betrieb er die lateinischen Stilübungen: er las deutsche Briefe vor, die sofort von den Knaben ins Lateinische übertragen werden mußten, oder er gab einen Stoff aus der vaterländischen Geschichte zur Behandlung in lateinischen Versen.

Von den Lehrern waren es der Mathematikus Schmidt, Professor Lange und der Kollaborator Wiek, die auf Leopold ebenso wie später auf seinen Bruder Heinrich, der 1811 nach Schulpforta kam, am meisten

einwirkten. Schmidt war gegen Übertretungen beinah ebenso streng wie der Rektor; er pflegte zu sagen, wer sich eines solchen Vergehens schuldig mache, stehe schon mit einem Fuß in der Hölle. Dabei zeichnete ihn eine eifrige, beinah schwärmerische Religiosität aus. Er hatte vor dem dreißigsten Jahre keine Stelle annehmen wollen, weil auch Christus erst im dreißigsten Jahre zu lehren angefangen habe; gegen alle Einmischung heidnischer Ideen in die Anschauungen der Schüler fühlte er einen frommen Abscheu; er soll aus seinem Exemplar von Schillers Gedichten den Bogen, auf dem die „Götter Griechenlands“ standen, herausgeschnitten haben. Von den deutschen Dichtern verehrte er hauptsächlich Klopstock: den bessern Schülern, die er hie und da zu sich einlud, pflegte er ein kostbares Exemplar der Messiade mit Kupferstichen zu zeigen. Sehr merkwürdig bei seiner sonstigen Gesinnungsart war sein Enthusiasmus für Napoleon, er schrieb ihm eine große weltgeschichtliche Mission zu und sah die Hand Gottes in ihm walten.

Von Lange, einem großen imponierenden Manne, der selbst im Hauskleid den Eindruck der Eleganz machte, erzählt Ranke, er habe besonders durch seine archäologischen Mitteilungen die Jugend angeregt, er schilderte ihnen „eingehend und anschaulich“ die alten Tempel, die Säulenordnungen, die plastischen Kunstwerke des Altertums: „er hatte Sinn für das Schöne, wie in der Kunst so auch im Leben.“ Wärmer als Leopold spricht Heinrich von diesem Lehrer: „würdevoll und ernst in seiner Erscheinung, hatte er doch eine anziehende Kraft für seine Schüler, die mit jener Bewunderung und Liebe, deren das jugendliche Gemüt fähig ist, zu ihm aufblickten.“ Auf seine Anregung gaben sie sich, ohne dazu genötigt zu sein, dem Studium der alten Dichter und Geschichtschreiber hin. Heinrich behauptet, daß der Bruder ihn nicht weniger

verehrte als er selbst und ihm auch nicht geringern Dank schuldig sei. Aber am nächsten stand er dem Kollaborator Wiek: „Ein Mann von Tiefe der Anschauung“, nennt ihn Leopold, „etwas dunkel in seinem Ausdruck, namentlich wenn das Feuer des Gesprächs ihn ergriff; aber zugleich den Einwirkungen des Zeitgeistes sehr offen, für das Neue empfänglich und immer bemüht, das eine mit dem andern zu kombinieren.“ Er war der einzige in Pforta, der einen Begriff von Goethe hatte, er sprach mit Leopold zuerst vom Faust. Aber Leopold, der durch den Professor Lange bereits die Schillerschen Stücke kennen und bewundern gelernt hatte, konnte sich in Goethe nicht finden. Überdies war diese Beschäftigung mit modernen Dichtern auch nur vorübergehend: „das ernstliche Studium gehörte ausschließlich der alten Welt an.“ Wiek führte ihn in die griechischen Lyriker und Tragiker ein; der Knabe fand bald an Euripides Gefallen, mehr noch an Sophokles, mit dem er sich am meisten beschäftigte, Äschylos blieb ihm noch fremd. Bald versuchte er sich auch in Nachbildungen, er übersetzte dem Vater zum Geburtstag Elektra und Philoktet, das eine in fünf-, das andre in sechsfüßigen Jamben mit freiern gereimten Chören nach dem Vorbilde der Braut von Messina. Der Vater fürchtete eine Einwirkung des schrecklichen Inhalts dieser Tragödien auf Leopolds Gemüt, doch — meint der Bruder — war dies nicht zu befürchten, „denn er betrachtete die Tragödien schon ganz als Kunstwerke, die er zu erfassen und zu würdigen suchte, ohne den Gegenstand der Darstellung mehr als nötig aufs Gemüt wirken zu lassen.“

Ranke deutet an, daß sich an diese Übersetzungen zu Zeiten Gedanken an eigne dichterische Produktionen knüpften, aber er fühlte bald, daß dazu kein Talent in ihm war, er hat nicht einmal den Versuch einer Ausführung gemacht.

Von 1811 an war auch Heinrich in Schulpforta, er war demselben Zimmer zugeteilt wie Leopold; an dem Tische, wo dieser als Mittelgesell saß, nahm er als Untergesell Platz. Von dem Bruder erhielt er, abwechselnd mit einem Kollaborator, griechischen Unterricht, sie lasen zusammen die Anabasis. Mit einer gewissen Selbständigkeit waltete Leopold an seinem Tische, er beobachtete wohl in der Regel die bestehenden Ordnungen, aber bei besondern Anlässen scheute er sich nicht, über sie hinaus zu gehen. Bei einer Schulfeierlichkeit wird Heinrich mit einem Buch beschenkt, worüber er sehr glücklich ist; des Abends sitzt er schläfrig bei seinen Arbeiten am Tische, der Bruder bemerkt lächelnd, an einem solchen Tage dürfe man wohl etwas nachsehen, er solle nur die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf legen und schlafen: eine in Pforta unerhörte Erlaubnis; der Kleine ließ es sich nicht zweimal sagen.

So streng war die Klausur doch nicht, daß die Schüler nicht allein, ohne Lehrer, in kleinern oder größern Gruppen hätten Ausflüge machen können. Sie durchstreiften die Wälder und Felder ringsum, besuchten die benachbarten Burgruinen, besonders die Rudelsburg; dort schrieben sie ihre latinisierten Namen, so hoch sie reichen konnten, auf das alte Gemäuer.

„Die Saale erschien als ein großer Strom, Naumburg als eine große Stadt,“ für die beiden Brüder war sie die größte, die sie je gesehen hatten; der Dom mit seinen Türmen, die Messe mit ihrem lebhaften Treiben imponierte ihnen nicht wenig.

Auch in die klösterliche Abgeschiedenheit von Pforta drang das Geräusch der großen Weltbegebenheiten. Die große Landstraße führte vorüber, da sahen die Pfortenser schon 1812 Kriegszüge vorüberziehen: es waren die Napoleonischen Heere, die nach Rußland gingen. Nicht lange dauerte es, so zogen dieselben Kolonnen

wieder zurück, es kam die Kunde von der Vereinigung Preußens und Rußlands, man las die Proklamationen der Alliierten. Leopold studierte gerade den Agricola des Tacitus; der Gegensatz zwischen Briten und Römern, von dem da die Rede ist, schien sich ihm zu erneuern; er fand in jenen Kundgebungen ganz ähnliche Gesichtspunkte, wie sie nach Tacitus die Königin Boabdicea bestimmten. Der Kollaborator Wiek stimmte ihm zu: So ist es auch! „Wir erhoben uns zu allgemeinen historischen Anschauungen," sagt Ranke in einem Diktat von 1885, „jenseits der Motive, die den Tag bisher beherrschten. Wir sahen Napoleon in der Mitte seiner Generale und Marschälle vor dem Klosterthor vorbeiziehen." Bald darauf wurde die Schlacht von Lützen geschlagen, ganz in ihrer Nähe. Wenn die Schüler bis dahin — der alte Mathematiker bestärkte sie darin — Napoleon immer noch den viel bewunderten Helden des Altertums, einem Alexander und Cäsar, an die Seite gesetzt und ihm wohl gar den Sieg gewünscht hatten, so wurden nach den Schlachten von Lützen und Bautzen doch wenigstens einige schwankend. „Da zeigte sich bald," berichtet Heinrich, „daß die Liebe zum deutschen Vaterlande bei uns nur wie im Schlafe gelegen hatte, aus dem sie erweckt werden konnte, und mit der Liebe erwachte auch die Hoffnung, daß es mit Gott möglich sein werde, die Feinde zu vertreiben." Andere aber hielten mit ihrer Bewunderung für Napoleon die Überzeugung fest, daß er siegen werde. Während hierüber gestritten wurde, verschwanden plötzlich Schüler der höchsten Klassen aus der Schule und traten, wie sich später ergab, in das sächsische Freikorps: einer von ihnen zeigte sich später seinen Kollegen in der Uniform und wurde viel bewundert. Aber ein Enthusiasmus, wie er die preußische und auch die österreichische Jugend ergriff, blieb den Sachsen, die ihren König mit Napoleon verbunden wußten, fremd. Leopold dachte denn auch

nicht daran, die Waffen zu ergreifen, nicht bloß weil er zu schwach und nicht von sehr fester Gesundheit war, es berührte ihn auch nicht nah genug — wie einer seiner Biographen sagt: das Schicksal führte ihm das denkbar größte historische Erlebnis, man möchte sagen mit ausgesuchter Berechnung, zu möglichst objektiver Betrachtung vor die Seele. Aber daran ist kein Gedanke, daß er durch diese Ereignisse zuerst zu historischen Studien angeregt worden wäre: er lebte noch lange darnach in einer rein theologisch-philologischen Sphäre, und als er sich endlich — volle sieben Jahre später — der Geschichte zuwandte, war es keineswegs die neueste Zeit, die ihn zuerst beschäftigte.

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Pforta war Leopold gern dort und stolz darauf, dieser Anstalt anzugehören. Er schrieb lateinische Briefe nach Hause, in denen er es als das größte Glück der Erde bezeichnete, der Illustrissima schola Portensis anzugehören. Als er aber fünf Jahre dort zugebracht hatte, wollte er durchaus weg, obwohl der Unterricht auf eine Dauer von sechs Jahren berechnet war, und gerade die letzte Klasse an dem Rektor Ilgen einen ganz außerordentlichen Lehrer hatte. Leopold gab dies zu, er behauptete diesmal nicht, wie zu Donndorf, daß er hier nichts mehr lernen könne, aber er meinte, er könne nicht genug für sich arbeiten, „die Stunden, denen er beiwohnen müsse, seien für ihn eine Unterbrechung, die ihm nicht lieb sei.“ Der Inspektor John, ein Freund des alten Ranke, stellte ihm vor, daß er eine solche Unterbrechung auch auf der Universität werde hinnehmen müssen, den Vorlesungen werde er sich nicht entziehen wollen. Leopold war aber nicht überzeugt, er wendete ein, auf der Hochschule werde er doch ganz sein eigner Herr sein. So ließen ihm Vater und Lehrer seinen Willen, denn reif war er. Er reichte eine lateinische Arbeit ein über das Wesen und die Gattungen

der dramatischen Poesie, von der jener Inspektor John sagte, Leopold hätte sich damit einen akademischen Grad erwerben können.

Zu Ostern 1814 verließ er Schulpforta. Dasselbe ruhige Gemüt, das ihm der Bruder bei Erwähnung der Sophokleischen Lektüre nachsagt, zeigte er auch beim Abschied: dem Vater traten die Thränen in die Augen als ihm die zurückbleibenden Genossen beim Schulthor ein Hoch ausbrachten: „ich fand dabei nichts Besonderes," sagt Ranke, „denn es war ja das Herkömmliche." Aber sein Geist war lebhaft, er eilte ungeduldig der Zukunft und fernern Studien entgegen.

Universität Leipzig

Auch auf der Universität hat Ranke nichts erfahren oder erlebt, was ihn mit Bestimmtheit auf seinen künftigen Beruf verwiesen hätte. Von keinem seiner Lehrer wurde er zu einem eindringenden Studium der Geschichte angeregt; er selbst hatte nach einer kurzen Abschweifung auf das Gebiet der Theologie vor allem die Absicht, ein tüchtiger Philologe zu werden. Nur durch Privatlektüre gewann er schließlich der Geschichte einen gewissen Reiz ab, ja in einem sieben Jahre nach seinem Abgang von der Hochschule geschriebnen Briefe spricht er von einer heimlichen Liebschaft mit der Historie, die er damals gehegt haben will.

Die erste Vorlesung, die Ranke in Leipzig hörte, war eine historische, von Professor Wieland, aber wie er selbst sagt: weniger aus Eifer für diese Wissenschaft, von der er noch keinen Begriff gehabt habe, als weil eine gedruckte Anmahnung, die jeder bei der Inskription erhielt, dazu aufforderte. Nur die Einleitung, die von der Behandlung der Geschichte im allgemeinen handelte, zog ihn an, die Vorlesungen selbst gingen ganz ohne Eindruck an ihm vorüber: er fand darin nur eine Unzahl von Notizen, deren Unverständ-

lichkeit und Dürre ihn abschreckten. Dagegen interessierten ihn die kirchengeschichtlichen Vorlesungen Tzschirners: der Zusammenhang mit der Litteratur machte ihm dieses Gebiet faßbarer. Ranke erinnerte sich später insbesondre der Ausführungen Tzschirners über den Gegensatz der griechischen und der lateinischen Kirche. Wenn er dann nach Hause ging, bewegte ihn der Gedanke, den großen Erscheinungen der theologischen Litteratur in den mittlern und neuern Jahrhunderten nachzuspüren; er ahnte, welch großes Feld der Erkenntnis sich da öffnete.

Er war in der theologischen Fakultät inskribiert, und der Theologie waren auch die ersten Universitätsjahre vorzüglich gewidmet. Aber was ihn anzog, waren nur die Hilfswissenschaften dieser Disziplin: die Litterargeschichte der heiligen Bücher, die Erklärung dieser selbst; er beschäftigte sich viel mit den paulinischen Briefen und mit den Psalmen, die er auch aus dem Hebräischen zu übersetzen versuchte: „rhythmisch, aber so enge an den Text anschließend als möglich.“ Nicht allein das religiöse Element darin fesselte ihn, er sah darin, etwa wie einst Herder in der Genesis, ein herrliches Denkmal des „grauen, gottinnigen, gottgläubigen Altertums,“ die Beschäftigung damit zog ihn von den theologischen Fragen, die auf dem Katheder verhandelt wurden, ab. Was ihn besonders von der Dogmatik abstieß, war der Rationalismus, der sie damals, wie auf den meisten deutschen Hochschulen, so auch in Leipzig beherrschte. Das Bestreben der Theologen war immer noch, die Glaubenswahrheiten mit der Vernunft zu versöhnen, sie durch diese zu erklären, und aus ihnen zu entfernen, was der Vernunft geradezu widerstrebte. Die Bewegungen der Zeit waren ziemlich spurlos an dieser Wissenschaft vorbeigegangen, sie lebte noch immer in der Ideenwelt des achtzehnten Jahrhunderts. Ranke aber war unbedingt gläubig, er hatte gar nicht

das Bedürfnis, das, was die heiligen Bücher berichten, in Einklang mit der Vernunft zu bringen: sie waren ihm Offenbarung schlechtweg, Kundgebungen Gottes, die er mit kindlicher Demut hinnahm. Damit vertrug sich aber, daß er im einzelnen keineswegs ganz orthodox war. Wenn die Kritik nachwies, die Psalmen könnten nicht Gesänge Davids sein, so nahm er dies an — „so weit," sagt er, „reichte meine Orthodoxie nicht, daß ich auf die alte, durch einleuchtende Gründe widerlegte Ansicht zurückgekommen wäre."

Auf dem Gebiet der Philologie war Gottfried Hermann, der letzte wirkliche Latinist der Neuzeit, der bedeutendste von seinen Lehrern. Einer von Hermanns Biographen hat in Bezug auf ihn wiederholt, was Aristophanes von Perikles sagte: „Ja, eine Peitho thront auf seinen Lippen; so bezauberte er den Hörer und ließ doch zugleich den Stachel in der Seele ihm zurück." Hermann hatte sich besonders mit Metrik beschäftigt und legte bei der Erklärung der Dichter auf diese ein sehr großes Gewicht; Ranke begriff das nicht, er fühlte keine Teilnahme dafür. Die Vorlesung über griechische Grammatik gewann ihm mehr Interesse ab, sie atmete „ein volles Verständnis der Gesamtheit der Sprache" und enthielt eine logische Begründung der grammatischen Regeln, die seinen Geist befriedigte. Unvergeßlich aber blieben ihm die Vorlesungen über Pindar, einen Poeten, den er von da an bis in sein höchstes Greisenalter immer wieder emsig las und auch gern im Munde führte. Auch mit Theokrit beschäftigte er sich viel, einiges übersetzte er sogar von ihm. Dagegen findet sich keine Spur, daß die Studien über Mythologie, die Hermann damals eifrig betrieb, Ranke gefesselt hätten. Von den Schriften, die der Meister 1817 bis 1819 über diesen Gegenstand veröffentlichte, nahm er später, wie es scheint, keine Notiz, auch die „Anfänge griechischer Geschichte" erwähnt er nicht.

Wahrscheinlich durch Christian Daniel Beck, dessen philologisches Seminar er besuchte, wurde er zu einer eingehenden Beschäftigung mit den alten Historikern angeregt. Mit aller Gründlichkeit las er nun Thukydides durch: „ein mächtiger großer Geist," sagt er später in Beziehung auf diese Lektüre, „vor dem ich mich beugte, ohne ihm mit Übersetzungsversuchen nahe zu kommen, so wenig wie Pindar; der Eindruck des Originals, das möglichste Verständnis desselben war alles, was ich beabsichtigte." Aber bezeichnend ist, daß er sich die politischen Lehren dieses Historikers excerpierte: die Zeit, die noch immer politisch erregt war, forderte wohl dazu auf. Er war in Leipzig während des Wiener Kongresses, während der Entscheidung von Belle Alliance; er erlebte dort die ersten Zeiten des deutschen Bundes, an den sich doch auch manche Hoffnungen knüpften; die Jünglinge erhielten schon auf der Universität eine Richtung auf das öffentliche Leben: auch Ranke entzog sich, wie er selbst gesteht, dieser Strömung nicht.

In Leipzig nahm Ranke auch Niebuhrs Römische Geschichte, deren erster Band schon 1811 erschienen war, zur Hand. Es war das erste deutsche Buch, das Eindruck auf ihn machte; jetzt erst gewann er die Überzeugung, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könnte, er fühlte darin einen wahrhaften klassischen Geist, den er bei Dionysios von Halikarnaß und selbst bei Livius zuweilen vermißte.

Unter den Philosophen studierte er Kant mit Eifer; der Professor, den er hörte — Krug —, war ein Kantianer. Aber vielmehr sprach ihn Fichte an, besnoders dessen populäre Schriften, die mit Religion und Politik in Verbindung standen: auch hier wirkte der Geist, der die deutsche Jugend damals erfüllte. Den Reden an die deutsche Nation widmete er eine unbegrenzte Bewunderung, dem Bruder aber, der ihn

einmal besuchte, gab er Fichtes Anleitung zu einem seligen Leben.

Goethen, der ihn auf Schulpforta noch fremd berührte, trat er nun näher: „Ich war unter meinen Kommilitonen sein größter Bewunderer,“ berichtet er, „aber ihn nachzuahmen hätte ich schon damals nicht den Mut noch den rechten Impuls gehabt, er war mir wirklich zu modern.“ Er griff nach andern Vorbildern, ältern, deren Sprache noch mehr aus der Tiefe des Volkes kam, insbesondre nach Luther: von ihm wollte er zuerst nur Deutsch lernen, „das Fundament der neudeutschen Schriftsprache sich zu eigen machen.“ Dann aber, als das Reformationsfest nahte, dachte er daran, Luthers Lebensgeschichte in seiner Sprache darzustellen. In dieser Arbeit traf ihn der Bruder, sie führten zahlreiche Gespräche darüber, Leopold zeigte sich strenggläubiger als Heinrich, er verteidigte gegen ihn einmal die Abendmahlslehre mit solchem Feuer, daß Heinrich ausrief: „Du wirst noch einmal eine Säule der Kirche werden!“ Die Arbeit über Luther kam indes nicht zu stande.

Auch das deutsche Mittelalter zog Ranke, während seiner Studienjahre wenigstens, flüchtig an. Ein älterer Kollege, Gustav Adolf Stenzel, der spätere Geschichtschreiber der fränkischen Kaiser, damals Hauslehrer bei einem Prediger an der Nikolaikirche, aber schon geschulter Historiker, sprach mit ihm öfters von seinen Studien. Auf Stenzels Stube sah Ranke zum erstenmal einen Band der Sammlung deutscher Geschichtsquellen des Mittelalters, die von Pertz unter dem Titel Monumenta Germaniae Historiae kurz vorher begonnen worden war, unter seiner Anleitung las er ein Stück darin. Wir wissen auch von einer Unterhaltung beider auf einem Spaziergang, die sich über Standesverhältnisse im fränkischen Reich bewegte; Ranke erinnerte sich ihrer noch zehn Jahre später. Damals fragte

ihn Stenzel, ob er sich auch der Geschichte widmen wolle. Ranke verneinte, und es war ihm wohl auch Ernst damit.

Lebendig trat ihm das Mittelalter auf einer Ferienreise im Herbst 1817 entgegen. Er besuchte da die Main- und Rheinlande. In Würzburg stieg er mit einem Freunde die Stationen des Käppele hinauf, in Heidelberg bestaunte er die Boisseréesche Sammlung altdeutscher Gemälde. Über Speyer und Oppenheim wanderten sie zu Fuß zu dem noch halb in Trümmern liegenden Dom von Köln. Von denselben Denkmalen beinahe zur selben Zeit, hatte ein Altersgenosse Rankes, der junge Frankfurter Böhmer, die erste Inspiration zu seinen historischen Arbeiten über die großen Zeiten des Mittelalters empfangen. Aber so weit ging die Begeisterung Rankes nicht, er war zu gut protestantisch dazu. Die durch Luther berühmt gewordnen Stätten, die jener andre — obwohl gleichfalls Protestant — nicht beachtete, suchte er mit vielleicht noch größerer Pietät auf. Aufgezeichnet hat er über diese Reise nichts, er hat auch Goethes Aufsatz über die Kunstschätze dieser Gegenden damals noch nicht lesen können, dieser erschien erst 1818 in den Heften „Kunst und Altertum." An die Bilder von Heidelberg wurde er zehn Jahre später auf der Reise nach Italien erinnert, als er im Sankt Veits Dom zu Prag Gemälde von Thomas von Mutina sah.

Im Winter von 1817 auf 1818 rüstete er sich, die Universität zu verlassen: bei den kärglichen Umständen des kinderreichen Elternpaares mußte er suchen, in Amt und Brot zu kommen. Seine Studien konnten ihn nur zum Lehrberuf führen. Bald zeigte sich eine gute Aussicht: in Frankfurt an der Oder, wo das Gymnasium eben reformiert worden war, bedurfte man mehrerer Lehrkräfte; ein älterer Studiengenosse von Ranke erhielt das Rektorat. Es war preußischer

Staatsdienst, aber darin lag für seine Gesinnung nichts Abstoßendes, auch für den Vater nicht. So unterzog er sich denn zu Berlin der Lehramtsprüfung, die 1810 eingeführt worden war; Probejahre wurden damals nicht gefordert, er wurde sogleich als ordentlicher Lehrer in Frankfurt angestellt.



Zweites Kapitel

Frankfurt an der Oder und Berlin
— Das Geheimnis der Persönlichkeit —

Ranke war noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, als er die Lehrstelle antrat. Siebenundeinhalb Jahre hat er sie bekleidet. Für seine innere Entwicklung war diese Zeit von der höchsten Bedeutung: „sehr eigen" nannte er sie später, „wichtiger und entscheidender als Schule und Universität." Von der Theologie und Philologie wurde er hier allmählich zur Historie geführt, er ergriff seine Lebensaufgabe. Die Lehrjahre aber waren damit nicht zu Ende. Die von den politischen Strömungen der Zeit stark berührte Gesellschaft der Hauptstadt, in die er dann geführt wurde, nötigte ihn, eine feste Stellung auch in gewissen historischen Fragen zu nehmen; glückliche Funde wiesen ihm hier die Bahn, die entscheidend für ihn geworden ist.

Stillleben

Lange Zeit fühlte sich Ranke in Frankfurt vollkommen glücklich. Die Lage der Stadt schon gefiel ihm sehr: ein großer Strom, eine waldbewachsene Hügelkette, kleine Thaleinschnitte, von Bächen durchflossen, Vorstädte mit Lindenalleen, schöne Gärten, ein verlassener Kirchhof mit merkwürdigen Denkmälern; ein Marktplatz und eine Pfarrkirche, die an die Zeiten der

Hanse erinnern. Er kam zu Ende der Sommerferien und konnte Stadt und Umgebung mit Muße kennen lernen, bevor die Schule begann. Später hat er zu Fuß und zu Pferde, mit Freunden und allein die Gegend nach allen Richtungen durchstreift. So finden wir ihn einmal, am Tag vor Pfingsten, auf dem Wege nach Müllrose, den Kanal entlang: er freut sich der Gärten an den Bauernhäusern, der Jungen, die unter den Hausthüren stehen und ihre frischgebacknen Äpfelkuchen verzehren, der Mädchen, die für den Festtag scheuern und fegen, des lustigen Treibens auf dem Kanal, wo die großen Salzschiffe aus der Oder hinaufgezogen werden. Ein andermal sitzt er in lauer Frühlingsnacht im Gartenhäuschen vor der Stadt: „Allein mit wenigen wachsenden Jünglingsherzen, mit der Nachtigall und singenden Bäumen und jenen Geistern, die über dem abendlichen Duft des Thales schweben, rauschen aus dem Wasser, blühen aus den Blumen, wandeln auf den nackten Abhängen der Hügel.“ Bisweilen werden die Ausflüge zu kleinen Reisen, am öftesten in die Heimat: da wandert er wohl auch im Winter bei Nacht durch den Tannenwald, wenn „Bäume und Sträucher herrlich im Schnee stehen, der helle Mondschein über dem Holz liegt, und alle Sterne scheinen.“ In den Herbstferien aber wagt er sich weiter. Wir treffen ihn in Rostock, wo er Blüchers eben vollendetes Standbild sieht, oder in Berlin: „Die Natur hat der Mark mancherlei versagt,“ schreibt er dem Bruder von da, „aber klaren Abendhimmel hat sie überall ausgespannt, vergoldet ihn hier so schön wie irgendwo mit dem Sonnenabschied. Ist wohl auszuhalten auch ohne Berge.“ Auf einem Spaziergang in der Umgebung der Stadt kehrt er in einer „schönen reinen gastlichen Schmiede“ ein, erquickt sich an Milch und Kartoffeln und erkennt „die Tüchtigkeit einer reinen märkischen Natur.“

Mehr als während der Studentenzeit zu Leipzig

kam er zu frohem Jugendgenuß. Dort waren die Mittel gar zu schmal gewesen, er hatte ein kärgliches Leben führen müssen. Nun hat er doch einen kleinen Gehalt, kann sich eher regen. Er bedarf gar wenig, um sich zu freuen: Menschen von heute, besonders wenn sie in der Großstadt leben, auch in ähnlichen Verhältnissen, müßten beschämt vor dieser frommen Genügsamkeit stehen. Die Briefe, die er von Frankfurt aus schreibt — die ersten gleichzeitigen Dokumente seines innern Wesens —, zeigen ihn als einen Virtuosen des Stillebens. Er schwelgt in all den kleinen Freuden, die das Leben in Haus und Schule, Garten und Feld, mit wenigen Freunden, mit Büchern, in den Ferien mit Eltern und Geschwistern, ihm beinah jeden Tag aufs neue bringt. Heiterkeit ist überall der Grundton, Zweifel und Sehnsucht werfen nur leise Wellen auf diesem spiegelklaren See. Erst am Ende des Frankfurter Aufenthalts erfaßt ihn etwas wie Ungeduld, Unzufriedenheit ists kaum zu nennen.

Seinen Lieblingsbruder, jenen Heinrich, zieht er bald nach sich, läßt ihn Wohnung und Studien mit sich teilen. Eine Zeit lang giebt Heinrich Stunden an einer Privatschule in Frankfurt, dann, 1821, wird er zur Freude Leopolds dessen Amtsgenosse am Gymnasium. Freilich nur für Monde, dann trennen sie sich, um sich fürderhin nur in kurzen Ferienwochen wieder zu sehen. Aber ihre innige Verbindung ist darum nicht gelöst; bis ins hohe Alter, bis der Bruder stirbt, hat Ranke sie treulich gepflegt. Er blieb sein vertrautester Freund. Damals, in der Zeit überströmenden Jugendgefühls, verbirgt er ihm keine Regung seines Herzens, er beichtet ihm alles, seine Hoffnungen, seine Zweifel und Träume. In den frohesten Augenblicken gedenkt er sein: im Sommer draußen auf den Wiesen, unter den Linden, oder in der Laube am Hügelrücken, von wo der Blick weit übers Land streift,

im Winter in der Stube auf dem hohen Sofa an der Wand, wo sie so oft von den höchsten Dingen geredet haben, da grüßt es ihn mit den schönsten Worten: „Ihr Geister der Thränen, ihr sinnenden Geister, aller fröhlichen Gedanken, aller dichterischen schaffenden, aller frommen erkennenden Erzeuger und Deuter, seid bei ihm, nährt ihn . . ." An seinen Schicksalen nimmt er teil wie ein Vater, blickt für ihn sorgend in die Zukunft, rät und hilft. Am lebhaftesten aber berühren ihn des Bruders Herzenssachen. Denn Heinrich liebt und heiratet in jungen Jahren. „O ihr beiden," schreibt Leopold, „wie liebe ich euch und werde euch lieben, falls ich auch eure Liebe nicht sollte verdienen können; wie wünschte ich mit euch in wahrer Eintracht als mit meinen trauten Geschwistern sei es nah oder getrennt zu leben." Er schickt Selma, der Braut, ein goldnes Kreuz, sie soll es bei der Trauung tragen, oder, wenn sie da andern Schmuck, der ihr lieber ist, hat, dann und wann einmal, ihm zum Andenken.

Auch die Eltern und die andern Geschwister beschäftigen ihn oft. Die Ferien bringt er bei ihnen zu; zur Weihnachtszeit gelten alle guten Gedanken der Heimat. Wenn er nicht kommen kann, schickt er seine bescheidnen Geschenke — dem Vater Pfeife und Pfeifenschnur, der Mutter eine Petschaft und warme Schuhe — er hat sie selbst zum Geschenk bekommen, aber für ihn sind sie zu gut — für die kleinen Geschwister Zeug zu Kleidern, Bücher für die größern. „Gott erhalt euch mir," schreibt er zu einer solchen Weihnachtssendung, „das ist ein großer Teil meines Glückes, daß ich so oft an euch denken kann und euch in Heiterkeit und Liebe danken." Ein Traum, der Vater sei in Lebensgefahr, bewegt ihn dann doch, zu reisen. Unerwartet tritt er ein: „So ein langer Mutterkuß! Die Arme des Vaters so lang um die Schultern des Kindes!" —

Das bewegt den achtundzwanzigjährigen Mann. Auch an der Hausgenossen Freud und Leid nimmt er teil. Eine Magd der Eltern stirbt. „Es ist ordentlich rührend," erzählt er davon dem Bruder, „daß sie sich über nichts mehr gefreut hat, als über eine weiße Schürze, die sie zum Bartholomämarkt bekommen, und daß sie sie nie angezogen. Wenn man sich auf Weihnachten freut, hat sie gesagt: Ich weiß nicht, aber mich schaudert davor . . ."

Mit dem Gedanken, die Studien, die er in Leipzig begonnen hatte, umfassender und energischer fortzusetzen, war Ranke nach Frankfurt gekommen. Als ein großes Glück sah er es an, daß sich eine große Bibliothek bei dem Gymnasium befand, gestiftet von einem Professor der Universität, die 1808 nach Breslau verlegt worden war, und noch in dem alten Universitätsgebäude untergebracht. Was ihm in Leipzig als Studenten verwehrt war, der völlig freie Zutritt zu einer großen Büchersammlung, er konnte es hier ganz unbeschränkt genießen. Dennoch aber sah er sein Amt an der Schule nicht etwa als eine Nebenbeschäftigung an, sondern als seinen vornehmsten Beruf.

Das Frankfurter Gymnasium war 1694 von der reformierten Gemeinde gegründet worden; die Familie Carolath-Beuthen-Schönaich, die es bedeutend unterstützte, übte eine Art Patronat aus. Verwaltet war es früher durch das reformierte Presbyterium worden, nun durch ein Kuratorium, in dem zwei Mitglieder der städtischen Schuldeputation — 1808 als eine Folge der Steinschen Städteordnung gebildet — saßen. Eben als Ranke kam, hatte nach längerm Verfall eine Periode der Reorganisation begonnen. Seit der Gründung der Universität Berlin war ein neuer Geist auch in die mittlern Schulen des preußischen Staates eingezogen. In der Ernennung der Lehrer teilten sich Kuratorium und Magistrat; aber die Regierung be-

stätigte. An die Spitze des Gymnasiums trat 1816 Ernst Poppo aus Guben, bloß ein Jahr älter als Ranke, gleichfalls aus Hermanns Schule hervorgegangen. Kurze Zeit hindurch war er als Dozent in Leipzig thätig gewesen, durch Studien über Thukydides hatte er sich schon in so jungen Jahren einen großen Ruf in gelehrten Kreisen gemacht. Ranke schildert ihn, wie er zu Leipzig, wo er ja sein Kollege gewesen war, als junger Magister auf dem Katheder stand, „streitfertig und jedem Gegner gewachsen, eine lange, hagere Gestalt, den Ehrendegen etwas linkisch an der Seite." Etwas Starres und Kühles haftete ihm überhaupt an; Ranke erzählt: wie er das erstemal nach schwerer Krankheit zu seiner Hausfrau, die ihn mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt, in die Stube getreten sei, habe er mit steifem Bückling begonnen: Zuvörderst muß ich Ihnen meinen Dank abstatten. „Kein Händedruck, kein Blick, solche Totenbestattung!" Aber Ranke nennt ihn doch einen trefflichen Mann, ohne Falsch; kein fremdartiges Bestreben sei in seine Seele gekommen, die Schule emporzubringen war sein einziger Gedanke. Es gereichte ihm zur Genugthuung, daß der jugendliche Direktor ihn dabei zu seiner Unterstützung geeignet hielt.

Direktor und Lehrkörper der mittlern Schulen hatten damals eine weitaus freiere Stellung als heute; sie waren autonomer, sogar den Lehrplan konnten sie — innerhalb gewisser Grenzen — nach eignem Gutdünken feststellen. Die Unterrichtsverfassung von 1816, an der Wilhelm von Humboldt Mitarbeiter gewesen war, stellte nur allgemeine Grundsätze auf: die Gymnasien hatten darnach die Bestimmung, „ihren Zöglingen nicht nur zu dem Maß klassischer und wissenschaftlicher Bildung zu verhelfen, welche zum Verstehen und Benutzen der systematischen Vorträge auf Universitäten erforderlich ist, sondern sie auch mit der Sinnes-

und Empfindungsweise einer veredelten Menschheit auszurüsten.“ Auf die alten Sprachen konzentrierte denn auch Poppo den gesamten Unterricht, er ging darin so weit, daß man ihm später Vorwürfe daraus gemacht hat. Ranke aber war da ganz eines Sinnes mit ihm und wollte ihn auch später, da sich sein Gesichtskreis unendlich erweitert hatte, nicht tadeln. Als ein echter Portenser meinte er wohl, man könne die Jugend nicht vertraut genug mit dem klassischen Altertum machen. Am Frankfurter Gymnasium waren dem Griechischen in den vier obern Jahrgängen — es gab deren sechs — zusammen 25 Stunden in der Woche gewidmet; auch die Tragiker und Bukoliker wurden gelesen, Übersetzungen ins Griechische, griechische Verse, ja sogar Sprechversuche gemacht. Latein, Geschichte, Mathematik und Religionslehre erschöpften im übrigen den Lehrplan, Französisch und Turnen (seit 1816) waren freie Gegenstände. In den obern Klassen waren die Kräfte der Schüler aufs höchste gespannt — noch war der Arzt Lorinser mit seinen Bedenken gegen Überbürdung nicht aufgetreten —, sie saßen von 8 Uhr früh bis 5 Uhr abends nur mit einer Stunde Unterbrechung in der Schule. Aber auch die Lehrer waren sehr angestrengt; man staunt, daß sie es ertrugen: Ranke hatte bisweilen 33 Stunden in der Woche zu geben. „Meint man nicht,“ fragt ein Beurteiler dieser Verhältnisse, „in dieser Anspannung der Kräfte ein Zeichen jener durch den nachwirkenden Einfluß der glorreichen Freiheitskriege zur Energie des Willens gestählten Zeit zu finden?“

Die unermüdliche Thätigkeit Poppos brachte das Gymnasium bald in neuen Flor. Von 1818 bis 1824 — während des Rankeschen Aufenthalts — hat sich die Zahl der Schüler mehr als verdoppelt. Aber in den obern Klassen war sie nie so groß, daß die Lehrer sich nicht auch mit dem Einzelnen beschäftigen, auch

größere schriftliche Arbeiten durchsehen und die Privatlektüre hätten leiten können. Poppo gründete auch eine deutsche Lesebibliothek, „damit — wie er sagte — nicht unsre Schüler Gefahr liefen, während sie in die Kenntnis der alten Litteratur eingeweiht wurden, mit den Klassikern ihres Vaterlandes unbekannt zu bleiben." Auch führte er das Englische als freien Gegenstand ein, und „dieselben Zöglinge, die eifrig griechische Tragiker lasen, haben nicht selten auch Shakespeare fleißig in der Ursprache studiert."

Am 17. Oktober 1818 wurde ein neues Schulgebäude — das Eckhaus der Oder- und Badergasse, früher die städtische Ressource — eröffnet. Zugleich fand die feierliche Einführung Rankes und zweier andrer junger Lehrer statt: die Schüler widmeten ihnen ein griechisches Gedicht in alkäischen Strophen.

Ranke übernahm den lateinischen Unterricht in der Prima und Sekunda, den griechischen in der Sekunda, den Geschichtsunterricht in allen drei obern Klassen: in den untern Klassen zu lehren wäre er — wie er später wenigstens von sich sagte — nicht fähig gewesen.

Wie Ranke als Lehrer war, darüber fehlt es an Nachrichten: von keinem seiner damaligen Schüler ist eine Äußerung bekannt geworden, die ihn in dieser Thätigkeit geschildert hätte. Später in Berlin waren seine Vorlesungen bald schwach besucht — er klagte es selber häufig genug —, weil es seinem Vortrag an Klarheit und Bestimmtheit fehlte: noch in den fünfziger Jahren wird er von einem seiner Hörer darum hart getadelt. Aber nicht im Vortragen besteht die fruchtbarste Aufgabe des Lehrers an Gymnasien, das Lehren ist davon doch eigentlich ganz verschieden. Als Lehrer hat sich Ranke aber später in seinem Seminar auf der Universität doch einen ausgezeichneten Ruf erworben; die Gabe, die er da entfaltete: anzuregen, anzudeuten, in der

Arbeit zu führen, muß ihm auch an der Schule sehr zu statten gekommen sein. Es fehlte ihm auch keineswegs an Lust und Eifer. „Ich kann nicht beschreiben," sagt er, „wie viel Vergnügen mir die Empfänglichkeit gerade dieses Alters für die Erzählungen weltgeschichtlichen Inhalts, die ich vortrug, gemacht hat." Die ersten Bücher des Livius, die Vorrede insbesondre, wurden in der Schule mit Bewunderung, ja beinahe mit Andacht gelesen. Auch hatte er eine sehr hohe Auffassung von der Bedeutung seines Berufs. Wie er den Bruder zu derselben Laufbahn zu bereden sucht, ruft er ihm zu: „Bedenke, was du dem Vaterland für einen Dienst leistest." Er selbst nennt seine Geschäfte „edle." Von einem Amtsgenossen, der sich beengt in der Schule fühlt, meinte er, die Treue, die er da im kleinen übe, werde ihn wohl erheben über viele, „besser, rascher als zwei, drei Bücher übers griechische Theater." Noch im hohen Alter hat er beim Tode seines Bruders Ferdinand, der immer Schulmann geblieben war, diesem nachgerühmt: „In tausend und abertausend Seelen habe er die Keime des moralischen und intellektuellen Lebens geweckt." Lesen wir indes die Jugendbriefe Rankes, so scheint es uns, als hätte die pädagogische Hauptstärke des jungen Mannes auch nicht in der eigentlichen Lehrthätigkeit gelegen, sondern in etwas ganz anderm, das wenig Lehrer besitzen: in der Teilnahme für die Persönlichkeit, für die eingeborne Natur der Schüler, die ihn umgaben. Dem Pedanten, wie er ja in diesem Stande — ehrenwerter und nützlicher als irgendwo gewiß — ganz besonders leicht sich auszubilden pflegt, liegt gerade diese Teilnahme am allerfernsten — ihm ist der Schüler ein Typus, der sich allemal gleichbleibt, nur die äußern Formen der Geistesthätigkeit — das Lernen —, nur die äußern Formen der Sittlichkeit — das Sichfügen unter die Zucht — beachtet er. Der eigentliche Kern

des Lebens ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln; es fällt ihm, wie Goethe sagt, nicht einmal ein, daß da Menschen wären. Andre giebt es dann, schwungvolle Geister, voll von unverwüstlichen Idealen, die in der dumpfen Schulstube die Hoffnung des nächsten Geschlechts sehen, sich selbst als Bereiter besserer künftiger Zeiten: sie haben eine naiv übertriebne Ansicht von der Wirksamkeit des Wortes und schreiben dem Wissen eine Zauberkraft zu, die es nicht besitzt. Ranke gehörte, so glauben wir, weder zu den einen noch zu den andern: er erfreut sich an der Jugend, wie Gott sie geschaffen hat, er liebt sie, er nimmt jeden in der Eigentümlichkeit, die ihm anhaftet. Nichts aber gewinnt die Jugend mehr, als wenn man ihr einen solchen innerlichen, absichtslosen Anteil entgegenbringt. Dazu kommt noch die Wirkung der eignen bedeutenden Persönlichkeit. Ranke war wohl von sehr kleiner unansehnlicher Gestalt, aber dennoch auch äußerlich anziehend durch Blick und Wort: „ein Menschenbild von heimlich anziehender, milder, lachender Natur, mit einer Fülle lebender, lichtstrahlender Kräfte" — so beschreibt ihn der Philosoph G. H. Schubert nach der ersten Begegnung mit ihm im Oktober 1825. „Er sah mich — erzählt er davon — „nach der Begrüßung zuerst gar ernst und forschend an; dann, als sei er eben nicht zu Hause, sondern über Feld gewesen, trat ihm sein munterer heller Geist so mächtig in Augen, Mund und alle Glieder herein, daß er wie ein Wind im Gebirge, dem die dunkle Wolke vorhergeht, uns alle gleich kleinen Schiffen im See in muntere Bewegung setzte."

Das wissen wir denn auch, daß ihm seine Schüler sehr anhänglich waren. Zu Weihnachten versammeln sie sich vor seiner Thür und erwecken ihn mit Gesang und Flötenspiel; er tritt heraus zu ihnen, einer faßt ihn bei der Hand und begrüßt ihn in einer Rede; alle sind gerührt, einigen stehen die Thränen in den

Augen. „Ich war auch nicht ruhig — gesteht Ranke dem Bruder —, ich küßte sie alle." Ein andermal machen ihm zwei von den ältern Schülern vier Leuchter zum Geschenk: „ein Geschenk der Armut" nennt er es selbst, „sie hatten viele Stunden darum geben müssen."

Von seinen Amtsgenossen waren mehrere seine Freunde. Am herzlichsten stand er mit Ferdinand Heydler den er schon auf Pforta kennen gelernt hatte und mit dem er dann auf jener Ferienreise zu Würzburg zusammengetroffen war: die Stationen zum Käppele sind sie miteinander hinaufgestiegen. Nun war Heydler auch Lehrer und wohnte in demselben Hause wie Ranke: dieser oben, jener im Erdgeschoß, vom Fenster hinauf und hinab führten sie zuweilen Gespräche über die großen Ereignisse des Tages, teilten sich die neuesten Nachrichten mit. „Eine ganz herrliche und in ihrer Art unvergleichliche Natur — sagte Ranke später von diesem Freunde — voll von Adel der Gesinnung, freigebig selbst über das ihm gesteckte Maß hinaus — und immer in Geldbedürfnis, den höchsten Ideen und Anliegen der Menschheit durch und durch zugewandt." Es gab wohl auch zuweilen Streit zwischen ihnen über gelehrte und politische Fragen, Ranke scheint da der lebhaftere, heftigere gewesen zu sein: „Heydler bemüht sich, mich nicht zu verletzen — schreibt er einmal — ich will mich auch bemühen." Er ist sein Gefährte auf Spaziergängen und kleinen Reisen, bisweilen sitzen sie des Abends beim Weine zusammen, dann gehen sie in „seligem Taumel" nach Hause, sprechen zu Hause in der stillen Stube bis tief in die Nacht hinein, zuletzt fallen sie sich in die Arme: es war noch etwas von schwärmerischem Jünglingssinn in diesem Freundschaftsbündnis. Als Greis hat Ranke gesagt, die Freundschaft, die ihm Heydler erwiesen, die Nachsicht, die er mit seinen Fehlern gehabt hätte, seien ihm unvergeßlich, mehr aber noch „der Kern seines Wesens, der mit

allem Großen und Guten, was die Geschichte zeigt, verwandt war und, anfangs mit idealem Schwung, später mit Unterordnung unter die Heilsordnung der Kirche darnach strebte." Ranke hat die Verbindung mit Heydler auch über den Frankfurter Aufenthalt hinaus fortgesetzt, noch 1837 schreibt er ihm, „geliebter Freund und Bruder" redet er ihn an.

Nächst Heydler verkehrte er am meisten mit dem Oberlehrer Stange, auch dieser ein junger Mann, aber von ruhiger Außenseite, „etwas verlegen und wenig versprechend." Er hatte sich auf den Anhöhen bei der Stadt ein Stück Acker gepachtet; da legte er sich ein Gärtchen an, wo er die Blumen selber pflegte, an schönen Abenden versammelte er die Freunde in seinem Gartenhäuschen. Oft ist Ranke da mit ihm zusammen gewesen: „eine tiefe, von Ehrgeiz freie, mitteilsame, grundehrliche Natur" nennt er ihn in Erinnerung an diese Stunden. Wenn er dann auch gelegentlich eine Klage laut werden läßt über „die Grillen, Einbildungen und Vorurteile" dieses Freundes, er bleibt ihm doch auch dauernd gut, sein Name erscheint noch oft in den Briefen, die Ranke schon von Berlin aus an seinen Bruder schrieb.

Auch weiblicher Umgang fehlte Ranke in Frankfurt nicht ganz. Zuerst wohnte er eine Zeit lang bei der verwitweten Prediger Ahlemann, einer Frau in vorgerücktern Jahren, Leiterin einer höhern Töchterschule in der Stadt; ihr Sohn Julius war ein Schüler Rankes. Sie sorgte so mütterlich und zärtlich für ihn, daß er, wie er sagt, ihrs nicht danken kann und „immer neben Liebe steht wie ein Stock, den die Kinder mit Blumen behangen, wie ein Fürst, dem das Volk lebehoch ruft. O so eis — eis — eisig!" Zu Weihnachten läßt sie sich eine kleine Bescherung nicht nehmen, zu Vaters Geburtstag schickt sie Apfelsinen und einen Strauß, zu Pfingsten schmückt sie Rankes Zimmer mit

wilden Rosen, Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber. Nachdem er ihr Haus verlassen hat, bringt er doch noch zuweilen die Abende bei ihr zu: in Gegenwart fremder Menschen still und eingeengt, ist sie da „sorgsam, offen, frauenhaft.“ Bei ihr lernte Ranke Karoline Beer, eine junge Freundin der Ahlemann, kennen; sie wird in seinen Briefen oft erwähnt. Den beiden Frauen brachte nun Ranke neu erschienene poetische Werke, wie Müllners Dramen, die damals großes Aufsehen machten, oder auch ältere Sachen, wie Schulzes Bezauberte Rose, und las sie vor. „Er las nicht allein vortrefflich — berichtet Bruder Heinrich darüber — er knüpfte auch Bemerkungen und Urteile an, wie sie nur ein so vertrauter Kenner der poetischen Litteratur der alten und der neuen Zeit geben konnte.“

Von einer jugendlichen Leidenschaft, einem Liebesroman ist weder hier in Frankfurt noch später auf seinen Reisen oder in Berlin eine deutliche Spur. Obwohl von sehr lebhaftem Geist, reger Einbildungskraft und warmem Herzen, sind seine Sinne doch nordisch kühl. Karoline nennt er seinen Freund, „einen so guten, verständigen, festen — und der alle seine Gedanken wissen kann und alle seine Wünsche teilt.“ Diese Gedanken sind rein, diese Wünsche fromm. „Meine Seele hat zwar, wenn ich sie recht verstanden, die Liebe eines zarten Mädchens bisweilen gewünscht, aber nie eine Frau; mein Leib — hier trennen sich die beiden Geschwister auffallend und ganz — auf meinen Leib bin ich entschlossen, in dieser Sache nicht im mindesten zu hören.“ Im letzten Jahre seines Frankfurter Aufenthalts gab er einigen jungen Damen Geschichtsstunden; die vornehmste darunter, eine verwitwete Generalin Zielinski, scheint doch einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben, er rühmt dem Bruder ihre schöne Gestalt, ihr „starkes antik geprägtes Herz,“ das „mitten im Glanz der Jugend und Schön-

heit und Welt dieser abgeneigt und Schmerzen zu erdulden seit dem fünfzehnten Jahre in Übung sei." Rahel Levin, die drei Jahre später die Generalin kennen lernte, nennt sie „einen versatilen, vegetations- und kombinationsreichen Kopf, wahrhaft in Selbstuntersuchung," sie habe nur zu viel Meinung von andern, sie sei besser und ebensogut und müßte das wissen, eine „intellektuelle Büßerin," ganz ohne Sünde, d. h. nur mit der unser aller. Ranke wird mit ihr so vertraut, daß er von allen seinen Geschwistern, besonders von Heinrich, mit ihr reden kann, daß sie beide „wenig Hehl vor einander hatten"; beinah mit Sehnsucht gedenkt er dann ihrer, nach dem Abschiede von Frankfurt, in seinen ersten Berliner Wochen: wie er ihr und ihren jungen Begleiterinnen noch zuletzt auf Ottos Berg vor der Gubner Vorstadt die Perser des Äschylos vorgelesen habe, das ganze Land vor ihnen „Blüte und Nachtigall und grünendes quellendes Laub, reine Luft, reiner Himmel ohne Flecken." Aber von leidenschaftlichen Regungen scheint doch auch dieses Verhältnis frei geblieben zu sein. Der einzige Brief von ihm an diese Frau, der uns erhalten ist, atmet freundschaftliche Teilnahme, Liebe nicht.

Zeiteindrücke

In diesem idyllischen Leben aber, das zwischen Schulstube, häuslichen Studien und unschuldiger Geselligkeit gleichförmig dahinfloß, fanden die großen Weltbegebenheiten doch ein starkes Echo. Es war die Zeit der kleinen Revolutionen, der Demagogenverfolgungen und der Kongresse. Kotzebue wurde ermordet, die Spanier, die Italiener, die Südamerikaner standen auf, Napoleon starb, die Griechen regten sich. Die beiden Ranke, Leopold und Heinrich, waren Turner, Verehrer Jahns. Nach der That Sands schrieb Leopold an einen Präsidenten — der Name ist nicht bekannt —, er wolle

den Turnvater von dem Verdachte reinigen, als hätte sein Geist jenen Mordstahl geschliffen; er kenne Jahn, sagt er, habe bis tief in die Nacht mit ihm zusammen gesessen, geredet: „Kein Frommen des Vaterlands war, das nicht in unser Gespräch fiel, kein Verhältnis, keine Begebenheit des Tages. Man soll erst die kleinen Verhältnisse ordnen — so meinte Jahn —, Schulen soll man bessern, Leibeigene befreien, die Dörfer, die Städteordnung zum Leben gedeihen lassen u. s. w. Das fürwahr ist die Lehre der Geschichte. Christentum, Reformation, was je großes begonnen, ist verunglückt durch Blut. Der Strahl des Blutes löscht den Strahl der Sonne aus. Das ist seine Lehre.“ Nicht geheime Bünde der Jugend seien zu fürchten, sondern die Ultras. „Wo ist die Feme zu suchen, bei diesen oder jenen? ruft er aus. . . . Als Patrizier und Plebejer stritten, wer hat da gemordet? Wem fiel der Tribun Genucius, wer erschlug die Gracchen, den Livius Drusus als die wütend verbundnen Aristokraten? Also in Griechenland, also bei uns. Wer sandte die Meuchelmörder wider Luther aus? Das Dessauer Bündnis der Katholiken ging dem schmalkaldischen voran; die Packischen Händel gingen von den Altgläubigen aus; die Liga hielt aus im dreißigjährigen Kriege.“ So schreibt Ranke 1819; auch er ist von der Entrüstung ergriffen, die die deutsche Jugend damals durchglühte; so gut wie einer von den Heißspornen der Wartburgfeier eifert er gegen die Ultras, „die keine Konstitution kennen, als den Willen der Polizei, kein Vaterland als ihr Sofa, keinen Gewinn als das blanke Geld.“ Sie ersinnen Trug, um jedes freisinnige Gemüt verdächtig zu machen. „O, daß das Vaterland in solche Not gekommen! klagt er. Nun bedarfs der Männer, nun des starken Gemüts.“ Aber diese Not sollte ihn noch näher berühren, im Kreise der Seinen. Der Bruder wird durch seine Beziehungen zu Jahn

verdächtig, die Regierung bestätigt ihn nicht in seinem Lehramt zu Frankfurt. Leopold liest eben das Buch von Görres „Teutschland und die Revolution." Da hatte dieser redegewaltige Mann das düsterste Bild von dem Treiben der Machthaber in Deutschland nach der That Sands entworfen. „So — sagt er — „hat man öffentliche Charaktere, denen die Nation ihre Achtung zugewendet, die nichts gethan, was irgend einen gegründeten Verdacht rechtfertigen könnte, auf die man keine einzige wahrhafte Inzicht gehabt, aufs schnödeste mißhandelt, man hat ihnen Kommissionen hingesendet, die, weil sie sträflicher Umtriebe verdächtig seien, ihre Papiere durchsuchen sollten; diese, nachdem sie unbedacht alle rechtlichen Formen vorbeigegangen und der Welt ein Urteil über den Grad der dabei aufgewendeten Besonnenheit an Hand gegeben, haben den Frieden ihres Hauses gewaltsam gebrochen und nun eine Inquisition über alle ihre Papiere ohne Ausnahme bis auf die persönlichsten Familienangelegenheiten herab begonnen, zu deren Vollendung nichts als etwa eine Vivisektion gefehlt, um die Gedanken in ihrer geheimen Werkstätte im Entstehen zu belauschen. Man hat junge Leute, die — mit Shakespeare zu reden — schwärmen mit dem Blute, als kaltblütige Verbrecher genommen und bei ihnen auf Gesinnungen inquiriert, die aus der verschwiegnen Brust noch nicht an den Tag herausgetreten, und auf Worte, vor Jahren ausgesprochen und ohne alle Wirkung längst verhallt; und nachdem man dort wie hier nichts entdeckt, mit der unerhörten Maxime sich abgefunden, man habe dadurch, daß man Verdächtiges bei ihnen gesucht, sie selbst nicht verdächtig zu machen geglaubt, eine Lehre, die den Unbescholtensten preisgiebt der Mißhandlung jeder tyrannischen Gewalt, der es einfällt, nach Dieben zu suchen, wo keine Diebesherberge je gewesen."

Ranke war durch diese Lektüre aufs tiefste er-

schüttert. Der Bruder trifft ihn auf der Straße, das Buch von Görres in der Hand: „Da kannst du sehen, was du zu erwarten hast,“ sagt er, und dabei zeigt sein Gesicht einen so schmerzlichen Ernst, wie ihn jener noch nie an irgend jemand gesehen hatte.

Dennoch aber teilte Ranke die Gesinnungen der deutschen Jugend nicht: auf eine revolutionäre Umwälzung des Bestehenden, wie sie jene doch erträumte, hatte er seine Gedanken auch damals nicht gerichtet. Er verabscheute nur die tyrannischen Mittel, durch die sich die Regierungen vor jenen zu schützen suchten, es empörte ihn, daß dabei auch ganz Unschuldige betroffen wurden. Aber er ging nicht einmal so weit, daß er wie der gleichaltrige Böhmer in Frankfurt am Main die That Sands gebilligt hätte. Einmal kam in Freundeskreisen das Gespräch darauf und schweifte von da ins allgemeine, die Frage wurde aufgeworfen, ob eine That wie die des Brutus oder der Charlotte Corday an sich unbedingt zu verdammen sei. Ranke, in dessen Zügen der tiefste Ernst zu lesen war, erhob sich und sagte: „Du sollst nicht töten, das ist Gottes Gebot!“ Wenn er mit seinem Freunde Heydler in den Zeitungen von den Zügen Riegos, von den Geschichten in Corunna und Navarra liest, da erregt ihn wohl einen Augenblick das „Cadix, Cadix erwache!“ — er hat ein Mitgefühl von der Begeisterung, die jenen Rebellenführer beseelte, aber er stimmt doch dem Freunde bei: „Ich könnte mich nicht entschließen — sagte der —, für diese Freiheit zu sterben.“ Viel sympathischer war ihm hingegen die Erhebung der Griechen gegen die Türken: nicht revolutionäre, sondern nationale und religiöse Motive hatten diese ja hervorgerufen.

Unterricht und Lektüre

Nicht die Zeitereignisse haben ihn zur Beschäftigung mit der Geschichte um ihrer selbst willen ge-

führt, er sagt es später einmal ausdrücklich: sein Amt gab ihm den nächsten Anlaß dazu. Die Aufgabe, den Primanern Geschichte der alten Litteratur vorzutragen, führte ihn zum Studium der griechischen und römischen Historiker. Denn er verschmähte jedes Kompendium. Zum erstenmal las er Herodot ganz durch, da ergriff ihn „die unendliche Weltumfassung, die sich in diesem Grundbuch des historischen Wissens ausgeprägt hat.“ Bei Xenophon fesselten ihn die theosophischen Elemente: er fand, „neben all dem Heidentum webe da gleichsam etwas, was der alttestamentlichen Auffassung historischer Zustände entspricht.“ So fühlte er sich durch Xenophon in seiner positiv-religiösen Anschauungsweise bestärkt; er konnte nicht begreifen, warum Niebuhr ihm so abhold war. Von Livius riß ihn besonders das erste Buch hin. Niebuhr wurde nochmals vorgenommen, er folgt ihm möglichst und wird nicht allein von der Tiefe und Vielseitigkeit der Forschung, sondern an manchen Stellen auch von der Größe der Darstellung ergriffen; schmerzlich vermißt er die Fortsetzung der römischen Geschichte bis in die Zeiten der Bürgerkriege. Er griff nach den „Vierundzwanzig Büchern Allgemeiner Geschichten“ von Johannes von Müller. Darin sind die Zeiten vom Ende des ersten punischen Krieges bis auf Pompejus in zwölf ganz kurzen Kapiteln behandelt: das Ganze füllt nur wenige Blätter. Aber es machte doch einen großen Eindruck auf Ranke: hier in diesen fragmentarisch-epigrammatischen Äußerungen finden wir das stilistische Muster seines Erstlingswerkes. Die Studien in der Schule aber führten ihn auch hier weiter zu den Quellen. Appian und Dio Cassius wurden gelesen, dann kamen Sallust, Cicero und Cäsar an die Reihe. In Sallust fand er eine Moralität, die den Genius des alten Rom ausdrücke: „eine Idee, welche in der römischen Gesamtheit wirkte, ohne das Eigentum jedes Einzelnen zu sein.“ Cicero

erschien ihm sehr groß, er sah „einen notwendigen Grundzug des allgemeinen Lebens darin verkörpert; er kümmerte sich um den Stil seiner Reden, in der Konfiguration der Sätze meinte er etwas zu finden, was er sonst weder bei Lateinern noch bei Griechen erwartet hätte: die Verflechtung des Nebensächlichen im Hauptsatz, die möglichen Einwürfe werden im voraus kurz und bündig beseitigt, was seinem Stil eine ungewohnte Fülle und etwas Mustergiltiges für alle Zeiten verleihe. Auch die Briefe zogen ihn an. Von den Werken Cäsars waren es weniger die über die innern Zustände und den bürgerlichen Krieg, die er studierte, als die Geschichte des gallischen Krieges. Nicht an allem, was Cäsar da schildert, vermochte er teilzunehmen, dazu gehört, sagte er später, eine mehr kriegsmännische Befähigung, aber mit dem größten Interesse verfolgt er, allein und mit den Schülern, „den allgemeinen Gang der Unternehmungen, die Erfolge der verschiednen Feldzüge, die Siege, das Aufwogen des altkeltischen Volksgeistes dagegen und dessen Überwältigung.“ Ebenso fand er in der Schule Anlaß, sich mit Tacitus zu beschäftigen. Auch regte ihn hierzu sein Bruder Ferdinand an, der einst in Halle, wo er Philologie studierte, zu Fuß herüber kam; beide zusammen verfaßten ein Excerpt über die Regierung des Tiberius. Auch andre kleine Arbeiten entwarf er über Vorwürfe der alten Geschichte, die er noch sechzig Jahre später benutzen sollte. Die Geschichtsstunden, die er zu geben hatte, nötigten ihn aber auch, über die Zeiten des Altertums hinaus zu gehen. „Niemand könnte sich einen Begriff machen — sagt er später —, wie mehr mich eben die Zeiten des Überganges aus dem römischen Weltalter in das germanische ergriffen und festhielten. Mit einer Art von Entzücken las ich die aus Hugo Grotius zusammengestellten Berichte über die Zeit, die man die Völkerwanderung genannt

hat, und die folgende.“ Auch die an der Universität begonnenen Studien über ältere deutsche Geschichte setzte er fort. Inzwischen waren die ersten Bände des großen von Pertz unternommnen Quellenwerkes Monumenta Germaniae Historiae erschienen, die die karolingische Periode umfaßten. Ranke excerpierte die Annalen und das Leben Karls des Großen von Einhard, sammelte Stellen aus der Chronik des Mönches von St. Gallen und dem sogenannten Poeta Saxo, versuchte sich in kleinen Ausarbeitungen über das Privatleben Karls, Weltverhältnisse und Institutionen seines Reiches, Stellung der Priesterschaft u. s. w. Aus der ältern Sammlung von Bouquet machte er Excerpte von den Kapitularien. Zum Zweck seiner Lektionen schrieb er sich einen Abriß der ältern Kaisergeschichte. Wie er dann aber dazu gekommen ist, beim Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts so lang und entschieden Halt zu machen, wissen wir nicht. Er selbst schrieb den romantisch-historischen Arbeiten Walter Scotts einigen Anteil daran zu, die Lektüre Quentin Durwards soll ihn auf Commines und andre gleichzeitige Berichte geführt haben. Da überzeugte er sich, daß ein Karl der Kühne, ein Ludwig XI., wie sie bei Scott geschildert waren, niemals existiert hatten: er konnte dem Autor nicht verzeihen, daß er in seine Darstellung Züge aufgenommen hätte, die vollkommen unhistorisch waren, und sie doch so vortrug, als glaube er daran. Bei der Vergleichung überzeugte er sich, daß das historisch Überlieferte selbst schöner und jedenfalls interessanter sei, als die romantische Fiktion. Aber seine ersten Werke beschäftigten sich doch nicht mit diesen Geschichten, sie setzten später an, in Frankreich erst mit Karl VIII. Irren wir nicht, so wirkte hier doch die schon auf der Universität begonnene Beschäftigung mit der Reformationsgeschichte nach. Die Wiederbelebung des klassischen Altertums, die der kirchlichen Umwälzung voranging, konnte er

da nicht übersehen haben. Nun da er mit den großen Schriftstellern der Antike so ganz vertraut war, mußte ihm diese Erscheinung doppelt anziehend sein: sie führte ihn aber zunächst nach Italien. Da wo er zuerst von seiner historischen Arbeit spricht — Ende März 1820 —, deutet er das alles selber an: „ich möchte — sagt er — etwas lernen vom Leben der Nationen im fünfzehnten Jahrhundert, von dem nochmaligen Aufgehen aller Keime, die das Altertum gesät — als wäre nun die alte Blüte dahin, verweht, und der Keim, lang gepflegt, schöß wieder empor. Ich weiß noch nichts davon. Zum voraus aber weiß ich, daß dies Streben, Bilden, Wollen nicht beim litterarischen Adel blieb, sondern in gewisser Gestalt da war beim Volk. Ich weiß es aus der Reformation. Denn obwohl das Evangelium ganz ursprünglich durch Gottes Gnade Luthern geoffenbart worden, so ruht doch der Erfolg der Mitteilung noch auf ganz andern Gründen. Nur das trockne Holz faßt sogleich die Flamme. So werd ich denn lernen, hoff ich, ahnen wenigstens, wie Kaisertum und Papsttum gestorben, und ein neues Leben mit neuem Odem daherblast, aber lebendig macht, wie die infizierte Luft vergiftet, so gewiß, so allgemein."

Das „Geheimnis der Persönlichkeit"

Das ist nun alles äußerlicher Anlaß. Bei großen Menschen bestimmt der doch nicht den Beruf. Ranke hat ein paar Jahre später selbst gesagt: „Der Beruf, können wir uns den wohl machen? Sind wir nicht an eine bestimmte Stelle mit Notwendigkeit geknüpft, von da aus wir in die Welt übergehen sollen und werden, was wir auch thun?" Daß Ranke historische Bücher las, daß er durch Walter Scott auf Commines, durch Luther auf den italienischen Humanismus geführt wurde, erklärt noch lange nicht, warum er Geschichtschreiber

ward. Welcher Drang leitete ihn auf dem Gebiet, das er zufällig betrat, zu eigner Forschung? Was war es, das ihn da festhielt und zum eignen Forschen anregte? Ganz allgemein beantwortete er selber diese Fragen 1830, als man seinen ersten Büchern Mangel an philosophischem und religiösem Interesse vorwarf. Dies, meint er, sei lächerlich zu hören, da es just dieses Interesse sei, „und zwar ganz allein," was ihn zur Historie getrieben habe. Aber wir möchten den Punkt kennen lernen, wo dies Interesse ansetzte. Da helfen wieder nur die Jugendbriefe an den Bruder. Von ihnen fällt ein helles Licht auf die Werkstätte seines jungen Genius.

Die fromme Gläubigkeit, die Ranke inmitten einer ungläubigen Jugend auf der Universität auszeichnete, hat er in Frankfurt vielleicht nicht ganz ungetrübt bewahrt. „Hätt ich deinen Glauben — sagt er 1820 seufzend zu Heinrich — wär ich fest!" — „Ja, wenn man nur gewiß glaubte, lieber Heinrich," schreibt er ihm 1822 bei dem Tode eines gemeinsamen Freundes. „Die Erde ist gar zu nah und hart und dunkel; wir haben alle von der Granate gegessen, und schon oben sind wir den Untern gefangen und verfallen. Alles, was auf Erden ist, geht hinab, nur der Sonnenstrahl nicht; und das Licht und die Farbe, die arme Farbe selbst allein ist überirdisch. Ob wir das an den Dingen gebrochne Licht allein zurückspringen sähen, wenn die Dinge vergingen?" Er schilt sich selbst wegen solcher Reden: „Sind wir nicht Christi?" fragt er. Aber diese Zweifel regen sich doch immer wieder. Zwei Jahre später lernt er ein pietistisches Ehepaar kennen. „Sie sind ganz Christen — berichtet er dem Bruder — sie sind von der Einheit des Alten und Neuen Testaments und der lutherischen Lehre völlig überzeugt und gehen in die Übungen der hiesigen Herrnhuter. Stimmte ich nur so von ganzer Seele mit ihnen überein, wie ich nicht thue, und wie du thun würdest, und wäre

nur nicht bei mir einiger katholische, vielleicht sogar heidnische Sauerteig zurück!" Aber den Grundstock seines Glaubens griffen diese Zweifel doch niemals an, vermochten ihn nie zu einem vagen Deismus zu verflüchtigen. „Wir glauben beide — sagt er 1824 in einem Brief an Heinrich — an einen lebendigen Gott, bei mir gegenwärtig, der ich schreibe, und bei dir, wenn dus liest. Der einzige Unterschied ist, daß du reiner, steter, fester an ihn glaubst und nach seinen Geboten wandelst, und ich häufig, das ist alle Tage, von ihm abfalle und ihn vergesse; aber daß er lebt und ist, weiß ich so gut, als daß ich selber lebe." Er bittet die Freunde zuweilen, sie möchten sein im Gebet gedenken, er selbst fleht zu Gott vor einer Entscheidung, und dann wird es „sehr gut." Regt sich dann eine Stimme in ihm: es wäre wohl auch sonst so geworden, weist er sie ab. „Was ist doch dies ungläubige, thörichte, eitle Zweifeln in mir? Es beruht gänzlich doch auf Welt und losgerissener Erscheinung, die für sich sein möchte und bestehen ursprünglich und alles andre Erscheinen auch so fassen und die Schöpfung leugnen; — Gott aber ist sein selbst gewiß in allen Menschen." An den Dogmen, auf denen der christliche Glaube, der katholische wie der protestantische hauptsächlich beruht, an der Menschwerdung Christi und seinem Erlösungswerk hat er immer festgehalten. Während der Ferien zu Ostern 1822 predigte er einmal vor Eltern und Geschwistern in der Kirche von Wiehe, es war in den frühesten Morgenstunden, er stand an einem Lesepult beim Altar: „er sprach von dem Auferstandnen — erzählt der Bruder — wie er die Siegesfahne schwingt und sie uns reicht. Er sprach mit einer inneren Bewegung, mit einer Kraft und Freudigkeit, die uns ergriff." In Berlin machte es auf ihn einen tiefen Eindruck, daß eine wohlgekleidete Frau im Tiergarten den Kopf schüttelnd zu ihm sagte: Keine Gottesfurcht.

„Die Frau hat gewiß Unrecht," schreibt er an Heinrich; er will seinen Gott nicht vergessen, sondern alle Tage sein gedenken.

Da wo er nun in seinen Briefen von seinen historischen Arbeiten spricht, drückt er überall Hoffnung aus, dadurch der Erkenntnis Gottes näher zu kommen, und Freude an den Geschöpfen Gottes, deren Thaten die Geschichte ausmachen. „In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen — schließt er jenen Brief vom März 1820 — . . ., jede That zeuget von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht damit er nicht verloren geht, künftigen sehendern Jahrhunderten. Wohlan, wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserm Teil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer."

Das also ists: ein Priestertum, ein Gottesdienst, er thut ein heiliges Werk damit, heiligt die eigne Seele damit: „dies Lieben eines vergangnen Lebens" führt zu Gott; „indem wir den Dingen die Schale, die Hülle nehmen und das Wesentliche hervorkehren, geschieht es, daß auch in uns selbst Wesen, inneres Leben, Seele und Odem Gottesflügel bekommt oder wenigstens Dasein."

Worin nun eben Ranke dieses Wesentliche sieht, diesen Kern, von dem erst Hülle und Schale entfernt werden muß, erfahren wir auch aus den Briefen jener Jahre. Nicht der Fortschritt menschlicher Kultur, nicht die Entwicklung gewisser philosophischer oder politischer Ideen, nicht Sitten und Gebräuche sinds: es ist das Geheimnis der menschlichen Persönlichkeit, wie sichs im Handeln, Leiden, Streben, Verzichten offenbart.

Zuerst sinds wohl die um ihn, die er hört, sieht

und liebt, seine tägliche Umgebung, die Jugend, die er lehrt, die Freunde, mit denen er lebt, die ihm, ohne daß sie es wissen, davon erzählen. In der Schule fällt es ihm auf, daß man an den Menschen nie das Erworbne, Erlernte schätze und lieb habe, sondern „jene Eigentümlichkeit, die ihnen Gott zugegeben und auf ihre Stirn geprägt als sein Siegel“: dies ist ihm ein Zeugnis von der gotthaften Natur des Menschen. Wie er einmal mit dem kleinen Sohne eines Freundes über Land fährt und das Kind vor sich im Wagen sieht, so milchrein und zart wie ein Lamm, denkt er, was das für ein Jüngling werden müsse, der „in dieser Reine“ selig ungetrübt erwüchse. „Warum — ruft er aus — wird das rasche Füllen zu dem Roß, das es versprach, und das Reis wächst auf zu dem schlanken Tannenstamm? Nur das Kind lügt? Was ihm anfliegt von außen, setzt sich all an die Rinde oder wird abgebadet im nächsten Wasser. Bei uns dringts in Mark und Bein und verwüstet uns innerlich.“ Wie Heinrichs Schwiegervater, der Pastor Baier, den er sehr liebte, starb — fromm, gottergeben, mit Bibelsprüchen im Munde —, quält es Ranke, ob denn der Sterbende damit wohl auch seine eigne Natur ausgesprochen habe: „Worte und Bibelsprüche gehen wohl aus des Sterbenden Munde. Drücken sie sich auch selbst aus? Ihr eignes Gefühl, das nicht Gewöhnung ist und gute Sitte, sondern aus der Seele quillt und von der Gegenwart des Engels zeugt, der die Seelen löst, wie man spricht?“ Einmal redet er mit dem Bruder über den Unterschied in ihren religiösen Überzeugungen: jener neigt zum Pietismus, zu einer Mystik, die ihn überschwenglich bedünkt; er kann darauf nicht eingehen. Aber er ehrt das, was der Bruder aus diesem Gefühl heraus thut, als „ein selbständig Gewächs und eine Kreatur Gottes,“ er freut sich, sagt er, „über jedes besondre Leben seiner Natur nach.“

Ganz dasselbe ist es, was ihn bei seinen historischen Studien frühzeitig beschäftigt. Die erste Spur ist aus dem Jahre 1820: „Das ist gar so süß — ruft er daaus —, schwelgen in dem Reichtum aller Jahrhunderte, all die Helden zu sehn von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast: es ist so gar süß, und es ist so gar verführerisch!" Dieses von Aug zu Aug sehen ist ihm kein äußerliches Erkennen, es geht in die Tiefe, durch alle Hüllen hindurch auf den Kern der Persönlichkeit. Freilich immer will es nicht gelingen, so tief zu schürfen, und noch 1822 belauschen wir ihn über der sehnsuchtsvollen Frage: „Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Wesen des Individuums?" Schritt für Schritt aber dringt er weiter, seine Hauptfreude sind doch „die kleinen Entdeckungen menschlicher Tugend, menschlichen Lebens und einer menschlichen Geschichte," die er täglich in seinen Folianten macht. Es ist ihm „ein erhebend Ziel, vergangne Thaten zu enträtseln"; er möchte „alle die Thaten und Leiden dieses wilden, heftigen, gewaltsamen, guten, edeln, ruhigen, dieses befleckten und reinen Geschöpfes, das wir selber sind, in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt begreifen und festhalten." Er schwärmt davon, mit seinem Durst der „hinter aller Erscheinung thätigen Lebensquelle der Welt" noch einmal beizukommen: „dort, wo der Born quillt, der den Geschöpfen Leben, Wesen, Gestalt, Innerlichkeit giebt, wo kein Lob und kein Tadel, wo die allgemeinen Begriffe hinsinken vor der Idealität einer ursprünglichen und allemal gottverwandten Existenz."

Goethe — Humboldt — Jacobi

Dem achtzehnten Jahrhundert war der Gedanke, aus den individuellen Kräften die Fülle der geschichtlichen Erscheinungen zu erklären, fremd gewesen. Die Aufklärungsphilosophie hatte ja den Menschen als ein

sehr einfaches Wesen aufgefaßt, das überall und zu aller Zeit gleich sei und nur von der Begier nach Wohlsein und von der Furcht vor Leiden bestimmt werde. Rousseau, der wieder von den Mächten des Gefühls sprach, von einer Ahnung des Überirdischen, von einem Verlangen nach Gütern, die nicht sinnlich sind, bedeutet hiegegen doch nur eine leise Reaktion, da er ja die Gleichheit der Menschen nur um so stärker betonte: von Natur aus seien alle mit jenen höhern Gaben ausgestattet, nur die Verderbtheit der Gesellschaft habe sie in vielen zu vernichten gewußt. Ein energischer Widerspruch gegen jene Mißachtung des Individuums ging erst von den deutschen Stürmern und Drängern aus, und der deutsche Klassizismus bildete ihn aus und verbreitete ihn weiter. Goethe vor allen ist während seines ganzen Lebens der Anwalt des Rechts der Persönlichkeit gewesen, seine Jugendrezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen geben so gut Zeugnis davon wie die Verse, die er als Greis Suleika in den Mund legt:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jederzeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Geschichte ist ihm auch immer nur dann verständlich gewesen, wenn sie biographisch gefaßt war, wenn sich zum mindesten die Ereignisse um den Mittelpunkt einer großen Persönlichkeit anordnen ließen. So machten ihm in der Jugend Götz und Egmont das sechzehnte, Bernhard von Weimar das siebzehnte Jahrhundert anziehend; so brachten ihm die Biographien Napoleons, Johannes von Müllers, Theodor von Neuhofs oder Raumers Geschichte der Hohenstaufen „einige Vernunft“ in das „Weltwirrwesen.“ Aus dem Zusammenwirken des eingebornen Triebes, dem Dämon, und der Tyche, dem Zufälligen, sah er Leben und Schicksal des

einzelnen bestimmt, aber den Ausschlag gab ihm doch stets der Dämon:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist also fort und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehn,
So sagten schon Sibyllen und Propheten.
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Darnach ist denn auch die Persönlichkeit das primum agens aller Geschichte. Dieselbe Ansicht hat Wilhelm von Humboldt 1792 in dem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit der Staaten zu bestimmen niedergelegt. Ihm ist, wie sein Biograph sagt, „das in der Kraft der Individualität wirkende Menschliche" die geschichtserzeugende Macht. In den aufeinander folgenden Generationen sah er überall die innere Kraft des Menschen in wunderbarer Vielseitigkeit sich ausleben und in jeder historischen Erscheinung das Wesen des ewig Menschlichen an den Tag bringen. Ganz so wie bei Goethe mußte aus dieser Anschauung ein Optimismus entspringen, den wir später auch bei Ranke deutlich werden ausgeprägt finden: „Alles, was auf der Erde geschieht — sagt Humboldt — ist gut und heilsam, weil die innere Kraft des Menschen es ist, welche sich alles, wie seine Natur auch sein möge, bemeistert, und diese innere Kraft in keiner ihrer Äußerungen je anders als wohlthätig wirken kann."

Aber es ist kein Gedanke, daß Ranke erst von Goethe oder gar von Humboldt zu seiner Ansicht von den menschlichen Dingen geführt worden wäre. Wir haben gehört, wie er Goethe bei aller Verehrung fremd gegenüberstand, auch findet sich nirgends in seinen Briefen eine Spur intensiver Beschäftigung mit dessen Werken. Humboldts Schrift aber ist erst Jahre dar-

nach veröffentlicht worden, und Ranke nennt seinen Namen niemals. Etwas anders ist es mit einem dritten Schriftsteller, der auch den Kultus der Persönlichkeit aufs eifrigste getrieben hat, mit Friedrich Heinrich Jacobi. Eben während seines Frankfurter Aufenthalts hat Ranke viel in den Schriften Jacobis gelesen, er nennt den Namen wiederholt in seinen Briefen, die Korrespondenz Jacobis mit Hamann*) entzückte ihn, das Vorwort seines ersten Buches schließt er mit einem Zitat aus dem Aufsatz über Spinoza, wo Jacobi es als den Zweck seiner Philosophie bezeichnet: „Menschheit wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu stellen." Man hat von dieser Philosophie gesagt, sie zeige sich am Ende nur als „in Begriff und Worte gebrachter Geist eines individuellen Lebens: des Mannes Friedrich Heinrich Jacobi." Jacobi selbst bezeichnete diese Kritik als nicht ganz grundlos: „wer Persönlichkeit nicht in meinem Sinne gelten läßt — sagt er — der kann auch meine Philosophie nicht gelten lassen." Ihm ist alle Wissenschaft zuwider, „der Persönlichkeit, Freiheit und die Offenbarungen der Seele von einem überweltlichen Gott ohne Gewicht sind, die sich nur an die Welt hält, an das All oder die einzelnen Kräfte desselben." „Ich kenne die Natur des Willens, einer sich selbst bestimmenden Ursache, ihre innere Möglichkeit und Gesetze nicht," sagt er anderswo. „Denn ich bin nicht durch mich selbst. Aber ich fühle eine solche Kraft als das innerste Leben eines Daseins, ahnde durch sie meinen Ursprung und lerne im Gebrauch desselben, was mir Fleisch und Blut allein nicht offenbaren konnten. . . . Daneben lehrt mich Erfahrung und Geschichte, daß des Menschen Thun viel weniger von seinem Denken, als sein Denken von seinem Thun abhängt, daß seine Begriffe sich nach

*) In der dritten Abteilung des vierten Bandes von Jacobis Werken, die eben damals erschienen waren (1811—1819).

seinen Handlungen richten und sie gewissermaßen nur abbilden.“ War hier nicht ein leiser Impuls für unsern Geschichtsforscher gegeben? Dort, wo Jacobi Menschen zu schildern versucht hat, in Allwills Briefsammlung, legt er auf jene innere geheime Kraft, die sich im Handeln, nicht im Denken offenbart, ein großes Gewicht: er werde hingestoßen zu einer durchaus schiefen, ganz erlognen Existenz, klagt der Held einmal, aber dann rühmt er sich, dennoch behalte wahres Leben in ihm die Oberhand: „Mich rettete mein eignes Herz ... Was ist zuverlässiger als das Herz des Edelgebornen ... Überlaßt mich meiner guten Natur, welche verlangt, daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse. Silly bewundert an einem Totenbett die Fassung der Sterbenden: dies sei schlichte Fortsetzung ihres Lebens bis ans Ende. Clerdon meint, jedes Leben, auch das dunkelste, fordert seine Erhaltung mit einem Nachdruck, der sein Recht ist: »Der Nachdruck des am tiefsten verborgnen Lebens ist der mächtigste, und heilig über alles ist sein Recht.«“ In der Beurteilung historischer Persönlichkeiten wird in Jacobis Kreis wohl auch schon dieser Maßstab angelegt: ob alles ursprüngliche Natur, innerster Antrieb in ihr gewesen sei, das ist das Wichtigste. Hamann schrieb beim Tode Friedrichs des Großen: „Was für eine Lebenswärme, was für ein Lebensfeuer muß in seiner Natur gewesen sein.... Er war ein treuer Knecht seines Herrn und Ichs. Trotz seinem guten Willen zu einem Anti-, wurde er durch ein Schicksal und Mißverständnis ein Meta-Machiavell. Aus der Eichel mußte eine Eiche werden; zu welchem Bau diese dienen wird, beruht auf dem Willen des großen Baumeisters, der kein faber incertus ist.“ Und Jacobi ist ganz dieser Meinung, antwortet: „Jedes Wort, das du über den verstorbnen König sagst, zeugt von Lebensfülle und Abrahamistischer Samenenergie.“ Gewiß, hier ist die Rankesche Beur-

teilungsart vorgebildet. Aber es will nicht viel sagen; welch ein ungeheures Beginnen, in dem Wust der überlieferten Thatsachen nach diesem Reinen, Ersten, Letzten zu suchen, es zu erkennen und der Welt erkennbar zu machen: hier ist erst das Werk des Genius.

Berliner Einflüsse

Rankes erstes Buch führt den Titel: „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514." Er hat etwa vier Jahre daran gearbeitet, zu Weihnachten 1822, nach der Bescherung, hat er den ersten Abschnitt des ersten Kapitels „Frankreich und Karl VIII.," dessen Ausarbeitung ihn einige Wochen beschäftigte, vollendet. Im Februar 1824 konnte er einen Teil des Manuskripts an den Buchhändler Reimer in Berlin schicken. Dieser nahm es sofort an, und ohne Ranke weiter zu fragen, legte er es der Zensur vor und gab es in die Druckerei. Dies war Ranke nicht ganz recht; er fand, dem Buch fehle die letzte Hand. Er war nun entschlossen, noch eine kritische Abhandlung hinzuzufügen. An dieser arbeitete er vom April bis zum August 1824. Das Buch erschien im November desselben Jahres, die Abhandlung wohl unmitlelbar darauf unter dem Titel „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber." Anfang Dezember schickte er beide Bücher an den Staatsrat Johannes Schultze im Unterrichtsministerium und an den Minister Karl Christoph von Kamptz. Zu Weihnachten antwortete ihm Schultze voll Befriedigung und Teilnahme: wenn er eine Professur wünsche, werde er alles thun. Auch der Minister schrieb ihm und verhieß Förderung weiterer Studien; einen Monat später schrieb er, er werde Bedacht nehmen, Ranken in ein Dienstverhältnis zu bringen, wo er sich historischen Forschungen ganz ungestört hingeben könne. „Es ist mir, als wollten die Thore zu meinem wahren äußern Leben sich endlich eröffnen, als

sollte ich auch einmal Flügel regen dürfen," schrieb dieser nun. Denn in den letzten Jahren hatte er doch manche Stunde des Mißmuts und der Verzagtheit gehabt. Es fehlte ihm an Büchern, die Berliner Bibliothek sandte ihm zuletzt nur verdrießlich, was er verlangte, aber um die begonnene Arbeit fortzusetzen, bedurfte er auch handschriftlicher Quellen: „das Bekannte ist bald erschöpft, schal und fördert niemand. Das Wichtige ist entweder selten und kaum oder ungedruckt und für mich gar nicht zu haben," klagte er beim Abschluß seines Buches. Dazu regte sich hie und da doch auch eine leise Unlust zu seinem Beruf. Er hat später selbst einmal gesagt, mit der einförmigen Wiederholung eines täglich zu vollziehenden Berufsgeschäfts verknüpfe sich leicht eine innere Ironie, die weniger aus Bitterkeit entspringe als aus Überdruß. So weit kam es nun wohl nicht; von Ironie findet sich keine Spur auch in seinen traurigsten Briefen, aber Sehnsucht nach Veränderung drücken sie öfters aus. „Wenn ich nur nicht abends — so seufzt er einmal — wenn, wie jetzt, über die Wiese, am Eichwald der Mond scheint, und die reine Vorherbstluft das Herz mir kühlt und nachdenklich macht und höher, reiner erhebt, wenn ich nur nicht da alles bedächte, beschlösse, und doch stehe ich wieder zwischen den vier Bücherbrettern oder vor den Bänken in der Schule, lebe leider wie vorher."

Endlich, am 2. April 1825, kann er dem Bruder melden, er sei zum außerordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Berlin ernannt worden. „So alte Gedanken und Wünsche werden doch am Ende einmal wahr," setzt er hinzu. Am 8. Mai schied er von Frankfurt. Die letzten Tage wurden ihm doch schwer, er fühlte sich wund „um und um" und eine schmerzliche Lücke in seiner Brust. „Wie könnte ich nur in Gedanken wiederholen — schreibt er nach seiner Ankunft in Berlin an den Bruder — was mir in jenen

sieben Jahren voll Studien und Schulstunden viel Liebes, wenig Leides wider mein Verdienst gewährt worden ist."

In Berlin lebte er recht einsam: hier war kein gemütliches Stillleben wie in Frankfurt. Er bewohnte in einem Hause hinter der katholischen Kirche, das nicht mehr steht, Stube und Kammer, „wie ein Student"; das Mittagsmahl nahm er zu Hause ganz allein, die Aufwärterin wartete vor der Thür ungeduldig, bis er fertig war und sie herein konnte. Auch die Vorlesungen gewährten ihm keine große Befriedigung — er las über Geschichte des westlichen Europa mit Einschluß von Litteratur- und Kirchengeschichte abends von 6 bis 7 Uhr vor ungefähr dreißig Leuten. „Ich mache es freilich so gut ich nur kann — sagt er selbst —, aber leider ist das nicht eben allzugut; meine Kenntnis ist lang nicht umfassend genug, oft stockt meine Rede mitten im Fluß . . ." Sein vornehmster Hörer war der Legationsrat Varnhagen von Ense, damals längst ein Schriftsteller von Namen; er hatte Rankes Buch in der Haude- und Spenerschen Zeitung angezeigt. Varnhagen und seine Frau, die berühmte Rahel, blieben auch für die nächste Zeit der vornehmste Umgang Rankes, bei ihnen lernte er Bettina kennen und kam dann auch in ihr Haus. Er hat später dem Verkehr mit diesen Frauen einen großen Einfluß auf die Form seiner nächsten Bücher zugeschrieben. Nachweisen läßt sich das nicht. Aber insbesondre durch die Rahel mochte sein eigentümlicher Geist neue Nahrung und Befestigung seiner Originalität gefunden haben. Denn sie war nicht nur selbst eine Individualität durch und durch, sie faßte auch nur, was sich ihr persönlich und individuell darstellte — ein harter Beurteiler spricht von ihrem einseitigen, unbefriedigt aus sich herausstrebenden Subjektivismus; Wilhelm von Humboldt aber ruft ihr in einem der Sonette, die die Überschrift „Lea" tragen, zu:

Du hast gelebet in des Ichs Gebiete,
Hast jeder seiner Falten nachgespüret,
Gefühlet alle Flammen, die es schüret;
Kein Blick sieht mehr, wie er hinstarrend brüte.

Eine solche Frau mochte dem jungen Geschichtschreiber manch erwünschten Sibyllenspruch über Menschenleben und Menschenwissen ins Ohr raunen. Dies verraten auch die wenigen Briefe, die von ihr an ihn erhalten sind. Der erste vom August 1826 dankt für ein Gedicht, das er ihr sandte, ein „indisches Gedicht." Es erweckt in ihr einen Gedanken, über dem „nur noch ein Schlummer waltet," ein Gedanke über Geschichte — und was wäre nicht, fragt sie, Geschichte am Ende? Sie denkt, es gebe zwei Arten Nationen, vornehme und andre. Vornehm seien die, deren Entwicklung auf einem Wahn beruhe, einem „mythologischen, religiösen, selbsterfundenen, dichterischen." Seien auch solche Nationen in noch so befestigte Kasten abgeteilt, die letzte, niedrigste, schaue doch durch alle über ihr hindurch nach der höchsten und nehme teil an dem Leben dieser. Es seien das die Nationen, die nie über sich klar wüßten und sich nicht ihren Platz anweisen könnten. Ranke widmete in den nächsten Jahren zwei solchen Nationen Aufmerksamkeit: den Neugriechen und den Serben, da mochte er sich des dunkeln Worts seiner Freundin erinnern. „Erzeigen Sie mir die Ehre — so schließt sie jenen Brief —, mit mir zu streiten."

Nicht weniger eigentümlich als Rahel war Bettina, ja wenn Leidenschaft und Begeisterung mehr von ursprünglicher Natur Zeugnis geben als Blitze des Geistes und scharfer, alles durchdringender Verstand, so war sie es in viel höherm Maße als jene. „Das großartigste, reichbegabteste, einfachste, krauseste Geschöpf — nannte sie 1824 ihr Bruder Clemens Brentano —, das in stetem Reden, Singen, Urteilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen und Modellieren alles in Be-

schlag nehme, um das Gemeine als Modell zu Hohem in irgend einen Akt zu stellen und das Ungemeine sich gesellig zu bequemen." Und Varnhagen sagt von ihr: „Wenn man sie hörte, war es, als vernähme man die herrlichste Symphonie Beethovens." Als Ranke sie kennen lernte, hatte sie das vierzigste Jahr überschritten, aber sie war nur äußerlich verändert, innerlich trug sie immer noch immer bewegte glühende Jugend. Der Briefwechsel Goethes mit einem Kinde erschien erst 1835, vieles davon mag eben in diesen Jahren gereift sein. „Wenn der Same in die Erde kommt, wird er lebendig — sagt sie da einmal —; wenn der Same nicht schon Leben in sich hätte, könnte es nicht in ihm geweckt werden, es ist Leben, was ins Leben übergeht." Und ein andermal: „Hunger und Durst werden auch nicht älter; so ists auch mit dem Geist, in der Gegenwart bedingt er schon die Zukunft . . ." Wenn sie im späten Herbst im Vorübergehen das tote Laub von den Hecken streift, die Knospen öffnet, die Wurzeln ausgräbt, da sammelt sie sich diese Weisheit ein: überall drängt sich das Zukünftige aus der gesamten Kraft der Gegenwart hervor, so sei kein Alter, kein Absterben, sondern ewiges Opfern der Zeit an das neue junge Frühlingsleben. Solche Worte, vor Ranke gesprochen, verhallten wohl nicht ohne Eindruck. Ähnliche Gedanken, wir hörten es, trug er selbst in der Brust, und noch Ungedachtes, das aber tief in ihm lag, mußten sie hervorlocken. „Diese Frau hat den Instinkt einer Pythia," sagte er dann von ihr; „eine so strömende wahre Beredsamkeit in bewegten oder geistigen Augenblicken" ist ihm noch nicht vorgekommen. „Wer wollte ihr aber alles glauben?" setzt er kritisch-zweifelnd hinzu. Indes verbringt er lange Abende bei ihr, auch ihre Kinder sind ihm lieb. Einen neuen gleichaltrigen Freund gewann er in dem Philosophen Heinrich Ritter, „einem Menschen — wie er ihn Heinrich schildert —

von wahrhaft innerlichem Dasein, voll Verstand, Milde und Wissenschaft." Im ganzen aber führt er die ersten zwei Jahre seines Berliner Aufenthalts ein einsames Leben. Seine größte Freude sind Besuche von zu Haus oder aus Frankfurt; die Ferien bringt er dort zu, er fehlt nicht bei der Hochzeit seines Bruders in Bärwalde, er besucht zu Weihnachten 1825 Frankfurt und ergeht sich in Erinnerungen. Bei Heydler wird dann der Christbaum für ihn geputzt, er bekommt, wie einst, seine Äpfel, Nüsse, Backwerk, einen Wachsstock und freut sich kindisch darüber. Auch seine jungen Schülerinnen sucht er auf — „oder vielmehr nur eine," wie er selbst sagt.

Für den Fortgang seiner Arbeiten war das bedeutendste, daß er in der Berliner königlichen Bibliothek 48 Bände handschriftlicher italienischer Relationen, vorzüglich über südeuropäische Verhältnisse, benutzen konnte. Bis dahin hatte er fast nur nach gedruckten Büchern gearbeitet, nun eröffnete sich ihm eine reiche Quelle ganz neuer Nachrichten. Denn niemand hatte noch Mitteilungen daraus gemacht, Johannes von Müller, der sie kannte, hatte wohl die Absicht, sie zu verarbeiten, doch war er nicht dazu gekommen; es ist nur ein Aufsatz von ihm übrig, der den allgemeinen Eindruck giebt, den der erste Band auf ihn gemacht hatte. Mit Feuereifer vergrub sich Ranke nun in diese Schätze. Im März 1826 finden wir ihn über dem Studium der spanischen Staatsverwaltung: da ist er „über den entsetzlichen Verein von einer vielleicht durchaus nicht erheuchelten Gottesfurcht mit Habsucht, hinterlistiger Politik und ruinierenden Maßregeln" erstaunt und empört. „Gott wird geben — ruft er aus — daß ich die Sachen, hoffe ich, wie sie waren, ans Licht ziehe; ohne allen Schein, ohne einigen Betrug meiner selbst und andrer." Im Spätherbst hat er bereits ein Stück Manuskript über die Völker des südlichen Europa

im sechzehnten Jahrhundert zum Druck abgesendet. Nun beginnt er mit der Geschichte der Päpste: „ebenso interessant als bedeutend, als intrikat und höchst schwierig.“ — „Es sind einige erhabne Naturen unter ihnen — schreibt er an Heinrich — doch in ihrem Thun und Treiben sind sie nicht frei, sondern von der Lage, in der sie sich befinden, völlig bestimmt, von dem Beispiel der frühern, das sie nicht verlassen dürfen, abhängig.“ Daneben beschäftigen ihn „Verfassung, Staatsverwaltung, Handel der Venetianer,“ dann aber kehrt er wieder zu den Päpsten zurück. „Es sind große Menschen darunter — wiederholt er im Februar 1827 —; selber im sechzehnten Jahrhundert sind es so ausgezeichnete Naturen, wie man auf keinem andern Fürstenthron finden wird. Sie kommen alle aus dem Volk selbst empor: oft sind es in der That nicht Ränke oder Begünstigungen, sondern große Eigenschaften, wodurch sie emporgekommen.“ Pius V. zieht ihn besonders an: „Ich habe Relationen über ihn, wie er leibte und lebte. Ein so frommer Mensch: einfältig wie ein Kind, und der strengste Inquisitor und Verfolger der Protestanten, die doch in dem, was das Wesen seiner Gesinnung war, mit ihm ganz übereinkommen.“ Er staunt: „So sehr dem Irrtum unterworfen ist der Mensch; gebrechlich, ein Thor — und in seinem Gebrechen groß; zuweilen edel noch dann, wenn er Verabscheuungswürdiges thut.“

Aber nicht ausschließlich dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert waren damals seine Studien gewidmet. Er nahm nun zuerst die vornehmsten Denkwürdigkeiten der französischen Revolutionszeit vor, ja er las die Verhandlungen der Nationalversammlung im Moniteur, um sich mit den Urhebern der Bewegung persönlich vertraut zu machen. Die Gesellschaft, in der er sich zuweilen bewegte, gab ihm hierzu den nächsten Anlaß. Denn im Varnhagenschen Hause wurde viel

über Politik gesprochen. Noch war der Eindruck, den die südeuropäischen Revolutionen hier gemacht hatten, nicht ganz verweht, die Griechen standen mitten im Kampf um ihre Freiheit. Aber das meiste Interesse erregten die französischen Verhältnisse. Karl X. hatte den Thron bestiegen, seine legitimistische Gesinnung war bekannt und äußerte sich bald genug, die royalistischen Ultras traten energischer hervor. Dies bewirkte auch eine Steigerung der revolutionären Tendenzen auf der entgegengesetzten Seite. Die Varnhagen nahmen eher für diese Partei: Rahel hielt große Stücke auf Gans, einen liberalen Rhetor, sie war von Börne entzückt; Alexander von Humboldt, der zuweilen erschien, huldigte so wie Varnhagen einem ziemlich fortgeschrittenen Liberalismus. Aber auch die konservative Partei kam in ihrem Salon zu Worte. Da war besonders der spanische Gesandte Cordova, der sie vertrat; zwischen ihm und Gans gab es zuweilen heftige Kontroversen. Aus der Polemik heraus suchte man sich dann doch auch zu einer objektiven, mehr historischen Ansicht zu erheben. „Die Bourbons werden nicht bleiben, auch die Orleans nicht — sagte Rahel einmal in einem solchen Gespräch — die Republik ist unvermeidlich.“ Dabei nahm die sonst so mild und so bescheiden einwirkende Frau einen tiefernsten Ausdruck an, ihre Züge sprachen „Entscheidung und Entschlossenheit,“ ein „fast herrscherlicher Trotz“ bezeugte den tiefen Glauben an das, was sie sagte. „Sie glauben also nicht, daß Orleans regieren wird?“ fragte Gans mit erhöhtem Eifer. „Regieren — versetzte Rahel — warum nicht? Wer kann alle Zwischenszenen berechnen. Aber die großen Ereignisse von anhaltender geschichtlicher Gestalt gehen darüber hinweg und machen daraus den Staub ihres Weges.“

Solche Gespräche also waren es, die Ranke, wie er selbst erzählt, die Beschäftigung mit den Denkmalen

der Revolution, von der ja alle Gärung der Gegenwart herrührte, nahelegten. Bald — es war im Jahre 1827 — kam er in sich selbst darüber zur Entscheidung. Daß die Revolution ein „allgemeines, Geist und Gemüt mit Notwendigkeit bestimmendes und eine unbedingte Teilnahme erforderndes Interesse" in sich habe, kann er nicht finden; sie ist ihm ein Ereignis, das wie andre seine eigentümlichen Wurzeln in den Thatsachen hatte und aus Verflechtungen hervorging, die auch andre hätten sein können. Er erkannte wohl die unendliche Bedeutung der Revolution für die Welt und für jeden einzelnen lebendig an, versöhnte sich aber doch mit den entgegengesetzten Bestrebungen der von dieser Bewegung nicht ergriffnen europäischen Welt. Durch seine Studien gelangte er so zu einer „beide Seiten in sich begreifenden Auffassung," die ihm eine innere von den Tagesbegebenheiten nicht zu erschütternde Ruhe gab. In dieser Stimmung konnte er nun wohl auch an die kritische Bearbeitung jener Periode gehen; er begann einen Versuch über ihre wichtigsten biographischen Denkmale. Aber inzwischen war sein zweites Buch, die Frucht seiner Entdeckungen in den Berliner Handschriften, erschienen: die „Fürsten und Völker von Südeuropa." Ihr Erfolg entführte ihn auf Jahre hinaus der Heimat; jener Versuch ist niemals vollendet worden.

Idee der ersten Schriften

Dunkel, fragmentarisch, leidenschaftlich, aber doch erkennbar, hat Ranke in seinen Briefen das Programm einer neuen bis dahin unbekannten „menschlichen" Geschichte gegeben. Es erhebt sich die Frage, wie er es in seinen Erstlingswerken durchgeführt hat. Leicht zu sagen ist das nicht. Er hat von den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" gesagt, es fehle ihnen die letzte Hand, man könne die „Idee" daraus nicht erkennen. Aber wie er das Buch dann

dem Bruder übersendet, hofft er doch, dieser werde seine Gesinnung, einen Teil seiner Erfahrung und seiner Gedanken darin finden. Auch das zweite Werk thut ihm nicht Genüge, es enthält ihm noch nicht „die Fülle des geistigen Lebens der Geschichte": ein solches Buch will er erst noch schreiben. Indes wünscht er auch hier, daß die Seinen „einen Menschen und einen Bruder" darin erkennten. Etwas individuelles, persönliches also sollte in diesen Büchern erscheinen, eine Idee, ein Glaube.

Sieht man einmal das eigentlich entscheidende in der Geschichte in den handelnden Menschen, so werden die Großen dieser Erde, die Päpste, Kaiser und Könige, Staatsmänner und Heerführer in den Vordergrund treten müssen. Dies ist denn auch in Rankes ersten Büchern der Fall. Schon die Überschriften zeigen es an: Frankreich und Karl VIII., Karl VIII. in Italien, Rückzug Karls VIII., Maximilian von Österreich und das Reich, Ludwig XII. und Venedig, Papst Alexander VI. und sein Sohn, Julius II. erste Thaten und doppelte Absichten. In den Fürsten und Völkern ist eine ganze Galerie von Herrscherbildnissen. An den Handlungen und Schicksalen der Fürsten entwickelt Ranke die Geschichte der Völker. Als der erste bedeutende Moment in dem Abschnitt über die französischen Verhältnisse erscheint doch der Regierungsantritt Karls VIII., da dieser Fürst „ein Herz zu fassen und sein eigner Herr sein zu wollen anfing." Durch eine unerwartete „großartige Handlung" macht Karl dem alten Krieg der Barone mit der Krone ein Ende. Den Ausschlag zur italienischen Unternehmung, die soviel große Ereignisse nach sich zog, gaben „Lodovico des Mohren Boten und Briefe." Daß diese aber Eindruck machten, lag ganz an der Persönlichkeit des Königs, „von Natur aus empfänglich" für die „alten Träume der Christenheit" von einem Herrscher, der einst Jerusalem wieder ge-

winnen und nach seinem letzten Sieg über die Feinde des Glaubens auf Golgatha seine Krone niederlegen werde. Wenn sich Karl „in seiner Seele mit diesem Vorhaben beschäftigte, erschien seine Stirne hoch, sein Auge groß und feurig, seine Brauen erhaben.“ Wie dann Ranke die Lage Italiens schildert, zeigt er uns die Thätigkeit Ferrantes von Neapel, seines Alfonso, Lodovico Moros gewaltiges Aufstreben, den verletzten Stolz Isabellas, Johann Galeazzos Weib. Isabella, selbst dem Titel nach Herzogin von Mailand, sah sich verdunkelt durch Moros Gattin, Beatrice, die doch ihre jüngere Base war; schon ließ der Mohr vernehmen, ihm gebühre die Herrschaft. „Es wäre ein göttliches Herz — sagt Ranke — das in der Betrachtung der Gefahr für ihr gesamtes Haus dennoch still geduldet hätte. Isabella handelte menschlich, da sies nicht ertrug, sondern zuerst in Mailand bald klagte, bald drohte und zuletzt ihren Vetter Alfonso in Neapel um Abhilfe anging. Da brachen Ferrante und Alfonso die Freundschaft mit dem Mohren, dieser aber sendete jene Briefe, jene Boten an Karl VIII.: der Krieg begann.“

In den „Fürsten und Völkern“ scheint es auf den ersten Blick, als sei hier das Hauptgewicht auf die Zustände gelegt. Sieht man aber genauer zu, so sind es doch wieder — wie es ja der Titel schon andeutet — die Persönlichkeiten, die den Ausschlag geben. Als Grundlagen der osmanischen Macht werden wohl das Lehnssystem, die Janitscharen und Sipahi, endlich die Stellung des Oberhauptes bezeichnet, aber es hängt doch alles davon ab, wie die Oberhäupter waren: die Befugnisse, die ihnen das Herkommen und ihre Hilfsquellen sichern, sind allein für sich nichts. Mit den unthätigen Sultanen beginnt der Verfall der osmanischen Dinge. Wir sehen diese Herrscher vor uns: Selim II., die beiden Amurath — der Geschichtschreiber

versucht darzustellen, wie ihre Charaktere geworden sind, darin sieht er den letzten Grund jener großen Weltveränderung, die durch den Untergang der türkischen Größe verursacht worden ist. Amurath III. begann mit den besten Anlagen, er erweckte die schönsten Hoffnungen, aber, bemerkt Ranke, „nicht alle Menschen bleiben dem Charakter getreu, zu dem sie sich in ihrer Jugend entwickelt haben. Die Entwicklung geht auch in männlichen Jahren fort, und nicht immer von Härte zu Milde, aus Bewegung zur Ruhe. Es giebt auch deren, die aus bescheidnen, gesetzten und ruhigen Jünglingen leidenschaftliche, stürmische und unerträgliche Männer werden.“ An Amurath IV. beobachtet er, daß „die verderblichsten Leidenschaften die menschliche Seele am raschesten in Besitz nehmen.“ Dieser Amurath war einer der fürchterlichsten Despoten; in fünf Jahren wurden unter ihm fünfundzwanzigtausend Menschen hingerichtet, viele tötete er mit eigner Hand. Ranke bricht nicht etwa in moralische Entrüstung aus: „gegen eingewurzelte Übel — sagt er — können scharfe Mittel von guter Wirkung sein. Doch in diesem Menschen war Mord kein Mittel mehr, sondern Vergnügen. Nicht auf solche Weise stellt man Staaten her.“ In der Darstellung der spanischen Monarchie wird der Verfassungseinrichtungen, der Handelsverhältnisse, der Finanzen ausführlich gedacht, aber die Hauptsache sind auch hier die Fürsten: Karl V., den wir vor unsern Augen spät aber plötzlich zum Helden und Staatsmann werden sehen; Philipp II., der uns zum erstenmal in der historischen Litteratur der neuern Zeit menschlich begreiflich entgegentritt, und dann die spätern Könige, Philipp III. und IV. Auch hier ist der Niedergang des Staats hauptsächlich eine Folge der Degeneration des Herrscherhauses. „Das Geschlecht der Pipine brachte lange Zeit Männer und Helden hervor — so schließt das Kapitel über die spanischen

Könige — und noch Karl der Große war von trefflichen Söhnen umgeben. . . Doch seitdem verfiel es von Geburt zu Geburt bis zu Schwächlingen, die ihr Lebelang Mündel blieben. Drei Nationen waren genötigt, von diesem Geschlecht zu lassen. Wo sind so viele Geschlechter hin, die in den frühern Jahrhunderten geherrscht, und von denen keine Spur mehr übrig! Wir treten hier an die Geheimnisse des Lebens selbst, wo es aus seinen verborgnen Quellen strömt." „Wer — ruft Ranke aus — eröffnet sie uns!" Es ist dieselbe Sehnsucht, die ihn in Frankfurt mitten in der Arbeit ergriff.*)

Aber jenen „Kern des Individuums," den er damals schon mit ganzer Seele suchte, den Grund seines Daseins, wie er es jetzt in der Vorrede zu den „Fürsten und Völkern" nennt, wo faßt er ihn denn? In Abstraktionen zu fassen ist er nicht, nur im Handeln und Leiden tritt er zu Tage, flüchtig und selten, in Augenblicken tiefer Bewegung und gewaltsamer Spannung: nicht jedes Auge vermag sie zu schauen, das ist gemeiniglich nur Dichtern vorbehalten, aber Ranke besitzt es auch, dieses „sehende Auge," wie Carlyle sagt. Mit Vorliebe verweilt er da, wo sich ihm das innerste Wesen der Menschen zu enthüllen scheint; da schwelgt er gleichsam in der „Fülle der Gesichte." Besonders in seinem ersten Buch finden wir das häufig, es macht dessen vornehmsten Reiz aus. Da ist Lodovico Moro, wie er nach Jahren voll Glück und Glanz, von den Franzosen geschlagen, aus Mailand weichen muß, um in die Berge zu fliehen. Er sucht die Kirche auf, wo Beatrice, „die Gefährtin seines Wohlergehens,

*) In den spätern Auflagen ist die Stelle verändert, der Ausruf: „Wer eröffnet sie uns" fehlt ganz und gar. Überhaupt sind die Änderungen, die Ranke an seinen Erstlingswerken vornahm, keineswegs so gering, als man nach den Vorreden glauben möchte. Sachlich freilich sind sie unverändert, aber das Charakteristische liegt bei Ranke nicht bloß im Stoff.

mit der sein Glück gestorben," begraben liegt. „Die Strahlen der untergehenden Sonne schienen durch die Fenster, so stand er an ihrem Grab. Die Brüder des Konvents begleiteten ihn heraus. Er sah noch einmal um. . . . Ihm brachen die vollen wahren Thränen aus. Dreimal wandte er sich um. Dann stand er lange, den Kopf zur Erde, in tiefen Gedanken, ohne Bewegung." Dieser Anblick ergreift den Schildernden selbst so tief, daß er es nicht verbergen kann. „Es ist ein Gewebe dicht von bunten Fäden — sagt er —, unabänderlich, eng verwoben, von Glück und Lust, Verschuldung und Mißgeschick; und das ist das Menschenleben."*) Ein andermal zeigt er uns Isabella von Kastilien, die Gemahlin Philipps des Schönen, eine melancholische Frau, aber voll Leidenschaft zu dem prächtigen, heitern Gatten. Sie wird eifersüchtig auf ein Mädchen, dem Philipp Aufmerksamkeit erweist, sie läßt ihr die schönen blonden Haare abschneiden. Philipp verbirgt nicht, daß er unmuthig ist. „Hier — sagt Ranke — hier — wer kennt die unergründete Tiefe der Seele, wo sie bewußtlos schafft und bewußtlos leidet, wo die Wurzel ihrer Gesundheit und ihrer Krankheit ist? — ward es in ihrem Gemüt dunkler; wie in Spanien die Liebe zu Philipp, stieg in den Niederlanden die Ehrerbietung vor ihrem Vater empor, diese beiden Gefühle nahmen sie ganz ein, bewegten sie wechselweis und schlossen ihr die übrige Welt zu." Das Wesen König Philipps erlauscht er aus mannigfachen kleinen Zügen, die von dessen ältern Biographen aufbewahrt worden sind, oder von denen jene Relationen erzählen; etwa wie Philipp zu einer Dame, die auf die Stufen des Altars tritt, verweisend sagt: Dies ist kein Platz für euch noch auch für mich; — wie er die Sieges-

*) Auch diese Stelle ist in den spätern (zweiten) Ausgaben der Ges. Werke verändert: „Welch ein Gewebe — heißt es dort — „ . . . . dieses Menschenleben."

kunde von Lepanto, die Unglücksbotschaft Medina Sidonias aufnahm; wie er in seinen alten Tagen der Tochter Isabella und dem Schwiegersohn Albrecht von Österreich sein Herz öffnete: „zu der Gnade, ihm ein so großes Reich zu geben, habe Gott das andre, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe ferner zu regieren vermöchte, nicht hinzufügen wollen. Ihnen beiden empfehle er das Reich. Mit Thränen sagte dies der alte König."

Aber Rankes Darstellung zerfällt darum doch nicht in lauter Biographien und Charakteristiken der Großen dieser Erde. Auch die Menschen in den niedern Regionen haben seine Teilnahme, wenn sie nur in bedeutender Handlung auftreten. Diese Menschen zu erkennen ist freilich viel schwerer; es fehlen die Dokumente ihres innern Lebens. Um so bewundernswürdiger ist der Scharfblick, mit dem Ranke auch hier die Augenblicke zu ergreifen weiß, in denen sich dieses Leben flüchtig offenbart. Da schildert er einmal, wie in dem neapolitanischen Kriege von 1503 Spanier und Franzosen nach langem Marsch, tief erschöpft und beinah verschmachtet, bei Cerignola aufeinander stoßen: wie sie einander ansichtig werden, vergessen sie Durst und Ermattung und stellen sich zur Schlacht. Das ist nun so ein Augenblick; unser Erzähler hält staunend inne: „Die Seele — ruft er aus — verbirgt in ihrer Tiefe geheime Quellen zu immer neuer Erfrischung." In der „Digression über die Neugriechen," in den Fürsten und Völkern vernehmen wir einen Nachhall seiner Teilnahme für den griechischen Aufstand. Zwar begeistern kann er sich nun, da er sie näher kennen lernt, nicht mehr für sie, aber er findet doch ein eigentümliches Leben in ihnen, bewahrt unter allem Druck der fremden Herrschaft: „ein Element blieb übrig, in welchem das geistige Leben sich äußern konnte — sagt er —, sie behielten den Laut der Natur, den Gesang. . . . Es war unfehlbar

eben jener Gesang, den wir kennen, der in eintöniger, fast wehmütiger Weise Leid und Freude eines einfachen Lebens begleitet — die Freude: Genuß der Liebe und der Familie; das Leid: Tod und Trennung und alsdann jene Einsamkeit, die dem Mond ihre Grüße befiehlt, die Vögel zu ihren Boten macht, mit den Wolken wandert, Stein und Meer zu Vertrauten hat und die leblose Welt mit eingebildetem Mitgefühle belebt."

Bisweilen scheint es, als schöpfe der Geschichtschreiber die Deutung fremden Lebens geradezu aus der eignen Brust; so wenn er den Ximenes schildert: „Hier lag er oft mit der Bibel im hohen Gras oder kniete und betete; hier erfuhr er alle Leiden und Entzückungen einer einsamen Seele, die Gott sucht." So hat er selbst in der Umgegend von Frankfurt mit seinen Büchern im Grase gelegen und Gott gesucht. Oder wenn er Don Juans von Österreich trüben Ausgang erzählt: „Es ist der Seele eigen, wofern ihre ursprünglichen Absichten fehlschlagen, daß sie sich in einem unbestimmten Wünschen und Entwerfen gefällt; als wolle sie dem Mißgeschick mit kühnen Unternehmungen Trotz bieten, giebt sie sich noch viel größern Planen hin, doppelt fühlt sie die zurückgedrängte Kraft, aber in ihren innersten Tiefen ist sie dabei doch von dunkelm Mißmut gefesselt. . . ." Und dann, wie der Held von Lepanto, von innerer Ungeduld über sein thatenloses Leben, endet: „So aber ist diese Welt. Sie reizt den Menschen, alle seine Fähigkeiten zu entfalten, sie treibt in ihm alle Hoffnungen auf. Dann mäßigt er sich nicht: seine Kräfte fühlend, jagt er Kampfpreisen nach, die er von ferne sieht. Sie aber gewährt ihm nicht, sie schließt ihm ihre Schranke zu und läßt ihn sterben." Freilich so buchstäblich hat er das alles nicht erlebt, so wenig wie der Dichter das Schicksal seiner tragischen Helden ganz durchlebt; aber es war

das alles einmal in ihm, und nun hilft es ihm, das Leben längst vergangner Menschen auszudeuten.

Die Beilage seines Erstlingswerks „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ ist von jeher deshalb hoch gerühmt worden, weil Ranke darin zuerst die Grundsätze historischer Wissenschaft, die Niebuhr bei Betrachtung der ältern römischen Geschichte angewandt hatte, an den Quellen der neuern Geschichte versucht und dabei vertieft und befestigt habe. Aber eigentlich läßt sich Rankes Vorgang mit dem Niebuhrs doch nicht gut vergleichen. Auch ist es nicht wahr, daß er Grundsätze aufgestellt hat, nach denen sich hernach ein jeder zum historischen Kritikus ausbilden könnte. In der Vorrede sagt er, daß er einen dreifachen Zweck verfolge: erstens die Art und Weise zu rechtfertigen, auf die er in seinen romanischen und germanischen Geschichten die Quellen benutzt hatte, die zweite, denen, die sich über die Anfänge der neuern Historie gründlich unterrichten wollen, anzuzeigen, aus welchen Büchern sie dies können, und aus welchen nicht; die dritte, „die vornehmste und rein wissenschaftliche, zur Sammlung eines unverfälschten Stoffes für die neuere Geschichte, zu einem gründlichen Urteil über Natur und Wert der über dieselbe vorhandnen urkundlichern Schriften“ beizutragen. In den Grundsätzen, nach denen er das Wahre vom Falschen sondert, ist er keineswegs originell. Daß von zwei Schriftstellern, die über dieselbe Sache verschieden berichten, der dem berichteten Ereignis am nächsten steht; daß bei wörtlicher Übereinstimmung, der, der 1526 schrieb, von dem abgeschrieben hat, der schon 1524 im Druck vorlag, und nicht umgekehrt, endlich daß Urkunden ein glaubhafteres Zeugnis sind als schöne Reden, die ein Autor seinem Helden in den Mund legt, das war alles schon vor Ranke bekannt und wie sollte es nicht! Es ist ja etwas gar einfaches und selbstverständliches. Unstreitig liegt darin ein

großes Verdienst, daß Ranke diese Grundsätze auf eine Reihe von berühmten Schriftstellern anwandte, die bis dahin als ganz zuverlässig galten, weil sie eben noch niemand gründlich untersucht hatte. Aber das Große seiner kritischen Kunst liegt nicht in der Anwendung dieser handwerksmäßigen Kunstgriffe, vielmehr liegt es darin, daß er auch hier die Persönlichkeit des Berichterstatters zu verstehen sucht: wenn dieser hernach auch ganz falsch berichtet, lernt er doch immer etwas von ihm: das ist seine Kunst und kann in keiner Schule gelehrt und nicht nachgeahmt werden: wer dies verstünde, wäre ein ebenso großer Historiker wie Ranke selber. Er ist deshalb auch weit entfernt von der Geringschätzung, mit der kleine Geister von der Höhe ihrer urkundlichen Forschung auf die gleichzeitigen oder gar auf die spätern Schriftsteller herabblicken. Obgleich Ranke gefunden hat, daß der berühmte Florentiner Guicciardini in seinem Geschichtswerk zum guten Teil aus andern Büchern schöpft, daß die Reden darin meist erdichtet, wichtige Thatsachen ganz entstellt, Verträge verändert mitgeteilt und allerlei Wunder erzählt sind, so erkennt er ihm nicht nur dennoch wegen seiner Erläuterungen über den Ursprung der geschichtlichen Handlungen wahre Meisterschaft zu; er weiß seine Eigenart auch in Verbindung mit dem florentinischen Wesen seiner Zeit zu setzen, und so erklärt er eins aus dem andern. Nicht bloß Notizensammlungen sind ihm die Schriftsteller, sondern lebende Menschen, die aus einer besondern Ursache, mit besondern Absichten, von Neigungen und Leidenschaften nicht unberührt ihre Bücher schreiben. In der Vorrede sondert er sie in verschiedne Gruppen: sie zeigen die verschiedensten Naturen, sagt er, sie sind in allen Farben gekleidet. „Einige gehen feierlicher einher: sie wollen darstellen, es dünkt sie der Weg der Alten, den sie nehmen. Andre wollen aus dem Vergangnen Lehren für die

Zukunft herleiten; viele wollen verteidigen oder anklagen; nicht wenige bemühen sich, die Begebenheiten aus tiefern Gründen, aus Gemüt und Leidenschaften zu entwickeln. Dann sind einige, die nur den Zweck haben, zu überliefern, was geschehen ist: zu diesen treten die berichterstattenden Augenzeugen." Um diese nun alle in ihrer Eigenheit zu erkennen, bedarf es mehr als einiger simpler Regeln: auch hier wiederum ist jenes „sehende Auge" von nöten. Am liebsten sind Ranke die Briefwechsel: ein solcher, da er „von Leben und lebendigen, geistreichen menschlichen Leuten handeln würde, wäre seiner Meinung nach immer so viel wert, als die großen Sammlungen klösterlicher Urkunden, „die fast nur von dem Leblosen handeln." Auch Memoiren sind ihm erwünscht, wenn sie auch wie etwa die von Comines „weder im ganzen noch im einzelnen über gewisse Zweifel erhaben sind." Ein Memoire ist eben keine Geschichte: „es ist die Ansicht eines Gebäudes von einem gewissen Standpunkt aus; zu Grundriß und Aufriß und einem Umgehen seines Gegenstandes von allen Seiten ist es nicht verpflichtet. Es kann sich den Standpunkt überdies nicht wählen, sondern derselbe ist ihm von Leben und Begegnis gegeben." Bevor er Machiavellen benutzt, sucht er diesen rätselhaften Menschen psychologisch zu begreifen, er kümmert sich um seinen Lebenslauf: es sei nicht so, wie manche meinen, sagt er gleich am Beginn, als ob Politik und allgemeine Geschichte keinen unmittelbaren Bezug auf das Innere einzelner Menschen, auf ein lebendiges Leben hätten: „die großen Begebenheiten reißen Gemüt und Handlungsweise gewaltsam sich nach."

Man wird nun wohl verstehen, was Ranke mit dem „Menschen," mit dem „Bruder," der in seinen Büchern sei, gemeint hat.

Aber wir haben gehört, wie er in seinen Briefen auch wiederholt davon spricht, er suche Gott in der

Geschichte, er wolle eine heilige Hieroglyphe ergründen, er denke mit seinen Studien Gott zu dienen. Damit könnte nun wohl bloß die Erforschung des einzelnen Lebens gemeint sein, denn auch in diesem regt sich überall etwas göttliches. Wenn er aber dann in der Vorrede zu den romanischen und germanischen Völkern sagt, sein Gegenstand sei „das Leben des einzelnen, der Geschlechter, der Völker, zuweilen die Hand Gottes über ihnen," so scheint ers doch wieder auf etwas allgemeineres abgesehen zu haben. Die ältere theologische Geschichtschreibung sah in dem Leben der Völker überall einen höhern Plan zu Tage treten, zu Rankes Zeiten wollten Philosophen in der Geschichte die Realisierung gewisser Ideen erblicken: von diesen Ansichten aber ist Ranke weit entfernt. Was er nun mit dem Göttlichen im Leben der Nationen, mit der „Hand Gottes" über ihnen meint, sagt er in seinen ersten Schriften nirgends ausdrücklich, aber es ist leicht zu erraten: auch die Völker sind ihm Individuen, von ihrem Ursprung her ein jedes mit besondern Gaben ausgestattet, die sie im Lauf der Zeiten in Wechselwirkung mit den andern auszubilden und in Thaten zu äußern suchen: sie streben auf, treten aus der Dunkelheit patriarchalischer Zustände hervor, bestreiten einander, siegen: dann behaupten sie sich entweder in dem erworbnen Besitz durch Kraft und Mäßigung, oder sie nehmen alsbald ab, welken hin und sterben. Kreaturen Gottes sind sie immer. Wenn durch den Zug Karls VIII. nach Italien Mailand und Neapel ihre Selbständigkeit verloren, so „wird ihm nicht wohl dabei," er beklagt es immer, sagt er, „wenn das eigentümliche Leben, wenn die Kreatur Gottes zu Grunde geht." Was ihn tröstet, ist die Erwägung, daß jene beiden Staaten Italien nicht länger hätten vor den Türken schützen können: da wäre noch ein viel größeres, viel reicheres Leben zerstört worden, eine ganze Nation.

Es giebt aber noch eine andre Vernichtung, als die von außen durch einen übermächtigen Feind: ein innerer Keim von Fäulnis, ein ererbtes Siechtum, das ein paar Generationen verborgen bleibt, dann aber um so furchtbarer ausbricht. So sind die Türken: die Krankheit, an der sie leiden und zuletzt zu Grunde gehen werden, entspringt aus einem Mangel des inneren Sinnes: „Es ist wahr — sagt Ranke in den Fürsten und Völkern über sie —, daß viele von ihnen Tugenden haben, die den Menschen zieren; und man rühmt, daß sie ohne Falsch, beharrlich, mildthätig, gastfrei seien; doch zu einer freien Entwicklung des Geistes haben sie es nicht gebracht, sie sind immer Barbaren geblieben. Von der Schönheit der Dinge haben sie wenig mehr begriffen, als den Reiz des Goldes und der Frauen; Neigung, sich die Welt durch eine Erkenntnis, die sich auf die Wahrheit der Erscheinung und nicht auf Phantome des Wahns bezöge, zu eigen zu machen, bemerkt man an ihnen so gut wie keine; sie wandeln unter den Reliquien eines edlern Daseins und achten ihrer nicht. Es giebt Irrtümer, welche die Seele über und über zu erfüllen vermögen, welche das Auge für den Geist und die heitere Wahrheit blöde machen, welche das Leben in eine dumpfe Selbstgenügsamkeit abschließen. Das sind die ihren." Andre Völker sind, die von der Natur einen gewaltigen Impuls zu hohen Thaten empfangen haben, denen aber Mäßigung und Selbstbeherrschung fehlt. „Nicht Blindheit ist, nicht Unwissenheit, was die Staaten verdirbt," sagt Ranke da, wo er von dem Verfall Spaniens handelt. „Nicht lange bleibt ihnen verborgen, wohin die eingeschlagne Bahn sie führen wird. Aber es ist in ihnen ein Trieb, von ihrer Natur begünstigt, von der Gewohnheit verstärkt, dem sie nicht widerstehen, der sie weiter vorwärts reißt, so lange sie noch einen Rest von Kraft haben. Göttlich ist, wer sich selber

bezwingt. Die meisten sehen ihren Ruin vor Augen, aber sie gehen hinein." Endlich giebt es welche, die hohe Gaben geradezu zum Bösen wenden. „Es hat mir immer nicht in den Sinn gewollt — schreibt Ranke noch während der Studien für das erste Buch an seinen Bruder —, was gesagt wird: Wer das Abendmahl genießt und glaubt nicht, thuts zu seinem Gericht. Aber ists nicht also? Die das Altertum flach greifen, oben weg, ja sündhaft, thuns zu ihrem Gericht; immer tiefer wird das Elend, flacher das Leben, erstarrter das Denken. Wie es damals (im fünfzehnten Jahrhundert) geschah in Italien. . . . Als rächte sich der Geist, der innewohnende, weil er verspottet würde." In dem Buche selbst wiederholt er, nur mit mehr Zurückhaltung: die Nachahmung des Altertums „mehr in dem, wie Machiavell sagt, was es im Schatten, als in dem, was es in der Sonne that," sei Luxus und einer Nation nicht heilsam. Statt wirklicher Tugenden nur ihren Schein, Klugheit, eitle Beredsamkeit, Verweichlichung, Knabenliebe: dies vornehmlich hätten die Italiener jener Zeit von den Alten herübergenommen. Darum kommen denn auch „die Gerichte Gottes" über Italien; Cäsar und Borgia, die Franzosen und Spanier sind ihre Vollstrecker, „das Verderben hatte sich aufgemacht und ging von einem Palast zum andern."

Aber es giebt auch in den ersten Büchern Rankes noch einen allgemeinern Gesichtspunkt, besonders in der Einleitung zu den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" tritt er hervor. Diese ist offenbar erst nach der Vollendung des Buches, oder doch als dieses schon weit gediehen war, geschrieben worden; sie trägt den Titel: „Umriß einer Abhandlung von der Einheit der romanischen und germanischen Völker und von ihrer gemeinschaftlichen Entwicklung." Die Einheit, von der da die Rede ist, wird vornehmlich an dem Faden der äußern Unternehmungen nach-

gewiesen; an Völkerwandrung, Kreuzzügen und den Pflanzungen in fremden Weltteilen haben nur Romanen und Germanen teilgenommen, Slawen und Magyaren hielten sich fern. Was aber kann einzelne und was Nationen zu engerer Verwandtschaft verknüpfen als „Teilnahme an den nämlichen Schicksalen" — als „gemeinschaftliche Unternehmungen"? Jene drei, durch wie lange Jahrhunderte sie sich auch ziehen, sind den Deutschen, Engländern, Skandinaviern, den Franzosen, Italienern, Spaniern allen gemein, sie „verknüpfen beides, die Zeiten und die Völker; sie sind . . . wie drei große Atemzüge dieses geheiligten Vereins." Aber auch an gemeinsamen Instituten und an geistigen Hervorbringungen fand diese Einheit Ausdruck: Rittertum, höfische Poesie und städtische Freiheit sind nur in jenen Völkern allein gewesen, bei andern Nationen haben sie sich nie anders als in flüchtiger Nachahmung gezeigt. Endlich gehen durch die romanisch-germanische Welt gewisse geistige Bewegungen, beinahe gleichzeitig und nur sie berührend: zur selben Zeit, da in Arragon die gesetzmäßige Macht der Justicia sich erhob, drangen die Gemeinen von England auf eine Verantwortlichkeit der königlichen Räte, bildeten sich in Braunschweig, in Sachsen und andern deutschen Territorien die Landstände aus. Dieses Zusammentreffen findet Ranke nicht zufällig: „die gemeinschaftliche Entwicklung unsrer Nationen wird dieselben Ideen mit Notwendigkeit in ihnen hervorgerufen haben." So ziehe sich denn durch die ganze Geschichte dieser Völker von Anfang bis jetzt — denn die Pflanzungen in fremden Weltteilen dauern fort — eine einzige Entwicklung, in deren Gange „ihr ganzes Leben, ihre hohen und edeln Thaten, ihre Leiden, ihre Gesetze und Institute" begriffen sind. In dieser Entwicklung selbst — ganz abgesehen davon, ob sie einen stetigen Fortschritt zu irgend welchen Zielen bedeutet — liegt ohne Zweifel das Göttliche,

das Ranke von Anfang an in der Gesamtheit der geschichtlichen Erscheinungen suchte: das eigentümliche Leben, das in den Individuen und in einzelnen Völkern lebt, äußert sich hier in gesteigerter Potenz.

Verhältnis zur Historiographie

In dieser Auffassung liegt vor allem die Originalität Rankes und das Epochemachende seiner ersten Bücher. Erst in zweiter Linie kommt in Betracht, was er an einzelnen Thatsachen neu gefunden, berichtigt und kritisch festgestellt hat. Aber auch in dieser Beziehung beginnt mit dem Erscheinen der „romanisch-germanischen Völker," der „Kritik neuerer Geschichtschreiber" und den „Fürsten und Völkern" eine neue Periode in der Historiographie.

Die alte theologische Geschichtsauffassung, wonach das ganze Altertum nur eine Vorbereitung für das Erscheinen des Weltheilands, die mittlern und neuern Zeiten die allmähliche Erfüllung des Gottesreichs sein sollte, hatte noch im siebzehnten Jahrhundert in Bossuet einen klassischen Vertreter gefunden. Von da an nahm sie ab und ward zuletzt durch Voltaire unter den Gebildeten beinahe vernichtet: dieser große Skeptiker sah zumeist nur ein sinnloses Chaos in der Menschengeschichte, das einzig Wertvolle in ihr — es war nach ihm selten genug —, wo sich etwas von der Sinnesart regte, die das achtzehnte Jahrhundert Aufklärung genannt hat. Bei den Deutschen ist durch Herder diese Auffassung dahin verändert worden, daß an Stelle der Aufklärung der höhere Begriff der Humanität trat und in allem historischen Geschehen ein Fortschritt zu dieser hin angenommen ward. Johannes von Müller bezeichnet gegen diese Richtung den ersten bedeutenden Rückschlag. Denn er fand wieder einen persönlichen Gott in der Geschichte, nur daß er nicht wie Bossuet durch ihn einen theologischen Heilsplan in ihr ausgeführt

wissen will. In dem Beschluß seiner vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten beschwört er „die ersten Fürsten der Vorzeit und Söhne der Götter," die „Weltstürmer von Babylon und Makedonien," die „benarbten, belorbeerten Triumphatoren, Konsuln, Diktatoren" — er fragt sie: „Waret ihr die ersten der Menschen? die besten der Menschen? die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? Nein — Werkzeuge, Räder waren sie nur, durch deren ineinander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrei und Schnattern über den Ozean der Zeiten fortgeleitet hat." Er sieht aber auch keineswegs in der Entwicklung und Verbreitung gewisser Ideen den Hauptinhalt der Geschichte. „Aus diesem dreitausendjährigen Schauspiel erhellet eine große Lehre," sagt er in der Zuschrift des dritten Bandes der Schweizergeschichte, „gedenke derselben o Vaterland: alles hat seine Zeit und Stelle in der Welt. . . ." An Johannes von Müller schlossen sich eine Reihe kleinerer Geister an, alle mehr oder weniger von den Vorurteilen der Aufklärer frei, keiner von der beschränkt theologischen Sinnesart der ältern Historie, die Woltmann, Luden, Voigt und Leo gehören hierher. Daneben erschien in Schlosser noch ein großer Vertreter der rationalistischen Geschichtsphilosophie, nur daß bei ihm die Stelle der Humanität Moral im Kantischen Sinne einnimmt, sie ist ihm der Wertmesser aller historischen Personen und Ereignisse, ihre Vollendung und allgemeine Realisierung das Ziel aller Geschichte. Hier aber, in der Gesamtansicht des historischen Lebens steht, wie wir sehen, Ranke Müllern am nächsten. Aber der ungeheure Fortschritt diesem gegenüber liegt darin, daß er jenes göttliche Wirken, die Idee, oder wie man es immer nenne, nicht als etwas unsichtbares, gleichsam hinter den Coulissen wirkendes

das die Handelnden wie Schachbrettfiguren hin- und herschiebt, ansehen will, sondern ihm offenbart sich jene Kraft, die ihm ebenso wie Müllern Gott selbst ist, in den Willensakten der Menschen und der Nationen, wo diese gemeinsam etwas unternehmen, gemeinsam schaffen oder dichten. Vorahnend haben diese Rankische Auffassung auch Müller und die Seinigen berührt. Es lag dies ja, wie wir gesehen haben, im Geiste des klassischen Zeitalters: die rationalistische Gleichmacherei des achtzehnten Jahrhunderts rief als Reaktion jene höchste Wertschätzung des Individuums und der individuellen Energie hervor, der wir in Äußerungen Goethes und Humboldts begegnet sind. Müller hat sich immer dagegen empört, wenn der Tyche zu viel, dem Dämon zu wenig oder gar nichts zugeschrieben wurde. Wenn er zuweilen hören mußte, daß alles Akkommodationsvermögen sei, so fragt er: „wo Jesu Kraft und Größe bliebe, wenn er nichts lehre, als was man vorher gewußt? Wo seine Originalität, wenn jedes seiner Worte in den roulierenden Büchern seines Volkes auf allen Seiten zu finden war?" Mochte er immerhin die großen Menschen der Geschichte in letzter Linie als Räder und Werkzeuge der Vorsehung ansehen: es ist doch durch ihre Handlungen, die wieder bei einem jeden aus verschiednen ursprünglichen Impulsen hervorgehen, daß die Gottheit wirkt und ihre unerforschlichen Pläne vollführt. Überall in seinen historischen Büchern, in den Reisen der Päpste, in der Schweizergeschichte und in der Allgemeinen Geschichte wird den großen Männern ein breiter Raum gewährt, und in der Verwirrung seiner eignen Zeit hoffte Müller die Lösung von dem Auftreten eines Helden und Wahrheitsverkündigers, den er zuletzt — der verhängnisvolle Irrtum seines Lebens — in Napoleon gekommen wähnte. Auch in der Art, wie Müller seine Quellenschriftsteller las, war etwas Ranken ver-

wandtes: an Arrian rühmt er einmal, man sehe ihm seines Lehrers Philosophie an, er sehe die Sache im großen, wenn er auch im einzelnen fehle, sage ohne viel Worte das Wichtige und sei voll des Gefühls, daß mit ihm Gott sei. Auch bei Curtius findet er Belehrung, er möchte, daß über den Schulreden, womit er nach dem Zeitgeschmack sich geschmückt, sein übriges Verdienst nicht vergessen werde: rein, edel sei seine Sprache, und manches schildere er mit einem Interesse für das Herz, das der Stoiker nicht so errege: wie unterrichtend male er des Philotas und seines ehrwürdigen Vaters Unglück; auch des Clitus Ausgang werde bei ihm begreiflich. Die Größe des alten Venedigs schließt sich ihm vorzüglich in den Schriften des Dogen Foscarini auf. So wie Ranke lernt er nicht nur aus dem Buchstaben des Überlieferten, er sucht den Geist der Zeit aus ihren Menschen zu erkennen; der Unterschied ist nur der, daß der Nachfolger besser, tiefer, „ahndungsvoller" zwischen den Zeilen zu lesen verstand.

Auch in der bedeutendsten historischen Erscheinung, die von Niebuhr und Schlosser abgesehen zwischen Johannes v. Müller und Ranke liegt, in Voigts Gregor VII. kündigt sich Rankes Geist gleichsam an. In der Vorrede zu diesem Buch, das 1815 vollendet war, spricht der Verfasser davon, wie jeder Mensch von seiner Zeit bedingt sei, aber er betont: „er hat eine Individualität, das heißt, er hat eine Gestaltung seines innern Wesens, seine Natur trägt eine Farbe, die er nur als dieser Mensch haben kann, die ihn notwendig zu dem macht, welcher er ist. Diese Individualität ist bei ihm oft erkennbar, oft nicht, ist bald bedeutender hervortretend, bald nicht, hier erhabner, dort gemeiner Art." Sie offenbart sich in Thaten und Äußerungen, und außer diesen giebt es keine Quellen historischer Kenntnis: „Wir können dem Bache oder Flusse, dessen Ur-

sprung wir entdecken wollen, nur bis zu den Berghöhen folgen, aus denen wir das Wasser hervorquellen sehen; wo es sich erzeugt, wie es sich von allen Gegenden her sammelt und sichtet und läutert, ist uns unbekannt; kommt es klar und rein zu Tage, so nennen wir es einen reinen, klaren Quell." Es ist das, was Ranke das Geheimnis der Persönlichkeit nennt.

Der Stoff, den die beiden ersten Bücher Rankes zum Vorwurf hatten, war in der historischen Litteratur bis dahin nur in großen Umrissen — in Weltgeschichten und Kompendien — dargestellt worden. Den bedeutendsten Eindruck mußte hier wiederum Johannes v. Müller machen: im achtzehnten Buch seiner allgemeinen Geschichten hat er die italienischen, spanischen, französischen, osmanischen Verhältnisse an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in markigen Zügen behandelt, die hervorragenden Personen der Periode in ein paar Worten zu charakterisieren gesucht; einzelne, wie Cäsar Borgia — „einen Mann von sehr lebhaftem Geist und großer Kraft des Charakters" nennt ihn Müller — erscheinen in ähnlicher Gestalt wie bei Ranke. Aber welcher Abstand doch zwischen den beiden Darstellungen! Die feinen Fäden, die die Ereignisse verbanden, die innersten Motive der Handelnden konnten auf den wenigen Blättern, die Müller diesen Dingen widmen durfte, unmöglich aufgedeckt werden; das hat erst Ranke gethan und so in diesem Sinn eine neue Geschichte entdeckt. Auch was aus dem Nachlasse Müllers aus jenen Berliner Manuskripten, die die Hauptquelle der Fürsten und Völker bildeten, bekannt geworden war,*) kann mit der Rankischen Bearbeitung nicht verglichen werden: es

*) Im achten Bande von Müllers sämtlichen Werken (erschienen 1810), unter dem Titel: Notiz und Auszug des ersten Teils der Informazioni politiche eines Ms. auf der königl. Bibliothek zu Berlin.

sind dürftige Bruchstücke einer Charakteristik Philipps II. und seines Staates, Andeutungen über Don Carlos und Don Juan, Bemerkungen über den Beginn des Verfalls von Venedig, einzelne Notizen über die osmanische Macht. Über Karl V. lag allerdings seit einem halben Jahrhundert das Werk des Engländers Robertson vor, das schon Schiller benutzt hatte und das in Deutschland immer noch ziemlich bekannt war. Aber das war pragmatische Geschichtschreibung der ältern Zeit, eine tüchtige Kompilation ohne Tiefe und Eigentümlichkeit, auch war, wie schon die Vorrede ausdrücklich bemerkt, auf die Persönlichkeit des Kaisers wenig Rücksicht genommen. Schiller dagegen hatte sowohl von Karl als mehr noch von Philipp so lebhafte Bilder entworfen, daß diese beiden Fürsten dem deutschen Publikum immer noch so vorschwebten, wie er sie malte. Da hat nun Ranke manchen Zug berichtigt, nicht aber Apologien oder Rettungen geliefert, wie zuweilen gesagt wird: Philipp insbesondre verurteilt er ebenso, wie es Schiller thut, nicht aber seiner Gesinnungen und Pläne wegen, sondern weil seine Politik ihr Ziel verfehlte und den Staat zerrüttete. Über die Osmanen gab es mehrere sehr gründliche Werke, wo auch die Zeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts eingehend geschildert waren, vor allem das von Hammer; hier konnte Ranke aus seinen Relationen verhältnismäßig wenig neuen Stoff zu Tage fördern, um so größer ist sein Verdienst um die geistige Belebung. In der „Kritik neuerer Geschichtschreiber" führt er uns eine Menge vergessener Autoren vor, die alle durch Schicksale und Sinnesart ein Interesse haben; am Schluß entwirft er das Programm „was noch zu thun sei" und giebt damit reiche Anregung für neue Studien. Der Anhang über Macchiavell endlich bedeutet einen großen Fortschritt in der Erkenntnis dieses rätselvollen Schriftstellers. Vor ihm hatte die Ansicht Rousseaus, Alfieris

und Foscolos die Litteratur beherrscht, im Buch vom Fürsten gebe Macchiavell nur vor, die Fürsten zu lehren; eigentlich spreche er zu den Völkern: indem er Herrschern ihren Szepter rüste, entlaube er ihn des Lorbers und zeige dem Volk, von wie viel Thränen und Blut er triefe. Auf die Theorie des „Principe" war in Deutschland zuerst Friedrich Schlegel in der „Geschichte der alten und neuern Litteratur" eingegangen: er hatte sie zurückgewiesen als bloß dem Staat des Altertums abgelauscht und nicht berücksichtigend die christliche Welt und den christlichen Staat, in dem nicht nur wie dort Intelligenz und Kraft gelten, sondern auch das Recht der Persönlichkeit. Rehberg hatte dann 1810 zuerst versucht, die seltsamen Lehren des Buches vom Fürsten ohne allegorische Deutelei aus den Zeitverhältnissen zu erklären. Die Republik, so führt er aus, war damals in Italien nicht mehr möglich, so empfahl denn Macchiavell die Monarchie, damit die Fremden aus Italien vertrieben würden. Ähnlich ist die Auffassung Rankes: der Zustand Italiens, so schließt er, schien ihm so heillos verderbt, daß er ihm Gift verschrieb. Er faßt den Principe durchaus als eine Gelegenheitsschrift auf und erklärt alles aus der Lage des Moments, den persönlichen Beziehungen des Verfassers und seiner Bildung. Erst in neuester Zeit ist diese Ansicht auf Grund umfassender Untersuchungen durch einen italienischen Forscher beseitigt worden: man sieht im Principe heute einen wissenschaftlichen Versuch, der Anspruch auf Allgemeingiltigkeit erhob und in gewissem Sinne ihn auch behauptete.

Aufnahme

Die litterarische Kritik der Zeit erkannte die Tragweite der Rankischen Erstlingswerke nicht, höchstens daß einige scharfsinnige Beurteiler ahnten, hier sei etwas neues, nicht dagewesenes, großes; aber worin

das eigentlich lag, wußten sie nicht zu sagen. Aber sie lobten fast alle „kreuz und quer," wie Ranke selber sagt, brachten breite Auszüge, machten nur hie und da wohlmeinende Ausstellungen. Der erste, der sich vernehmen ließ, war Varnhagen von Ense in der Spenerschen Zeitung. Varnhagen, wenn auch nicht gelehrter Historiker, war kein unberufner Richter, als Schriftsteller nahm er schon längst eine hervorragende Stellung ein. Seine biographischen Denkmale (1824) hatten Goethes vollen Beifall gehabt; nun arbeitete er an den Biographien der Dichter Flemming, Canitz und Besser, die Goethen zu der Äußerung veranlaßten: Varnhagen wirke seit Jahren mit ihm in gleichem Sinne und befördere sein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen, er zähle zu denjenigen, die zunächst die deutsche Nation litterarisch zu einigen das Talent und den Willen haben. Es war nichts geringes, daß dieser so ganz unaufgefordert seine Stimme für den jungen Gymnasiallehrer erhob: „Wir begrüßen in ihm — schreibt er — einen neuen Geschichtschreiber von erstem Rang." In „stiller Abgeschiedenheit sinnvollen Fleißes und selbsterrungner Hilfsmittel habe er ein Werk geschaffen, in dem sich lebendige Ansicht mit gründlicher Quellenkenntnis verbinde." Aber über solche Allgemeinheiten kommt er nicht hinaus. Auch von der Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" weiß er nichts entscheidendes zu sagen, wie sehr er sie auch rühmt — in dem Abschnitt über Macchiavell, heißt es da, zeige sich das historische Auge, der edle Sinn und tüchtige Ausdruck des Verfassers in seiner ganzen Größe —, zuletzt hilft er sich mit dem Abdruck einer längern Stelle. Auch die Wiener Jahrbücher, die im zweiten Heft des Jahrgangs 1826 die „Geschichten romanischer und germanischer Völker" sowie die kritische Beischrift sehr ausführlich — in vierzig großen Oktavseiten — anzeigten, brachten eigentlich

nur Auszüge und Zitate, und indem sie beide Bücher in einem Atem mit Menzels Geschichte der Deutschen und Raumers Hohenstaufen nannten, zeigten sie im Grunde wenig Verständnis für die eigentümliche Größe des jungen Autors. Aber auch sie rühmten den „edeln Verfasser" hoch, sprachen von seiner schöpferischen Eigentümlichkeit, geben ihm den Rat, Krittlern, die an der Neuheit der Behandlung und an der kühnen Schreibart Anstoß nehmen sollten, eine Antwort zu geben wie etwa Tilly dem windigen Gramont, der den abenteuerlich gekleideten Feldherrn spöttisch gefragt hatte, was denn das ums Himmels willen für eine Mode sei. „Es ist meine Mode," habe Tilly entgegnet. Die im Februar 1828 erscheinende Besprechung der Hallischen Litteraturzeitung erhob zuerst verschiedne Einwendungen. Von der Einheit der romanisch-germanischen Völker hält der Rezensent nicht viel, sie bestehe mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit, die gleichen Erscheinungen seien nicht durch einen innern Zusammenhang, sondern durch Gleichartigkeit der Umstände erzeugt, auch bleibe sich der Verfasser in der Ausführung nicht getreu, er erzähle besonders von Italien eine Menge, was nicht in diese Einheit fällt. Im ganzen ergebe sich aus dem Buch — den Geschichten romanischer und germanischer Völker — eine niederschlagende Anschauung, weil alles nur von blindem Zufall, Interessen, Leidenschaften und Verbrechen abhänge. In den Fürsten und Völkern sei der Abschnitt über Spanien wohl sehr lehrreich, für das Porträt Karls V. habe der Verfasser auch nach Robertson neue Farben gefunden, hingegen biete er über die Osmanen wenig neues, alle diese Sultane und Veziere zeigen eine häßliche Einförmigkeit in ihren Grundzügen, „und nur durch diese, nicht aber durch zufällige Einzelheiten oder Individualitäten seien sie besonders lehrreich." Wie man sieht, wird hier das,

was Ranke die „Idee“ nennt, nicht gewürdigt, ja zuletzt gerade das getadelt, wo sie am stärksten hervortritt: die Fülle des Lebens, die der Autor vor uns ausbreitet, und worin er das Entscheidende sieht. Daß aber der Gang seiner Darstellung im ersten Buch der Einleitung nicht entspreche, hatte er selber gesagt, da sie sich „vorzugsweise an die innern Begebenheiten“ halte. Ebenso wie Varnhagen*) — und zwar hier wie dort nicht im Sinne des Verfassers — will der Rezensent politische Nutzanwendungen für die Gegenwart aus den „Fürsten und Völkern“ ziehen: die Geschichte der Cortes sei „in unsrer Zeit“ von zwiefach eindringlichem Effekt, über Aristokratien breche Ranke ohne ausgesprochnes Urteil, ohne Deklamation, bloß durch Erzählung der Thatsachen den Stab, gegen den Despotismus spreche er ein zentnerschweres Wort. Im ganzen wird Ranke auch hier hoch gepriesen; es offenbare sich in allen drei Büchern „der Geist eines nach Gründlichkeit strebenden, die Wahrheit über alles liebenden Geschichtsforschers, ein dem Geiste Johann v. Müllers verwandter Geist.“ In den „Jahrbüchern für Geschichte und Staatskunst“, herausgegeben von Pölitz (1828, I), wird zum erstenmale die Bemerkung gemacht, die später so oft wiederholt worden ist: Ranke sei nicht so wie andre Historiker, wie Gatterer, Schlözer, Müller, die alle erst nach einer Reihe von Versuchen zur Meisterschaft angestiegen wären: „Noch hatte die gelehrte Welt seinen Namen nicht nennen hören, als er im Jahre 1824 mit seinen »Geschichten der romanischen und germanischen Völker« völlig gerüstet und untadlig wie einst Pallas im Augenblick ihres Entstehens in den Kreis der teutschen Geschichtschreiber trat.“ Nicht

*) Die Redaktion der Spenerschen Zeitung hatte ihm freilich die gegen die damaligen Zustände gerichtete „scharfgeschliffne Spitze, auf die alles ankam,“ abgebrochen. S. den Brief an Ölsner in dem Briefwechsel beider, herausgegeben von L. Assing III, Februar 1825.

nur die Kenntnis der Quellen, die Sicherheit des Urteils wird gerühmt, auch die „Sparsamkeit, fast Kargheit in der Wahl der Wörter, Besonnenheit, Abgemessenheit und Einfachheit im Ausdruck und eine mit keinem andern neuern Geschichtschreiber vergleichbare Individualität in Hinsicht der Form der Darstellung." Der Fortschritt, den aber die Bücher Rankes gegenüber den bis dahin vorliegenden Leistungen der Historiographie bedeutet, wird in keiner Weise aufgezeigt; das, was sie von jenen unterscheidet, nicht einmal anzudeuten versucht.

Es kam aber auch eine sehr ungünstige Kritik von dem Historiker Heinrich Leo in der Jenaischen Litteraturzeitung. Leo war ein tüchtiger Gelehrter, insbesondre in der italienischen Geschichte des Mittelalters hatte er selbständige Forschungen angestellt; er war ein heftiger, aber im Grunde doch ehrlicher Mann, in seinen politischen Ansichten stand er Ranke eigentlich ziemlich nahe. Und dennoch ist seine Rezension ein ungeheurer Mißgriff, man wird sie heute zuerst nur mit Empörung, dann mit Lächeln lesen können, sie wird ein schlagendes Beispiel sein, wie sehr sich gelehrte Mittelmäßigkeit in ihrem Urteil irren kann, wenn ihr einmal eine ungewöhnliche Erscheinung entgegentritt. Alles, was philiströse Beschränktheit, die auf ihre Formeln pocht, einer höhern Eigenart, die sie nicht versteht, und die ihr darum unsympathisch ist, an hämischem Groll entgegensetzen kann, findet sich in dieser Rezension zusammengetragen: einen „bösen Schulmeister" konnte mit Recht Ranke ihren Verfasser nennen. Eine „jugendliche Verirrung" schien Leo die Art, wie Ranke als Schriftsteller aufgetreten war, er habe die dem Publikum schuldige Achtung verletzt, indem er sein Buch in der Form eines Briefes, der nicht zum zweitenmal überlesen ist, hinausgegeben habe; alle nur etwas kühnen Konstruktionen, jeden Latinismus, was nur

immer auf den ersten Blick dunkel erscheint, rückt er ihm vor; man wisse nicht, sagt er, ob der Autor die Alten oder Johannes von Müller nachahme: wenn diesen, so sei es gerade in dem Tadelnswürdigen, wo er dem großen Meister folge. Die schöne Vorrede macht er lächerlich; wenn Ranke von dem Finger Gottes in merkwürdigen Entscheidungen spricht, so schilt er seinen fast kindischen Aberglauben, wenn er vor der Äußerung eines schicksalvollen Lebens, einer geheimnisvollen Natur in staunende Betrachtung versinkt, so sieht er darin „eine weinerliche Menschenliebe, die in der Historie durchaus keinen Platz hat und höchstens in einem Weiberalmanach geduldet werden kann." Bei der Beurteilung der „Kritik neuerer Geschichtschreiber" verfällt er in den ungeheuern Irrtum, zu meinen, Ranke schätze die alten Autoren nur nach dem Grade, in dem sie die nackte Wahrheit enthalten; er vermißt sich, den jungen Forscher zu belehren, daß „die Wahrheit der Geschichte der Prozeß des Lebens, des Geistes sei," nicht ahnend, daß jener eben von diesem Prozeß die vollste Anschauung, er selber dagegen nur Schulvorstellungen habe. Was er dann noch an Einzelheiten ausstellt, um nachzuweisen, daß Ranke seine Quellen wohl fleißig, aber ungenau benutzt habe, ist lauter Armseligkeit und nicht der Rede wert. Gegen die Rankische Auffassung des Princips hatte er sich schon 1826 in der Einleitung zu seinem Buch „Die Briefe des Nic. dei Machiavelli an seine Freunde" gewendet. Und hier brachte er allerdings einiges vor, was jene Auffassung erschütterte und die heute geltende Ansicht vorbereitet.

Für uns hat die Beschränktheit dieses Beurteilers eine gute Folge gehabt: Ranke, dem der Angriff in der Litteraturzeitung manche bittere Stunde verursachte, wurde dadurch veranlaßt, sich selbst über seine beiden ersten Bücher auszusprechen: in der Hallischen

Litteraturzeitung vom Mai 1828 veröffentlichte er eine „Entgegnung." Er habe sich, sagt er darin u. a., in der Behandlung des Stoffes keinem J. Müller und keinem Alten, sondern der Erscheinung selbst anzunähern gesucht, die äußerlich als Besonderheit, innerlich als ein Allgemeines, Bedeutung, Geist hervortrete. „In und mit dem Ereignis habe ich den Gang und Geist desselben darzustellen gesucht und jenem seine bezeichnenden Züge abzugewinnen mich angestrengt. Überzengt, daß dies das wesentlichste Moment in dem poetischen und künstlerischen Ausdruck sei, hielt ich für erlaubt, auch in der Historie einen solchen Versuch zu machen." Den Vorwurf des Aberglaubens weist er entschieden zurück: wenn er von dem Finger Gottes in den geschichtlichen Dingen geredet habe, so schwebte ihm dabei zuerst „die Behauptung einer uralten Theologie und Tragödie vor, welche alles dem Fatum unterwarf; sodann die Überzeugung späterer Denker und Weisen, wie sie in der Historie Xenophons ausgesprochen wird, daß sich in wichtigen Erscheinungen die unmittelbare Einwirkung der Gottheit erblicken lasse; endlich die Meinung der Materialisten, daß alles Zufall sei." Er habe sich nach seiner Einsicht für die mittlere Meinung entschieden.

Darum hatten Ranke aber doch seine ersten Bücher keineswegs selber Genüge gethan; mit der größten Bescheidenheit und beinahe unzufrieden äußerte er sich darüber gegen seine Freunde. „Ich kann dir versichern, daß ich oft gründlich verzweifelte", sagte er kurz vor der Vollendung der „Geschichten" zu dem Bruder, und dann, da er die Feder aus der Hand legt: „Die Darstellung ist sehr mangelhaft, zuweilen ermüdend und hat keineswegs die Natur und Fülle, die ich ihr zu geben dachte." Gelegentlich der „Fürsten und Völker" aber klagt er: „Eigentlich leiden meine Sachen sehr an Gelehrsamkeit. Sie sind unfähig, eine allgemeine und

verbreitete Lektüre zu werden, und wer weiß, ob sie den lohnen, der sie genauer studiert.“ Aber er hofft, noch einmal ein Werk zu schreiben, „welches jedermann lesen kann, und welches doch die Fülle des geistigen Lebens der Geschichte enthält.“



Drittes Kapitel

Wanderjahre — Prag, Wien, Italien

Durch die „Fürsten und Völker" fand sich das Ministerium bewogen, Ranken eine Unterstützung für eine Reise nach Italien zu gewähren. Er dachte zuerst daran, über Nürnberg und München zu gehen und dabei den Bruder in seiner jungen Häuslichkeit zu besuchen. Aber gerade im Sommer 1827 eröffnete sich ihm die Aussicht, an der Universität München eine Professur zu erhalten: die Stelle in Berlin war so bescheiden dotiert, daß er wohl daran denken mußte, sich zu verbessern. Eben darum wollte er nicht — wie er sagt — „mit preußischem Gelde" nach München reisen, wo er doch auf jeden Fall über die bairische Anstellung reden und verhandeln müßte. So entschloß er sich denn für den Weg über Dresden, Prag und Wien. Zu Anfang September verließ er in Gesellschaft von Ritter Berlin. In Dresden „vergingen die Morgen auf der Galerie unter den edeln Schöpfungen trefflicher Geister, die Nachmittage im Genuß einer glücklichen Natur, die Abende wenigstens einigemale in heiterer Gesellschaft." Allein setzte er dann die Reise fort. Als der Postwagen die böhmische Grenze überschritt — sie war bezeichnet durch einen doppelten Halbzirkel von Bäumen, — erhob er sich mitten unter

den lärmenden Gesprächen der Reisegefährten zu einem innerlichen Gebet: „es möge ihm gut gehen.“ Er ist durchaus erhört worden, beinah kein Mißklang trübte die folgenden Wanderjahre; er hat da Beziehungen angeknüpft, die ihn mächtig förderten, er hat den Grund zu seinem spätern Weltruhm da gelegt.

Slawische Welt

In einer spätern Aufzeichnung hat Ranke von seinem Aufenthalt gesagt, er habe da das Brausen der nationalen Bewegung gegen die Wiener Hofburg vernommen, ja sogar die Frage gehört, ob es nicht besser wäre, wenn Böhmen sich an Preußen anschlösse. Ob den Greis aber sein Gedächtnis nicht täuschte? Denn die Männer, mit denen Ranke in Prag verkehrte — Dobrowsky, Hanka —, lebten und webten in philologischen und litterarischen Studien, in den Briefen, die von ihnen zu Tage getreten sind, findet sich keine Spur einer politischen Oppositionssucht. Auch fehlte es damals an einem äußern Anlaß, um eine solche zu erregen: in der Landstube auf dem Hradschin, die zehn Jahre später schon manches heftige Wort gegen die Regierung vernehmen sollte, war es damals noch behaglich still. Auch sind von dieser nicht etwa gehässige Maßregeln gegeben worden: der Oberstburggraf Graf Karl Chotek that sehr viel für Stadt und Land, Brücken- und Straßenbau war ihm eine Art Passion, unter seiner Verwaltung gewann Prag ein ganz neues Ansehn. Von der litterarischen Bewegung aber, die damals die junge slawische Welt erfaßt hatte, mochte Ranke freilich berührt werden. Jener Dobrowsky — „der alte Böhme, ein Gelehrter aus der Zeit unsrer Väter, halb Mönch halb Professor, jedoch ein Mensch“ — war der Begründer der slawischen Altertumskunde; seit einem Menschenalter wirkte er für die Erforschung dieses Gebietes, 1818 war seine Geschichte der böh-

mischen Sprache und Litteratur in zweiter Auflage erschienen; Hanka, der Bibliothekar des Landesmuseums, der gegen Ranke, wie er sagt, „die Güte selbst war" und ihm sogar noch Manuskripte nach Hause mitgab, war schon 1817 mit der berüchtigten Königinhofer Handschrift hervorgetreten; in der Monatsschrift des vaterländischen Museums brachten Dichter wie Egon Ebert und Anton Müller Bruchstücke von Übersetzungen slawischer Poesien etwa der Wlasta oder des Horimir mit seinem Roß Schimek: gerade im Jahre 1827 hat Goethe diese Veröffentlichungen freudig begrüßt und in Beziehung auf die Königinhofer Handschrift die Hoffnung ausgesprochen, daß dergleichen unschätzbare Reste der ältesten Zeit sich mehr auffinden werden, deren Mitteilung um so wünschenswerter sei, als sich „in dem Volksgesang von solchen vorchristlichen und erstchristlichen Äußerungen einer halb rohen und doch schon den zartesten Gefühlen offnen Nation nichts erhalten haben möchte." Aber noch mit einem andern slawischen Volksstamme sich zu beschäftigen war hier Anregung gegeben. In dem Briefwechsel zwischen Dobrowsky und Bartholomäus Kopitar, einem Slawisten, der an der Wiener Hofbibliothek angestellt war, findet sich eben in jenen Jahren sehr häufig der Name des Serben Wuk Stephanowitsch Karadschitsch erwähnt. Dieser war in den Zeiten des Czerny Georg Präsident des Belgrader Bezirks gewesen, hatte aber 1813, da die Türken der serbischen Freiheit ein Ende machen wollten, sein Vaterland verlassen und nach Österreich gehen müssen. Seitdem lebte er in Wien, unausgesetzt mit Studien über serbische Sprache und Litteratur beschäftigt; 1814 hatte er serbische Volkslieder herausgegeben, die dann 1823—24 in neuer Auflage erschienen waren; an diese Publikation knüpften sich andre, die geeignet waren, die Kenntnis von jener slawischen Nation auch in Deutschland zu verbreiten:

Jakob Grimm, die Talvj, Vater, Gerhard brachten Übersetzungen von diesen Liedern, Simeon Milutinowitsch veröffentlichte in Leipzig die Serbianca, eine epische Schilderung der serbischen Aufstände zwischen 1804 und 1816. Allen diesen Erscheinungen hat bekanntlich Goethe freundliche Aufmerksamkeit geschenkt: sein erster Aufsatz über „serbische Lieder" stammt aus dem Jahre 1824. Es ist wohl kein Zweifel, daß in den Gesprächen, die Ranke mit Dobrowsky und Hanka führte, diese Dinge berührt worden sind; die Studien, die jener über das osmanische Reich und über die Neugriechen gemacht hatte, mußten sie ihm anziehend erscheinen lassen. Und so ist er denn auch gewiß schon in Prag an jenen Wuk Stephanowitsch, der ihm hernach so wichtig werden sollte, gewiesen worden.

So wie in Dresden hat Ranke auch in Prag nicht versäumt, die Kunstschätze, die einzelne Kirchen sowie die Galerien boten, zu besichtigen: er hat darüber auch einiges aufgezeichnet, das aber bei seinen Lebzeiten nie veröffentlicht worden ist.*)

Wiener Leben

Am 29. September langte er in der Kaiserstadt an. Er hatte ursprünglich die Absicht, nur kurze Zeit zu bleiben, indes dehnte sich sein Aufenthalt immer mehr in die Länge; erst im September 1828 hat er Wien wieder verlassen.

Die äußere Physiognomie der Stadt und ihr Leben während jener Jahre — zwischen dem Wiener Kongreß und der Märzrevolution — haben noch jeden Wanderer bestochen. 1816 hat der Buchhändler Friedrich Andreas Perthes aus Hamburg sich „der Fülle von Regsamkeit" erfreut, in der in Wien jeder sogleich Freiheit

*) Davon später im Zusammenhang mit seinen italienischen Kunststudien, denn es sind auch in Dresden und Prag nur italienische Bilder, die ihn beschäftigen.

des Lebens und der Bewegung für sich selbst gewinne. Siebzehn Jahre später — 1834 — fand Varnhagen von Ense, als er nach längerer Frist Wien wieder sah, „etwas Reiches, Vergnügliches, sinnlich Frohes,“ sodaß die schlimmen Geister, die sonst die Menschen begleiten und quälen, in dieser Luft nur schwer atmen könnten. Und das Jahr darauf bewundert der junge Moltke, auf der Reise nach Konstantinopel Wien berührend, diese „prächtige Stadt,“ die ihm schon deshalb gefällt, weil sie krumme Straßen hat.

Als Ranke kam, waren noch schöne Herbsttage, er erfreute sich an den sanften Umrissen der nahen Berge, an der Donau mit ihren mannigfaltigen Windungen, den Weingärten und der Lese, die man eben beging, der grünschattigen Waldungen. Die eigentümlichste Schönheit von Wien sah er in dem Glacis rings um die eigentliche Stadt; da sei man fast wie auf dem Lande, auch die Basteien gäben die schönsten Spaziergänge. Er wohnt im Jakoberhof, so genannt nach dem ehemaligen Nonnenkloster von St. Jakob auf der Hülm, dessen Gebäude damals wie heute ärarischen Zwecken dienten. Der Weg in die Bibliothek, den er täglich ging, führte ihn über die östliche Bastei; später, wie die Regentage kamen, wählte er den kürzern mitten durch die Stadt, an Sankt Stephan vorbei. In diesen Dom war sein erster Gang gewesen, er wurde da drinnen — wie er an Ritter schreibt — mit einem Schlage fromm: „Es ist in dem Zusammen des Dunkels (wie es kein andrer Dom so schön hat), der Lichter, der Betenden, der Kommenden und Gehenden eine sonderbare Magie.“ Auch im Mondschein sucht er gern das großartige Gebäude auf, setzt sich gegenüber auf einen Stein am Haus: „Der Mond grad drüber, blauer Himmel, dies edle Menschenwerk; Stille der Mitternacht — ein freudiges Beschauen, solche Träume!“ An dem katholischen Gottesdienst gefällt ihm, daß der

Mensch, der in Arbeit ist, durch die immer offne Kirche gehen und sein Gebet verrichten kann, wenn er Zeit hat; auch daß die Lichter brennen und Heiligenbilder stehen, kann er wohl leiden: „es ist etwas Vertrauliches in dieser Verehrung." Auf dem Rückwege vom Archiv oder von der Bibliothek, wenn er sich müde gearbeitet hat, abends um sechs etwa, tritt er häufig ein: „Die Kirche ist voll Menschen und sparsam erleuchtet; viele sitzen, eben so viele stehen dem Hochaltar gegenüber. Man singt ein deutsches Lied, von dem ich nicht weiß, was es sagen will. Niemand hat ein Buch, die Weise ist nicht grad schön. Ich lehne mich an eine Säule in der Ecke, höre so zu: wo wäre ein andrer Ort so geeignet, an nichts zu denken und alles; einer für den, der nicht weiß, wie ihm in der Welt geschieht, der Gott sucht und nicht kennt, der eine Wissenschaft wünscht, die er nie erlangen wird — sich selbst zu beweinen? Eine Wissenschaft, sage ich, und eine Tugend, die er nie erlangen kann — welche Geschöpfe sind wir doch!" Draußen auf dem Platz, auf dem nahen Graben und in der Bischofsgasse wogt das lustige Leben der Großstadt, drinnen in dem ahnungsvollen Dunkel des vielhundertjährigen Gemäuers faßt ihn die alte Sehnsucht, die ihn einst zu Frankfurt vor den Schulbänken oder in der engen Stube an seinem Schreibpult erfüllte. Aber das sind nur Augenblicke, die behagliche Heiterkeit des Wiener Lebens ist doch seiner Natur gemäß, und er giebt sich ihr freudig hin. Er ißt mit jenem Kopitar beim weißen Wolfen am alten Fleischmarkt ganz nach Wiener Manier. Bisweilen kommt auch der Tiroler Hormayer, der Historiker der Stadt Wien, damals Direktor des Staatsarchivs, oder irgend ein Fremder, etwa ein Professor der katholischen Theologie in Graz, der Schleiermachers Dogmatik genau kennt und dessen Bildnis kauft, oder ein Abgeordneter von dem ungarischen Landtage, den die

demokratisch gesinnte Tischgesellschaft für die aristokratische Verfassung seines Vaterlandes büßen läßt; da sieht man Griechen, italienische Studenten, Wlachen, es werden verfängliche Geschichten erzählt. „Genug — berichtet er dem Freund —, es ist hier wirklich plaisanter, als wenn ich in Berlin einsam wie ein Papst auf meinem Sofa throne und meine Speisen bis zu dem glücklichen Moment der Erledigung befördere, den meine Aufwärterin vor der Thür emsig erwartet." Zu Mittag auf der Bastei oder des Abends im Konzert und Theater erfreut er sich der reichgekleideten Damen, er bemerkt „manches muntre, frische, kühne und hierdurch reizende Gesicht." Auch Gesellschaften besucht er, sie haben ein ganz eignes Kolorit. „Denke dir — erzählt er in einem Brief an Ritter —, die Männer pflegen hier den ganzen Abend den Hut in der Hand zu behalten; man ist kaum imstand, Thee zu nehmen. Die Damen sitzen natürlich in weiten Kreisen. Man kann das Vergnügen haben, zu denen, die man kennt, heranzutreten und mit ihnen ein Gespräch zu beginnen. Zuweilen habe ich hier wohl einen Anflug von wahrem Geist bemerkt, aber in der Regel — mein Gott! Nachdem der Thee genommen ist, wohlgemerkt eine Tasse, beginnt ein wenig Musik. Dann und wann hört man wohl eine volle Stimme oder ein schönes Tirolerlied. Im ganzen Fadheit, fast alles Raserei. Übrigens parliert man entsetzlich. Ich glaube, daß das nirgends so arg ist; wie soll man da jemals Deutsch lernen?" Er sagt nicht, welche Gesellschaften das gewesen sind.

Gentz

Von den Bekanntschaften, die er machte, war die mit Friedrich von Gentz weitaus die bedeutendste. Gentz stand damals im vierundsechzigsten Jahre. Als Schriftsteller war er lange schon nicht mehr aufgetreten, und dem jungen Geschlecht mochte von der gewaltigen

Wirksamkeit seiner Feder in der napoleonischen Zeit nur wenig bekannt sein. Aber von seiner politischen Stellung in der Wiener Staatskanzlei hatte das deutsche Publikum eher eine übertriebne Vorstellung. Heute wissen wir, daß er in den innern Angelegenheiten, wo selbst Metternich einen sehr geringen Einfluß hatte, gar nicht mitsprach; aber auch in den auswärtigen Geschäften war er als Hofrat extra statum nicht eigentlich offiziell beteiligt: er wirkte hauptsächlich nur als oft gehörter Berater des Fürsten Staatskanzler, als Vertrauter vieler auswärtigen Staatsmänner und fremder Gesandten, als Mitarbeiter des Wiener Beobachters und bisweilen der Augsburger Allgemeinen Zeitung, endlich als Korrespondent des Hospodars der Walachei, den er mit Bewilligung des Kaisers und im Einverständnis mit dem Fürsten Metternich mit politischen Nachrichten versah. Damals, im Jahre 1827, war es die orientalische Frage, die ihn beinah ausschließlich beschäftigte; an der Lage der Dinge in Frankreich und England nahm er nur insofern Anteil, als sie indirekt auf jene einwirken konnte, um die deutschen Verhältnisse bekümmerte er sich sehr wenig. Das große Publikum aber wußte von dieser seiner eigentlichen Thätigkeit beinah nichts: es war nur bekannt, daß er kein Freund der Griechen war; dies schrieb man seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen jede freiere Regung der Völker zu, die er — man erinnerte sich dessen nur zu wohl — auf den Kongressen von Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona so nachdrücklich an den Tag gelegt hatte. Die Liberalen sahen in ihm den Hauptvertreter reaktionärer Gesinnung am Wiener Hof und haßten ihn als ihren bittersten Gegner, allgemein aber wurde er als die rechte Hand Metternichs in allen Geschäften angesehen. Persönlich hatte er sich noch sehr viel von dem Zauber bewahrt, der ihn einst so unwiderstehlich gemacht hatte; immer noch war er

auch sehr empfänglich für weibliche Schönheit: eine der größten und glücklichsten Leidenschaften seines reichbewegten Lebens — die Liebe zu der jugendlichen Tänzerin Fanny Elsler — stand ihm damals noch bevor. Seit langem unterhielt er überdies ein freundschaftliches Verhältnis zur Gräfin Lori Fuchs, das von seiner Seite bisweilen auch eine leidenschaftlichere Gestalt annahm, schwärmte bald nach Rankes Ankunft in Wien für die schöne Fürstin Louise Schönburg und konnte daneben auch mehr sinnliche Beziehungen in niedern Sphären nicht völlig missen. Er lebte auf großem Fuß; für seine zahlreichen Hausleute sorgte er väterlich und übte überall eine fürstliche Freigebigkeit: seine Neujahrsgeschenke übertrafen selbst die der englischen und russischen Botschafter. Dafür war er denn allerdings auch jetzt noch, wie in seinen jungen Jahren, in steter Geldverlegenheit, obwohl er insbesondre von dem Hospodar sehr große Summen erhielt und der Kaiser ihm so manche außerordentliche Zulage bewilligte.

Ranke war wohl durch Varnhagen und Rahel an Gentz empfohlen worden: einst, vor dreißig Jahren, war Gentz eine der Zierden des Rahelschen Kreises gewesen, er hatte auch für sie eine so lebhafte Freundschaft gefühlt, daß sie beinah der Liebe ähnlich sah, und hatte später bitter bereut, daß es zwischen ihnen zu keiner rechten ordentlichen Liebe gekommen sei. In den letzten Jahren war der briefliche Verkehr, den sie nach ihrer Trennung immer unterhalten hatten, nicht sehr lebhaft gewesen; er wurde es erst wieder, als Gentz von der Leidenschaft zu Fanny Elsler erfaßt wurde: da wählte er die Rahel zur Vertrauten seines Herzens, da schrieb er ihr die Briefe, die Varnhagen mit den römischen Elegien vergleichen konnte.

Nach den Tagebüchern von Gentz empfing er Ranke zum erstenmal am 28. September nach Tisch in seiner

Villa zu Weinhaus. Der junge Berliner Professor betrat damit einen Boden, der ihm bis dahin unbekannt gewesen war: hier in diesen mit reichlichem Luxus ausgestatteten Räumen, deren hohe Spiegelfenster auf herrliche Blumenanlagen blickten, wurde europäische Politik gemacht, hier war eine der Werkstätten, von denen Ranke in seinen Büchern so oft zu sprechen hatte. Der Hausherr selbst, trotz seines Alters immer noch von edler Schönheit und den gewinnendsten Formen, vertrat zwei Zeitalter der Weltgeschichte: er war noch zu Füßen Kants gesessen und hatte den Enthusiasmus geteilt, den die Leiden des jungen Werther und die französische Revolution in der deutschen Jugend entzündeten, zugleich aber war er einer der gewaltigsten Vorkämpfer der Restauration, die nun nach der Zurückweisung des revolutionären Princips Europa beherrschte. Welcher Stoff zu Gesprächen mußte sich den beiden bieten! Ranke war Gentz nicht unbekannt: im März 1825 hatte er bereits dessen Kritik neuerer Geschichtschreiber mit Interesse gelesen; an den Wiener Jahrbüchern, denen er früher einmal auch einen Beitrag geliefert hatte, übte er immer noch eine Art redaktioneller Aufsicht: ohne Zweifel war ihm die Besprechung von Rankes Büchern, die sie vor Jahresfrist gebracht hatten, noch gegenwärtig. Aber nach den Mitteilungen, die Ranke selbst im Alter über diese Begegnung gemacht hat, bildete nicht die Geschichte vergangner Zeitläufte das Hauptthema ihrer Gespräche. Bei einem der ersten Besuche redeten sie über Burke. Man erinnere sich: mit der Übersetzung der Burkeschen Betrachtungen über die französische Revolution hatte Gentz einst seine litterarische Laufbahn eröffnet, und unter allen spätern Wandlungen seiner öffentlichen Stellung wie seiner innern Ansichten hat er die Bewundrung, die er für den redegewaltigen Briten hegte, niemals aufgegeben: noch im April 1828 lesen wir in seinem Tagebuch die

Eintragung: Abends „zog mich das Gemüt zu dem großen Burke, und ich las in Priors Biographie die Schilderung der letzten Jahre seines Lebens.“ Wie nun einmal dies Thema berührt wurde, mußte der Blick sich alsbald auf den großen Gegensatz richten, der das moderne Europa beherrschte: auf der einen Seite der rationalistische Bildungsdrang des achtzehnten Jahrhunderts, der zur Revolution geführt hatte; auf der andern Seite die Einsicht in die geschichtlichen Mächte und in die Eigenart der menschlichen Natur, aus der die historisch-politische Schule hervorgegangen war, und die in der Restauration einen wenn auch nur unvollkommnen Ausdruck gefunden hatte. Man weiß, wie sehr Gentz der letzten Richtung zugethan war, aber daß die andre immer noch vorhanden war, stark, weitverbreitet und gleichfalls nicht ohne innere Berechtigung, leugnete er nicht: er hatte es ein Menschenalter zuvor in einem berühmten Brief an Johannes von Müller ausgesprochen. Ganz und gar einig mit den Bestrebungen der Konservativen war er übrigens nicht: seinen Freund Pilat, der von einer Wiederbelebung der Landstände in historischem Sinne, von einer größern Selbständigkeit des kirchlichen Wesens die Heilung der Zeitübel erwartete, hat er öfters zurückgewiesen; er war, wie wenig er es vielleicht Wort haben wollte, aus einem Konservativen ein Doktrinär des Absolutismus geworden. Ranke, wie wir wissen, stand gleichfalls auf Seite des Widerstands gegen die Tendenzen der Auflösung und Negation, aber eine vollständige Übereinstimmung zwischen den Ansichten von Gentz und den seinigen bestand nicht. Eben aber aus dem Widerspruch mußte sich die allergrößte Anregung ergeben. Gleich damals wurde Ranke veranlaßt, einen Aufsatz zu schreiben, in dem er die Unvermeidlichkeit einer neuen Revolution betonte, „die auf denselben politischen Verflechtungen fußen müsse, wie die erste,

obgleich sie die Tiefe der Impulse von damals nicht wiederholen könnte."*) Wenn wir dann Ranken nach seiner Rückkehr in die Heimat für einen Augenblick die publizistische Thätigkeit ergreifen sehen, werden wir nicht mit Unrecht auch hierin eine Nachwirkung jener Diskussionen mit Gentz erblicken.

Viel mehr als das Verhältnis der beiden großen politischen Parteien in Europa, ihre theoretische Grundlage, ihre Ziele und Aussichten erfüllten indes die augenblicklichen internationalen Verwicklungen die Gespräche der beiden: Ranke wenigstens berichtet uns so. Gentz, dem politische Unterhaltung ein Bedürfnis war, der viel und gut sprach, hüllte sich auch hier nicht in geheimnisvolles Dunkel, er sprach „ohne Zurückhaltung," sodaß Ranke allmählich, wie er selbst sagt, „einer der bestunterrichteten Männer in Wien, was die Tagesbegebenheiten anlangte," wurde. Daß das Verhältnis der großen Mächte keineswegs ein sehr einmütiges war, erkannte Ranke sehr bald: die griechische Frage hatte Rußland willkommnen Vorwand geboten, gegen die Türkei vorzugehen, England und Frankreich schlossen sich ihm an, hauptsächlich in der Befürchtung, es würde sonst allein und in viel gewaltthätigerer Weise den Augenblick ausnützen. Das Wiener Kabinett sah dies mit Unwillen und Sorge: der Vertrag vom Juli 1827, in dem sich die Westmächte mit Rußland vereinigt hatten, um den türkisch-griechischen Kämpfen ein Ende zu machen, war hier als ein Unglück empfunden worden. Im August hatte man ein wenig aufgeatmet: Georg Canning, der Minister, der zuerst die traditionelle türkenfreundliche Politik Englands verlassen hatte, war eben gestorben; man durfte eine Rückkehr zu dieser Potitik eine Trennung von Frankreich und besonders von Rußland erhoffen. Das war denn aber doch nicht

*) Der Aufsatz ist nicht erhalten.

die Folge gewesen. Nach wie vor ging der britische Botschafter in Konstantinopel im Einverständnis mit den Vertretern Rußlands und Frankreichs vor: am 9. September eröffneten alle drei Gesandten dem Reis Effendi, daß sie die Waffenruhe für die Griechen erzwingen und einem türkischen Geschwader nicht gestatten würden, an den Küsten von Morea zu landen. Zugleich erschien ein russisches Korps unter der Anführung von Wittgenstein am Pruth. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten war Gentz, als Ranke die ersten Unterhaltungen mit ihm hatte: am 2. Oktober, wo er über den Vorgängen in Konstantinopel eine Depesche an den Hospodar expedierte, äußerte er sich, Fürst Metternich stimme mit ihm darin vollkommen überein, daß eine Invasion in das türkische Gebiet, unter welchem Vorwand sie auch geschehe, „ein gewaltsames und unentschuldbares Attentat“ wäre. Alsbald jedoch mußte man in Wien erfahren, daß die Erklärung vom 9. September keine leere Drohung gewesen war: die Admiräle der englischen und französischen Flotte wiederholten sie dem Befehlshaber des türkischen Geschwaders, Ibrahim Pascha: einen Versuch der Landung auf Morea würden sie mit Kanonenschüssen zurückweisen. Gentz schreibt hierüber an den Hospodar unter dem ersten November — an demselben Tage empfing er einen Besuch von Ranke —, der Krieg sei nun thatsächlich erklärt, indes hege er noch einige Hoffnung, daß die verbündeten Mächte einen Schritt zurückthun würden, um der Pforte Nachgiebigkeit, die gegen ihre Ehre sei, zu ermöglichen: England, führt er aus, könne unmöglich den Krieg wollen, selbst Canning habe ihn nicht gewollt; Frankreich wäre froh, wenn es sich mit Glimpf aus der Sache ziehen könne; was Rußland betreffe, so sei wenigstens der Zar, „ein junger Monarch ohne Erfahrung,“ keineswegs von Eroberungsabsichten erfüllt, es seien nur seine Minister — Nesselrode,

Pozzo di Borgo, Lieven — und eine gewisse Partei am Hofe, die ihn zum äußersten dränge; die Griechen endlich seien bereits weniger ein Gegenstand des Mitleids als der tiefsten Verachtung selbst für diejenigen, die für sie kämpften.

Indes alle diese Hoffnungen sah er sehr bald getäuscht: die Katastrophe von Navarin trat ein,*) sie rief in der Wiener Staatskanzlei Entrüstung und Bestürzung zugleich hervor; selbst der Kaiser äußerte sich in ungewöhnlich scharfer Weise: Gentz sprach in seinen Depeschen von einer Verletzung des Völkerrechts, einer verbrecherischen Nichtachtung des Princips der Gerechtigkeit. An eine Aufrechterhaltung des Friedens glaubte er nun nicht mehr; als das bedenklichste an der Sache erschien ihm die veränderte Stellung Rußlands: „Nun, da es das Recht hat, den Krieg als erklärt anzusehen, wird es nur mehr seine eignen Interessen verfolgen."

Wirklich traten die ehrgeizigen Plane Rußlands schon im Dezember auf der Konferenz, die die Traktatmächte in London abhielten, deutlich hervor: es beantragte die Besetzung der Donaufürstentümer durch seine Truppen. Dagegen wandte nun England ein, ein Angriff auf das türkische Reich werde überall Bedenken erregen und erscheine zur Ausführung des Julivertrags nicht nötig. Doch Rußland entgegnete — Depesche Nesselrodes an Lieven, den russischen Botschafter in London, vom Februar 1828 —, sein Recht zur Abwehr sei unbestreitbar, der Kaiser erstrebe keinen besondern Vorteil für sich, werde aber die Waffen nicht niederlegen, ohne volle Genugthuung für sich und die Ausführung des Londoner Vertrags erlangt zu haben. Er gebe den Alliierten anheim, sich an den Maßregeln, die Rußland auf der Konferenz beantragt habe, zu beteiligen, bleibe er aber ohne

*) Vernichtung der Flotte Ibrahims durch die englisch-französische Flotte am 20. Oktober 1827.

Unterstützung, so werde er nur seine eignen Interessen zu Rate ziehen. Gentz wurde durch diese Sprache aufs tiefste erschüttert, die Depeschen aus London vergällten ihm die schönsten Tage. Zu Ranke äußerte er sich, von Rußland bekomme man Erlasse, wie sie schlimmer von Napoleon nicht ausgegangen wären, er teilte ihm russische Äußerungen mit, die damals noch nicht in die Öffentlichkeit drangen, die erst David Urquhart, der Sekretär der englischen Botschaft in Konstantinopel, in dem 1833 von ihm begründeten Journal „Portefolio" bekannt gemacht hat. In der griechischen Angelegenheit sah er nunmehr bloß eine Frage von untergeordneter Bedeutung: daß das Land eine neue Organisation, eine selbständige Stellung erhalten müsse, gab er jetzt zu. Alles schien ihm nun darauf anzukommen, Rußland vom Balkan fernzuhalten; daß die Türkei dies nicht imstande sein werde, sah er voraus.

Ranke erlebte auch noch in Wien die offizielle Erklärung des Krieges durch Rußland, die ersten Feindseligkeiten und Erfolge der Russen: Ende Juli, eben da er sich zum Abschied rüstete, standen ihre Truppen vor den drei Hauptstützpunkten der türkischen Verteidigung, Silistria, Schumla und Varna. Daß dies alles einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte, finden wir nicht; davon war er doch weit entfernt, die Antipathien und die Befürchtungen von Gentz zu teilen; er sah die Dinge bei weitem ruhiger an, aber für seine innere Entwicklung war es unstreitig sehr wichtig, eine lebendige Ansicht von der Persönlichkeit eines Mannes, wie Gentz war, zu gewinnen und die Wirkungen zu beobachten, die die Zeitereignisse auf sie übte. Er hat ihm auch sein ganzes Leben ein pietätvolles Andenken gewahrt: noch als hoher Achtziger liest er eine neue Schrift über ihn in „lebhafter Erinnerung." Und bei dieser Gelegenheit gab er dem Vielgeschmähten das ehrenvollste Zeugnis: „Mir hat er immer den Ein-

druck des Ernstes, der Tiefe, der vollkommnen Hingebung an seinen Beruf und seine Pflicht gemacht. Von Frivolität habe ich nie eine Spur bemerkt."

Wiener italienische Studien

Von Gentz erfuhr Ranke auch die mächtigste Förderung in dem, was ihm zunächst am Herzen lag: in seinen Studien über das sechzehnte Jahrhundert. Er hatte durch den preußischen Gesandten das Gesuch an die Staatskanzlei gestellt, die venetianischen Archivalien, die sich seit der Okkupation Venedigs durch Österreich in Wien befanden, benutzen zu dürfen: es war in aller Form abgeschlagen worden. Nun aber, am 1. November, führte ihn Gentz selbst zu dem Fürsten Metternich. „Der Fürst — so berichtete Ranke darüber an Ritter — zeigte sich geistreich, lebhaft, offen und zutraulich. Er sieht recht wohl ein, worin es unsrer Geschichtskunde mangelt, was aus dem Archiv zu entnehmen wäre, und äußert hierfür großartige Absichten. . . . Nach dem Gespräch entwarf ich auf einem Zettel ein kurzes Verzeichnis von denjenigen Dingen, die ich zunächst aus dem venetianischen Archiv zu sehen wünschte, ohne Überschrift und Unterschrift. Diesen Zettel hat man dem Archiv herabgegeben, mit der Weisung, mir das Verzeichnete zukommen zu lassen." Da schwelgte er nun in dem unerwartet Gebotenen. „Es ist zwar nur ein kleiner Teil — schrieb er Ende Venedig an Heinrich —, und ich sehe besonders für die eigensten Verhältnisse dieses Staates (Venedig) nichts als Lücken . . . indessen auf jeden Fall sind hier höchst merkwürdige Sachen: für die Geschichte der Menschheit von unschätzbarem Wert, die sie, wenn sie nicht über sich selbst im Dunkeln liegen will, schlechterdings wissen muß. Ich habe einige Stücke mit einer Art von Entzücken excerpiert. . . . Ich gehe hier auf ganz unbekannten Wegen. Ich sehe eine Erkenntnis von ferne,

deren Hoffnung und Ahnung mich in Freude und Wonne versetzt. . . ." Es waren hauptsächlich Gesandtschaftsberichte aus den Zeiten Gregors XIII. und Sixtus V., die er da benutzte, ferner das Tagebuch des Marino Sanuto: vor ihm hatte sie noch kein Gelehrter einsehen können. Noch im späten Alter schrieb Ranke dem Fürsten Metternich für die Gewährung seines Gesuchs in stolzer Dankbarkeit „ein unsterbliches Verdienst" zu.

Auch in der Hofbibliothek, die ihm ohne weiteres zugänglich geworden war, fand er Neues: die Sammlungen des Dogen Marco Foscarini, des Hauses Rangone in Modena, des Prinzen Eugen von Savoyen. Die ersten beiden waren wohl Johannes von Müller, der einige Jahre Custos der Hofbibliothek gewesen war, nicht unbekannt geblieben, aber zu einer Verarbeitung war er nicht gekommen, nur in Privatbriefen sprach er gelegentlich davon. Auch über diese Sachen — vierzehn große Brieftaschen und über hundert Bände — äußerte sich Ranke enthusiastisch zu Ritter: „Hier habe ich mit dem Gegenstand meiner Liebe, welche eine schöne Italienerin ist, prächtige und süße Schäferstunden, und ich hoffe, wir bringen ein Wunderkind von Romano Germanen zustande." Unter anderm fand er hier über die innere Geschichte von Venedig manchen Aufschluß; seine Ansicht über die Verfassung der Republik, wie er sie — allerdings zweifelnd und zögernd — in den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" dargestellt hatte, berichtigte er hier in wichtigen Punkten.

Die Morgenstunden bis gegen neun widmete Ranke indes noch einem andern Gegenstande: der italienischen Litteratur des Quintecento. Die Handbücher von Tiraboschi und Guingené, von Bouterwek und Ideler lagen auf seinem Tische, daneben Ariost und Tasso: „Meine größte Freude ist Ariost," schreibt er an den Freund.

„Ich lerne ihn jetzt erst kennen und lege meine alten Vorurteile wider ihn ohne Bedauern ab. So kümmert man sich wenig um alte Röcke aus schlechtem Tuch, wenn man neue aus feinerm anzieht. Er ist ein Poet ohne gleichen. Aber die ganze Entwicklung dieser Litteratur hat so etwas Eignes und Reizendes. Ihre Gestalt zeigt sich erst wie Berge, die man von ferne sieht, in den großen Umrissen und höchsten Spitzen; doch hoffe ich ganz nahe zu kommen, das Einzelne zu durchwandern und dadurch die Gestalt des Ganzen zu fassen." Auch um die Vorgänger und die Quellen des Ariost scheint er sich hier schon gekümmert zu haben, wenigstens sagt er später, er habe schon in Wien eine Arbeit über diese angefangen.

Zu einer vollständigen Ausarbeitung regte ihn überdies eine Frage der venetianischen Verfassungsgeschichte an. Er hatte in seinem Erstlingswerk — gestützt auf des Franzosen Daru Histoire de Venise, 1819 erschienen — den Staatsinquisitoren eine ganz ungeheuerliche Macht — aufs grausamste ausgeübt, aufs unbegreiflichste geduldet — zugeschrieben. Nun aber erwiesen sich ihm die sogenannten Statuten der Inquisition, die Daru aus Pariser Handschriften geschöpft hatte, als gefälscht: er gelangte zu einer ganz andern Auffassung als der Franzose. Diese legte er in einem kleinen Aufsatz, der erst fünfzig Jahre später veröffentlicht worden ist, nieder. Mit freudiger Genugthuung führt er da eine Reihe innerer und äußerer Gründe auf, warum jene Statuten unecht — wahrscheinlich eine Fälschung aus der Zeit Ludwigs XIV. — seien, „ein Aktenstück, dessen verabscheuungswürdiger Inhalt die schönsten Zeiten der Republik, in die man es verlegt, das schönste Jahrhundert, das Italien jemals sah, nicht verunreinigen, sondern auf ewig brandmarken müßte." Aber dabei bleibt er nicht stehen: er geht auch darauf ein, welchen Impulsen die Fälschung entsprang; endlich warum

Daru sie so, ohne näher zuzusehen, für echt hinnahm. Damals, im siebzehnten Jahrhundert, gab es Personen, die Ludwig XIV. dazu antrieben, sich der Republik zu bemächtigen; zu dem Ende stellten sie ihm die Zustände in ihr in den schwärzesten Farben dar. Daru aber, ein getreuer Anhänger Napoleons, wollte die Zerstörung der Republik, die man seinem Herrn und Meister so bitter vorgeworfen, rechtfertigen; auch da erschien als ein gutes Mittel, das innerste Wesen des Staates als seit langem verrottet und hassenswert zu schildern.

Serbische Revolution

Zu einer weitaus bedeutendern Arbeit wurde Ranke durch jenen Wuk Stephanowitsch veranlaßt. Aus den Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts führte ihn dieser bis in die Gegenwart, aus dem hochgebildeten Italien der Renaissance in das barbarische Serbien. Den Übergang bildeten die Studien, die er für den ersten Teil der „Fürsten und Völker" unternommen hatte; neue Anregungen gaben die Berührungen mit der slawischen Welt, die sich ihm in Prag geboten hatten: nun kam die persönliche Bekanntschaft mit einem Manne dazu, der mitten in den Bewegungen gestanden hatte, die zu Anfang des Jahrhunderts die nördliche Balkanhalbinsel durchzitterten. Durch Kopitar, den er täglich in der Hofbibliothek traf und mit dem er an derselben Wirtstafel speiste, wurde er bald mit Wuk bekannt; dieser führte ihn dann wohl auch den Landsleuten, die in Wien lebten, zu. „In Wien habe ich zuletzt mit einem Volke gelebt — schrieb er von Venedig aus seinem Bruder —, dessen patriarchalische Verfassung und poetische Gesinnung, so lange es unterworfen war, sich zu lauter Ernst und Krieg umgestaltet, sobald es sich befreien wollte: mit den Serben, deren Lieder du wohl gesehen haben wirst. Aus den

Papieren Wuks habe ich die neuere Geschichte derselben zu ermitteln gesucht. Noch den ganzen Nachmittag, an dessen Abend ich wegreiste, haben wir zusammen gesessen." Als ihn während des Berliner Kongresses im Jahre 1878 der serbische Minister Ristic besuchte, erinnerte er sich, es sei nun eben fünfzig Jahre, daß er täglich den „unvergeßlichen Freund Wuk die Treppe heraufsteigen hörte, um ihm serbische Geschichte" zu erzählen. Auch in seinen autobiographischen Diktaten begegnen wir dem Namen Wuks: darnach ergriff ihn die serbische Geschichte „durch die lebendige Information über ein Ereignis von allgemeinster historischer und politischer Bedeutung in der Tiefe des Geistes und Herzens." Er begann sogar das Serbische zu lernen.

Während der Sommermonate stellte er nun aus den Mitteilungen Wuks die „Geschichte der Revolution in Serbien" zusammen. Über die Art der Komposition äußert er sich in der Vorrede zur dritten Auflage (1879): „Das Verfahren war, daß eine Vorlage von Wuk zu Grunde gelegt, aber dann bei jeder Thatsache, edem Wort einer Prüfung unterzogen wurde, bei welcher Wuk die Zeugen, mit denen er gesprochen, aufführte, sodaß eine vollkommne Zuverlässigkeit der Mitteilung erreicht wurde. Ich habe nie einen Barbaren gekannt, der größere Empfänglichkeit für eine wissenschaftlich durchgreifende Behandlung der Sprachwissenschaft und seiner vaterländischen Geschichte besessen hätte." An einer andern Stelle gedenkt er dankbar der Beihilfe, die ihm auch Kopitar bei dieser Arbeit geleistet hatte. Im Januar 1829 konnte er bereits die ersten Exemplare des Büchleins versenden.

Einem Forscher, den der Drang, ursprüngliches, individuelles Leben kennen zu lernen, zur Geschichte geführt hatte, mußten die Schicksale des serbischen Volkes ein höchst willkommner Vorwurf sein. Ranke

war nicht so weltflüchtig gesinnt, wie Goethe, als er mitten in der Bewegung der Befreiungskriege sich nach dem „reinen Osten“ wendete:

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr in Erdensprachen — —

Aber besser als bei den Italienern und Spaniern der Renaissance und Barockzeit, besser auch als bei Osmanen und Neugriechen konnte er doch in der Geschichte dieses slawischen Bergvolks in „des Ursprungs Tiefe“ eines menschlichen Geschlechts dringen: hierin lag für ihn der Reiz des Stoffes und nicht in der politischen Aktualität, die er unstreitig auch besaß — eben im Jahre 1827 war die serbische Skuptschina mit der Wahl eines Fürsten beschäftigt. Aber über dem praktischen Für und Wider sieht er die wahre Historie „weit erhaben,“ er wiederholt in der Vorrede, was er schon in seinem ersten Buch gesagt hat, „sie suche nur zu sehen, zu durchdringen, um dann zu berichten, was sie erblickt.“

Ein ausführliches Kapitel widmet er diesmal den Sitten und Gebräuchen, den religiösen Meinungen und der Poesie des Volkes: er sieht darin die lehrreichste Manifestation des nationalen Geistes; sie erklärten ihm die politische Kraft, mit der die Serben nach langen Jahrhunderten dunkler Knechtschaft wieder auf der Bühne der europäischen Welt erschienen. In dem „sich selbst genügenden, in sich abschlossenen Familienhaushalt“ sah er die erste Grundlage des fortdauernden nationalen Lebens. Das individuelle Dasein tritt vor demselben gleichsam in den Hintergrund. Zunächst ist ihm dann die übliche Verbrüderung und das starke Gefühl der Blutsverwandtschaft bemerkenswert, ferner

die Art, wie sie ihre Feste begehen. „In den Volksmeinungen aller europäischen Länder finden sich Spuren alter Naturverehrung, meistens aber nur als zerstreute Trümmer, ohne Zusammenhang; unverstanden und unverständlich. Bei den Serben wird das ganze Jahr von Gebräuchen durchzogen, die auf den geheimnisvollen Zusammenhang deuten, in welchem der Mensch, namentlich bei so einfachem Landleben, mit der Natur steht." An ihrer Weihnachtsfeier bewundert er, wie hier der Mensch „das größte Ereignis, in welchem ihm die Religion das Verhältnis Gottes zu der Welt darstellt," mit seinem geringfügigen Bedürfnis, mit seinen schlechterdings irdischen Wünschen in Verbindung bringt, ohne daß die Würde des Festes davon erdrückt würde. „Mit einer gewissen Einfachheit und Größe tritt es mitten in dies beschränkte Dasein. Erregt es Wünsche, so stimmt es doch zu gastfreiem Empfange, die göttliche Erscheinung verbindet die Mitglieder des Hauses zu einmütiger Verehrung und anbetender Eintracht." In ihren Wundergeschichten, etwa in der Erzählung von den Wilen — Frauen, schnell und schön, die Haare im Winde flatternd in tiefen Waldungen und an Flüssen wohnend, mächtiger als die Menschen und die Zukunft wissend — sieht er wohl Wahn und Aberglaube, aber auch Naturgefühl und sinnvolle Dichtung. Die Poesie selbst ist ganz national: „gleichsam eine unbewußte Hervorbringung der gemeinschaftlichen Anlagen und Richtungen"; sie legt sich „wie ein verwandtes Element um das Leben her und spiegelt uns die Erscheinungen dessen ab, nicht alle und jede, aber die erheblichern in ihrer eigensten Natur, durch das Unwesentliche minder gestört und um so deutlicher." Am meisten der Betrachtung wert sind ihm die Heldenlieder: „wie die Geschichte der Nation von dem Gedicht ergriffen, hierdurch erst in einen nationalen Besitz verwandelt und für das lebendige Andenken gerettet

worden ist." War auch im Lande Ruhe, so beschäftigte sich doch der Geist des Volkes in diesen Gesängen unaufhörlich mit Bildern des Krieges eben gegen die, denen es gehorchte.

Indes, indem sich Ranke an der so ganz ursprünglich erscheinenden Natur dieses Volkes erfreut, kann er doch nicht umhin, einigen fremden Einfluß in seinen Institutionen zuzugestehen. Nicht so ganz abgeschlossen leben selbst die verborgensten Nationen unsrer Kulturwelt darin, sie berühren sich gegenseitig, und so müssen sie auch auf einander wirken. Die beiden Elemente, aus denen Goethe jedes Einzelleben zusammengesetzt sah — den eingebornen Trieb oder Dämon, und die äußern Umstände, die Tyche —, nimmt der Geschichtsforscher auch im Leben der Völker wahr. „Seitdem einmal Mächte auf Erden aufgetreten sind — lesen wir im ersten Kapitel — welche die allgemeinen Ideen, die das Leben des menschlichen Geschlechtes in sich tragen, zu realisieren, in sich darzustellen, fortzupflanzen suchen, scheint es keinem Volke mehr vergönnt zu sein, sich für sich selbst in freier Bewegung eingeborner Kräfte und Anlagen zu entwickeln: alle Ausbildung hängt vielmehr von dem Verhältnis ab, in das der neueintretende Stamm zu den bereits gebildeten Nationen tritt." Serbien hatte schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts den Übergang vollzogen, „der in dem Leben einer jeden Nation eine der wichtigsten Stufen ausmacht, aus dem aus dunkeln Anfängen überkommnen, patriarchalischen, lokal beschränkten zu einer mit geistigem Bewußtsein ausgebildeten, der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geschlechts entsprechenden gesetzmäßigen Ordnung der Dinge; ein Schritt, der hier nicht ohne Nachahmung fremder Vorbilder und Formen, aber doch sehr im ursprünglichen Geiste des Volkes versucht ward."

Also es ist wohl Einfluß von außen, aber die

angeborne Natur bleibt doch in ihrem innersten Kern unverletzt. Eben dies aber war Serbiens Glück, daraus erhob sich seine Befreiung. Die Kämpfe, die dazu führten, schildert Ranke mit einer Fülle von Einzelheiten, in denen sich überall jene Natur offenbarte. Am entscheidendsten war die Empörung wider die Dahi im Jahre 1804. „Wir wissen, es war nationales Leben in diesem Volke — wiederholt Ranke —, ein Gefühl seiner selbst, erweckt und belebt in den letzten Kriegen. . . . An den Grenzen von Sein und Nichtsein, an die man gekommen, mußte dieses Bewußtsein erwachen, sich erheben, oder es war überhaupt nicht." Es erwachte, es erhob sich, ein Führer stand auf, der etwas verwandtes mit den nationalen Helden hatte, den die Lieder feierten; unter ihm wurde die Emanzipation von den Türken endlich durchgeführt. Wohl gab es noch Niederlagen und Rückfälle in die alte Knechtschaft, aber es war vorübergehend; es gab innere Entzweiungen, doch es obsiegte zuletzt das Gefühl gemeinsamer Interessen." Die Einrichtungen des Milosch Obrenowitsch, mit denen Ranke seine Darstellung schloß, bezeichnen den Beginn geordneter Zustände in Serbien.

Bei der Bearbeitung dieses Stoffes hatte Ranke keinen Vorgänger, wie er denn auch neben den Mitteilungen Wuks nur für die ältesten Zeiten nennenswerte Quellen benutzte. Für das Kapitel über die osmanischen Einrichtungen in Serbien konnte er des fleißigen Wiener Orientalisten Hammer Buch über die osmanische Staatsverfassung, das 1818 erschienen war, benutzen; die große Geschichte des Osmanen von demselben Autor war noch nicht vollendet. Von den Ereignissen, die sich während der letzten Jahrzehnte auf serbischem Boden vollzogen, lagen nur Berichte von Zeitungen vor, die aber — wie etwa die in Bredows Chronik des neunzehnten Jahrhunderts über den Auf-

stand von 1804 — sehr viel verwirrtes und unrichtiges enthielten.

Eine so absprechende Kritik wie die Leos über die romanischen und germanischen Völker ließ sich denn auch diesmal nicht vernehmen: eine Nachprüfung der Quellen war überhaupt ausgeschlossen, das Buch war Quelle selbst. Unter den anerkennenden Stimmen erfreute Ranke besonders das Urteil, das Niebuhr in einem Brief an Friedrich Andreas Perthes, der diesmal der Verleger des Buches war, ausgesprochen hatte: „Ich wünsche Ihnen großes Glück zu Rankes Serbien — schrieb er im Juli 1829 —, welches ich laut anpreise, wie Ihr Haus an den hier abgesetzten Exemplaren spüren wird. Es steht mir zu, zu sagen, daß dies kleine Buch als Historie das vortrefflichste ist, was wir in unsrer Litteratur besitzen. Ranke hat alles abgestreift, was früher in seiner Manier störte.“ Dies sei eine Stimme, meinte Ranke, die ihn wider alle Afterreden waffne. Aber auch auf Goethe, dem Ranke das Buch noch von Venedig aus übersandt hatte, machte es Eindruck; er wünschte, wie er sich auf einem Zettel anmerkte, „einige nähere biographische und litterarische Notiz“ über den Verfasser. Ranke selbst schrieb an Ritter: „Ist kein Genius darin, so hat mir Gott keinen gegeben.“

Italienische Stimmungsbilder

Im Oktober 1828 finden wir Ranke in Venedig. Noch im selben Monat besucht er von hier aus Vicenza, Verona, Padua, Ferrara; dann verweilt er, auf der Bibliothek arbeitend, bis anfangs Februar 1829 in der Lagunenstadt. Die Benutzung des Archivs war ihm von dem Fürsten Metternich — der sich auch hier, wie Ranke selbst sagt, „weit erhaben über alle kleine Rücksichten und Befürchtungen“ zeigte — auf der Stelle gestattet worden. Aber die Sache ging den langsamen amtlichen Weg, und so entschloß sich Ranke, die endgiltige Bewilligung

nicht abzuwarten, sondern auf der Rückreise noch einmal nach Venedig zu gehen. Er machte sich nach Rom auf, um noch den Karneval mit ansehen zu können. Unterwegs aber traf ihn die Nachricht vom Tode Leos XII.: mit den Faschingsfreuden war es also nichts. So beschloß er einige Zeit in Florenz zuzubringen, und erst Ende März 1829 sah er die ewige Stadt. Den September und den Oktober desselben Jahres verlebte er in Neapel, dann blieb er ununterbrochen in Rom bis in den April 1830. Auf der Rückreise sah er sich Otricoli, Spoleto, Foligno und Perugia an, in Florenz hielt es ihn auf seinem zweiten Besuch beinah den ganzen Sommer. Dann ging er noch nach Lucca und Pisa, im August 1830 sehen wir ihn wieder in Venedig; dann nach Weihnachten ging er rasch über Mailand, Como und den Splügen in die Heimat zurück. Am 28. Januar 1831 konnte er von Lindau am Bodensee dem Freunde seine bevorstehende Ankunft in Berlin melden. Aber München und ein Besuch bei Heinrich hielten ihn noch bis in den März auf. Der erste Brief, den er wieder von Berlin aus schrieb, ist vom 24. dieses Monats datiert.

Es war ein Leben, nicht bloß angefüllt mit Studien, sondern auch voll Natur- und Kunstgenuß, das er diese dritthalb Jahre führte, einsam wohl meist, aber doch der Freundschaft nicht ganz entbehrend und sogar, wie er in einem Brief an Ritter gesteht, einmal „ein Analogon von Liebe“ genießend. Und so war er denn bei seinem leicht befriedigten, hoffnungsfreudigen Naturell beinahe vollkommen glücklich. Er sagt es selbst mehr als einmal: in Vicenza hat er „einen der schönsten Abende seines Lebens“ verbracht; in Pisa einen Morgen, „der zu den glücklichsten seines Lebens gehört,“ in Rom erfreut er sich eines Gefühls „ungetrübter Existenz.“ In Venedig kommt ihm der Gedanke: „Genuß ist nicht Verständnis, und wo man das Verständnis hat, hört

die Bewunderung auf. Im Bewundern ist Genuß. So ist der Mensch doch gut geschaffen. Die rechte Freude ist, sich vergessen, sich hingeben, sein selber bewußt werden in dem Größern."

Herrliches Wetter begünstigte ihn bei seinem Eintritt in Italien; er beschreibt eine Höhe auf der Fahrt zwischen Graz und Venedig, auf der „Alboin gestanden haben mag, als er den Garten von Friuli übersah: eine tiefstille Nacht, ohne Wind und Blättergeräusch mitten hindurch zwischen Gärten und Palästen." In Venedig begiebt er sich nach Tisch auf den Lido oder zu den Mechitaristen von San Lazaro: ein leichter Wind bläst in das Segel, ohne Menschenarbeit gleitet die Barke dahin, lauter Ruhe über den Lagunen, über Venedig und ihm. Er durchwandelt auf seinem Ausflug von Venedig nach Westen die bericischen Hügel früh und abends, um sich an dem Anblick der reichen Thäler zu laben. Zwischen Bologna und Florenz geht er freudig dem Wagen voraus, die noch schneeigen Höhen im Rücken, „nach dem von Ölbäumen und keimendem Getreide grünen Toskana." Des Tages da er in der Campagna den ersten grünen Strauch sah, erinnert er sich noch im Alter genau. In Neapel wohnt er hart am Meer, entschläst und erwacht bei dessen Brausen: „Ich weiß nicht — sagt er da —, warum, was so formlos, doch so schön ist. Aber es ist so reizend auf das Gitter gelehnt hinauszusehen; oft denkt man freilich wieder an sich, zumal wenn man nicht recht mit sich zufrieden ist, oft aber reißt das Anschaun eines unbegrenzten, unendlichen, immer bewegten uns zu höhern Gedanken fort."

In Venedig schon versäumt er nicht, in den unzähligen Kirchen den alten Gemälden nachzugehen. „Gewiß ist — schreibt er an Heinrich —, einst malte die Frömmigkeit, doch malte sie nicht vollkommen; um besser zu werden, verließ man sie, damit hat man als-

dann alles verloren. Ich kenne keinen Meister, der was taugt, ohne in der alten Manier angefangen zu haben." In Vicenza trat ihm Palladio entgegen: vor seinen Bauwerken, bei den Klängen der Musik auf dem Stadtplatz ist er „voll Gefühl einer fremden Tugend und Größe." In Verona bewundert er neben dem Amphitheater die Bilder der Pari di francia, des Orlando und Rinaldo an dem Turme des Doms, die „wundervollen Grabmale der Scala; endlich erste Entwicklungen neuerer Baukunst, über die keine spätern emporgekommen." Von Treviso aus sucht er Giorgiones Geburtsort aus Castelfranco, wo er in der Kirche „ein wundervolles Werk dieses reichbegabten Menschen sieht. In Bassano studiert er die Bilder der Maler, die den Namen nach dieser ihrer Heimat führen. Jacopo, meint er, hat das größte Talent: „er steht wie Giorgione auf der Stufe, wo das Altchristliche in das Modern-Künstlerische übergeht: im Moment der regsten, innerlichsten und vollsten Thätigkeit; diese will er sich vor allen „so in Kunst als in Litteratur ganz vergegenwärtigen." In Mantua belehrt ihn der Palast Te sehr: „Welch ein Luxus der Mythologie, der Phantasie und gewiß auch der Kunst." „Warst du da — fragt er Rittern — und sahst den Saal der Gigantenschlacht? Eine prächtige Erfindung." Vor den Bildern Fra Bartolommeos in Florenz bedauert er, daß alles restauriert wird. „Wir werden bald nur noch eine restaurierte Kunst haben — klagt er —; schöner anzuschauen für den, der einen bequemen Genuß sucht; minder tief vielleicht und nicht so wahr." Wie ihm dann in Rom die Antike zum erstenmal erscheint, ist ihm, „als hätte er noch nie etwas gesehen." Aber schwer findet er es, sie ganz zu fassen, sich ihrer in Gedanken zu bemeistern. „Hältst du nicht dafür — fragt er wieder den Freund —, daß das eigentliche Interesse, das wir an der Welt nehmen, darin besteht, daß wir das außer uns zu

einem »in uns« zu machen suchen?“ Stärker noch ergreifen ihn die antiken Reminiscenzen in Neapel. „Ich wüßte — sagt er —, wären die Altertümer eigentlich mein Fach, so bliebe ich ein paar Jahre in Neapel, und wenn ich auch als Lazzarone leben müßte. Nicht allein, daß man sich hier die ganze antike Umgebung bis ins allerkleinste vergegenwärtigen kann, daß man auch Kunstwerke höhern Stils von erstem Verdienst täglich anzuschauen Gelegenheit hat; ferner dieser zwischen Rom und Griechenland in der Mitte stehende und beide vermittelnde Himmel selbst, mit einer Gegenwart, zu deren Erklärung man keiner Historie bedarf, sondern welche selbst Natur ist, versetzt uns unmittelbar in eine jenen alten Jahrhunderten, wie mich dünkt, analogere Stimmung.“ Da greift er — in Ermanglung griechischer — zu einigen lateinischen Poeten, findet an Vergils Euboicis Cumarum adlabitur orbis und an etlichen Oden des Horaz neuen Geschmack. Es wachte, wie er sagt, seine alte Liebe wieder auf. Wie er im Begriff ist, Rom zu verlassen, klagt er, daß er die Rechte des Altertums noch nicht so weit habe studieren können, um sie zu verstehen. „Ich habe angefangen, mir meine Anschauungen zusammenzusetzen, aber erst da recht gefunden, wie mangelhaft sie sind.“ Im Greisenalter, bei der Ausarbeitung der Weltgeschichte rief er sich diese Genüsse, diese Bemühungen wieder herauf. Da wo er von dem marmornen Dom des Augustus spricht, gedenkt er eines Briefes, den Metternich zehn Jahre vorher über jene Anlagen an Gentz gerichtet hatte: er freut sich, daß nicht allein „den Gelehrten und Kunstbeflissenen, sondern auch einen der beschäftigtsten und wirksamsten Staatsmänner unsrer Epoche die Größe derselben in ihrem Zusammenhang zur Bewundrung hingerissen.“

Aber auch der katholische Kultus in der naiven Form, die strengen Protestanten oft götzendienerisch

erscheint, hat einen gewissen Reiz auf ihn ausgeübt. In Venedig, in der Kirche Madonna della Salute, wohnt er dem Dankfeste bei, das alljährlich in Erinnerung an die Befreiung von der Pest von 1630 gefeiert wird. „Man hat eine hölzerne Brücke über den großen Kanal errichtet. In ungeheuer Haufen strömt das Volk zu und ab. In der Kirche werden Lichter und Fahnen getragen, die Behörden kommen in ihrem Schmuck; eine nicht allzu schöne Musik. Die Leute habe ich für sich beten und Kreuze machen sehen; darauf bin ich nach Hause gegangen. Ich bin der Meinung, daß Religion und Aberglaube sich vertragen können, d. i. daß Aberglaube die Religion nicht ausschließt. Dies tröstet mich, indem ich sehe, höre und lese, wie die Menschen sich gegen Gott gebärden." In den Briefen aus Rom findet sich keine einzige jener scharfen Bemerkungen, die über den Prunk des Gottesdienstes, über die Zeremonien, mit denen das Oberhaupt der katholischen Kirche umgeben ist, von nordischen Reisenden so gern gemacht werden, deren sich selbst Goethe nicht ganz entschlagen konnte. „Schade, wer sich daran ärgert — meint er in den »Erinnerungen an römische Zustände« *) —; es ist alles ein halbverstandenes Altertum." Unter so viel Zeremonien und äußerlichem Wesen findet er doch einen Punkt, „auf dem ein wahrhafteres und tieferes Gefühl des Zusammenhangs mit Gott erscheint": kein Römer, wie achtlos er sonst dahin leben mag, wird jemals das Abendmahl empfangen, ohne sich vorher durch die Beichte mit Gott auszusöhnen; wohl giebt es solche, die nicht beichten gehen und sich die geforderten Beichtzettel um Geld zu verschaffen wissen, aber zu kommunizieren wagen sie dann nicht. So ist die Hostie Mittelpunkt der Religion. Diese Religion „ist nicht

*) Erst 1877 in den Historisch-biographischen Studien gedruckt.

Lehre, sie ist Mysterium; der Priester ist nicht Lehrer, er ist Inhaber und Vollzieher des Geheimnisses durch mystische Vollmacht; man küßt die Hand, die zu so erhabnem Dienst bestimmt ist."

Über die politischen Zustände, die Stimmungen und Ansichten, die Ranke in Italien vorfand, äußert er sich in seinen Briefen nirgends. Er kam nach Rom, bald nachdem der französische Botschafter Châteaubriand vor dem versammelten Konklave eine prächtige Rede „über die Vereinbarkeit des Glaubens mit den Fortschritten der Zivilisation, des Evangeliums mit den modernen Freiheiten, der göttlichen Offenbarung mit der immer höher strebenden menschlichen Vernunft" gehalten hatte: die Kunde davon drang gewiß auch in den Salon des preußischen Gesandten, wo Ranke verkehrte, aber er erzählt davon so wenig wie von der Wahl des Kardinals Castiglioni zum Papst. Vergebens würden wir auch bei ihm nach einer Spur von den traurigen Eindrücken suchen, wie sie wenig später der junge Prokesch von dem päpstlichen Staat empfing, wie sie in unsern Tagen ein moderner Historiker aus zeitgenössischen Quellen schöpfte.*) Erst aus den autobiographischen Aufzeichnungen des Greises erfahren wir, daß ihn diese Dinge doch auch berührt haben. „Die Zustände in Venedig — sagt er in dem Diktat von 1875 — repräsentierten noch ganz das alte System; meine Wirtin hatte noch den letzten Dogen gesehen. Die Erinnerungen an San Marco waren noch nicht verloschen, und ich lebte und webte, wie sich denken läßt, in dem Mitgefühl mit der alten Republik." Von einer nationalen Bewegung wie in Prag nahm er nur wenig wahr: „im allgemeinen fühlte man sich wohl unter einer gerechten Regierung." Aber er giebt zu bedenken, daß sich Kundgebungen andern Sinnes einem

*) Brosch, Geschichte des Kirchenstaates II. S. 317, 318.

Prussiano gegenüber, „der doch den Tedeschi sehr nahe stand," kaum herausgewagt hätten. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Venedig — die Julirevolution war inzwischen erfolgt — fand er, daß wenigstens die Beamten in der Bibliothek und im Archiv den allgemeinen Jubel, mit dem jenes Ereignis sonst aufgenommen wurde, nicht teilten: sie fühlten sich dem Kaiser Franz persönlich zu Dank verpflichtet, denn er hatte das Archiv zuerst vereinigt und in einem stattlichen Neubau aufstellen lassen; er hörte sie die Meinung äußern, daß die konservativen Mächte Europas einen Kreuzzug gegen die neue französische Regierung unternehmen sollten. Er aber wußte, wie er sagt, besser, „daß ein allgemeiner Umsturz auf der einen Seite nicht zu befürchten, auf der andern Seite aber auch nicht zu erwarten sei, daß die Mächte zu einer nochmaligen Bekämpfung der Revolution in dieser Gestalt sich vereinigen würden." Diese Erkenntnis war ohne Zweifel die Frucht der politischen Belehrungen, die er in Wien bei Gentz genossen hatte. Im übrigen Italien vernahm er heftige Äußerungen der Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse, besonders in Rom gegen die Regierungen Leos XII. sowohl wie Pius VIII. und überhaupt gegen das Übergewicht des Klerus und der Kardinäle. Noch unmittelbarer aber ergriff ihn die öffentliche Meinung in den Salons. Preußischer Gesandter war damals Christian Karl Josias Bunsen. Als Ranke dreiundvierzig Jahre später daran ging, Bunsens Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. herauszugeben, erschien dessen Gestalt so, wie er sie in Rom gesehen hatte, wieder lebhaft vor seiner Seele: „Bunsen war in blühenden Jahren, wohlgestaltet, sehr wohl unterrichtet und zwar eben im Besitz solcher Kenntnisse, die auch andre zu erwerben wünschen, von kommunikativer Natur und anziehender Konversation, von einer angebornen keineswegs servilen, aber rücksichtsvollen

Gewandtheit des Betragens." Seine politischen Ansichten waren damals schon durchaus konservativ: in der Gleichheit, die Liberalismus und Demokratie forderten, sah er eine „Organisation des Todes." Um Bunsen, der damals in wichtigen Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl begriffen war, sammelten sich in Rom Männer der verschiedensten Nationen und Parteien, sodaß in seinem Hause ein freier Austausch von Befürchtungen und Hoffnungen war. Wie im Salon der Rahel zu Berlin, hörte Ranke auch hier, daß es mit den Bourbonen sein Ende habe, daß Karl X. nicht die Kraft besitzen werde, sich zu behaupten: Châteaubriand selbst war mit seinem Hofe nicht einverstanden, wer wollte es dann sein? Noch klangen ihm solche Reden im Ohr, als er auf der Fahrt zwischen Florenz und Venedig, auf den Höhen des Apennin durch ein Zeitungsblatt die Nachricht von den Pariser Ereignissen erhielt. In Venedig erhielt er dann Kunde von dem Wiederhall, den sie an so vielen Orten gefunden hatten. Dreimal war er mit seinen Sympathien sehr entschieden auf der Seite des Widerstands gegen die Revolution. „Ich habe das traurige Los — schreibt er am 4. Oktober an Ritter —, mich mit der öffentlichen Meinung in ziemlich entschiedner Opposition zu erblicken. Der großen Nation wünschte ich einen König, der noch größer wäre und sie zu Paaren triebe, ohne gerade Europa erobern zu wollen. Leider scheint das unermeßliche Geschwätz über das Regieren die Fähigkeit zu diesem Geschäft sehr herabgedrückt zu haben (so wie wir voll Theorien und Systemen über die Kunst sind und von dieser selber kaum einen Schatten übrig haben). Daß uns Handwerksburschen und Gassenbuben gouvernieren wollen, ist das erträglich?"

Was aber inmitten aller dieser Eindrücke für Ranke immer das wichtigste blieb: seine historische

Erkenntnis ward durch den Aufenthalt in Italien mächtig gefördert. „Niemals — sagte er ein Menschenalter später — habe ich mehr gelernt und gedacht, niemals mehr eingeheimst als in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 und in der ersten des Jahres 1831." Die sehnsüchtigen Klagen nach einem Wissen, das ihm nicht erreichbar sei, verstummen nun allgemach. „Man hofft, wünscht und nähert sich — schreibt er in Rom im November 1829 — . . . ., man findet ein weiteres Feld als man erwartet hatte. Es giebt auch ein Ziel, über das hinaus man niemand urgieren kann; indes eröffnen sich andre Bahnen. Man muß am Ende sagen: hierzu ward ich berufen, hierzu bin ich da und geboren, hierin sind meine Leiden und Freuden, mein Leben und meine Bestimmung ist hierin begriffen." Die Vaticana blieb ihm wohl fast völlig verschlossen, aber er fand reichen Ersatz in den Privatsammlungen alter Adelsfamilien: der Barberini, Chigi, Albani, Corsini. Bald sieht er daraus „eine Geschichte der wichtigsten Momente der neuern Zeit" fast ohne sein Zuthun sich vor ihm zusammensetzen. „Sie bis zur Evidenz zu bringen und zu schreiben" soll nun das Geschäft meines Lebens sein. „Ich bin zufrieden — ruft er aus —, daß ich weiß, wozu ich lebe; meine Brust erfüllt sich mit freudiger Bewegung, wenn ich das Glück vorausfühle, das mir die Ausarbeitung eines wichtigen Werkes machen wird; ich schwöre täglich es auszuführen, ohne einen Finger breit von der Wahrheit abzuweichen, die ich erkenne." In Florenz wird ihm das Mediceische Archiv, das kein einheimischer Gelehrter zu sehen bekam, eröffnet: es kommt ihm alsbald daraus „eine neue florentinische Geschichte entgegen, die etwas anders lautet, als Macchiavell sagt." Nachdem er einige Monate darin geschürft hat, vermißt er sich über die Geschichte der Medici „auch ein Wort zu sagen, und zwar von dem Anfang ihrer Gewalt." Außerdem nimmt

er noch einen großen Teil der Geschichte Karls V. in der Periode der deutschen Kriege „völlig evident und klar“ mit sich. In Venedig, wo ihn die Bibliothek etwas enttäuscht — er fand wohl mehr Masse als in Wien, aber weniger Blut und Geist —, schwelgte er bei seinem zweiten Aufenthalt in einer ganzen Reihe von handschriftlichen Relationen, die noch nicht benutzt worden waren. Jetzt erst wird ihm das alte Venedig selbst ganz lebendig, das erstemal sah er nur dessen äußere Reste. „Noch steht der Palast der Republik — sagt er in einem spätern Aufsatz, der auf den damaligen venetianischen Studien beruht —, er ist wie ein aufgeschlagnes Buch; Schritt für Schritt, mit seinen Säulen und seinem Eingang, seinen Treppen und Sälen, Verzierungen und Bildwerken bringt er uns die alten Begebenheiten unwillkürlich in Erinnerung; es erheben sich noch ihre Münster und Kirchen, Zeugen ihrer Frömmigkeit, ihres Reichtums und ihrer Weltverbindung; noch ist der größte Teil der Privatpaläste in dem Besitz der alten historischen Geschlechter, an deren Namen so viel Ruhm geknüpft ist; der geschwätzige Lärm des Rialto hat sich sofort vererbt, und die Fahrzeuge, die noch immer an der Riva der Slawonier anlegen, im Angesicht des Löwen von San Marco, können eben darum, weil ihrer nur wenige sind, nicht anders als an den alten Verkehr des Orient und Occident erinnern, der hier so lange und glücklich stattfand ... Will man aber von diesen unbestimmten Ahnungen zu einer Anschauung der vergangnen Existenz fortgehen, will man das innere Treiben kennen lernen, das allem diesen Wesen Bestand gab, so muß man sich nach jenen Räumen [des Archivs] verfügen und die pergamentnen Schätze zu Rate ziehen. Deutlich zu erkennen ist doch allein derjenige Teil des Lebens, der in Schriften aufbewahrt worden.“ In den hellen, hohen, kühlen Sälen des alten Klostergebäudes bei der

Kirche der Frari, wo Kaiser Franz die früher zerstreuten Papiere der ehemaligen Republik hatte unterbringen lassen, verbrachte er nun die heißen August- und Septembertage. Was er in der Vorrede zu den Fürsten und Völkern „kaum zu wünschen, geschweige zu hoffen" wagte, ward ihm jetzt über alles Erwarten gewährt. Von allem, was er auf der Reise gethan, nennt er diese Arbeit hier das beste, und da sie vollendet ist, kann er auch mit einem Gefühl der Befriedigung seine Reiseunternehmung beschließen.

In dem Triumph seiner Entdeckungen störten ihn allerlei Zweifel und Bedenken nicht, die über sein Treiben aus Deutschland zu ihm herüberdrangen: ruhig weist er sie alle ab. „Man macht mir oft den Einwurf, daß mein Weg doch allzu weitläuftig — gesteht er dem Bruder —, daß das Ziel am Ende auch kürzer zu erreichen wäre, daß ich mir schade, so lange in fremden Ländern zu leben, allein ich höre das nur und thue doch nach wie vor. Eine angefangne Sache in der Mitte abzubrechen, würde mein ganzes Leben mit einem schmerzlichen Gefühle von Übertretung erfüllen."

Reisefrüchte. Don Carlos. Kunst und Litteratur

Während seines Aufenthalts in Italien hat Ranke nur eine kleine Studie über Don Carlos veröffentlicht. Sie beruht zum Teil noch auf Materialien, die er in Wien gefunden hatte — Briefe von bedeutenden Personen am Hofe Philipps aus der Foscarinischen Sammlung, einige Papiere aus der Bibliothek des Prinzen Eugen, die Rangonischen Manuskripte u. a. — zum Teil aber bereits auf italienischen Studien: in der Magliabecchischen Sammlung in Florenz, in dem Ottobonischen Handschriftenfonds der Vaticana stieß er auf neue authentische Mitteilungen über die letzte Zeit des Infanten und seinen Tod. Die Arbeit dürfte im

März des Jahres 1829 fertig geworden sein: sie erschien im zweiten Quartalheft der Wiener Jahrbücher desselben Jahres. Sie ist rein kritischer Art: zuerst werden die Autoren geprüft, die von der Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter, von seiner Verschwörung gegen den Vater, von seinem gewaltsamen Tode endlich berichten; ihre Widersprüche, ihre Unwahrscheinlichkeiten, ihre Tendenz treten alsbald zu Tage. Dann stellt ihnen Ranke die Autorität seiner neuen Quellen entgegen und vernichtet damit ihre Berichte völlig. So wie in dem Aufsatz über die venetianische Staatsinquisition freut er sich auch hier, Entsetzliches und Ungeheures auf ein menschliches Maß zurückführen zu können: Vater und Sohn sind gleich schuldig, ein Übel bringt das andre hervor, er will auf keinen von beiden einen Stein werfen — „um die Ereignisse zu begreifen — so schließt er —, ist es nicht nötig, die einen zu Teufeln zu machen, die andern makellos darzustellen. Gut und bös, heilsam und verderblich, echtes Lob und verdienter Tadel sind von den Menschen nicht so entfernt, als sie wohl glauben. Daß in jedem die innere Scheu wohnte, aus welchem Grund auch immer den Pfad zu verlassen, den ihm Menschlichkeit, Milde und Vernunft wiesen!"

Endgiltig festgestellt waren durch diese Schrift Rankes die Züge des unglücklichen Prinzen nicht; dazu bedurfte es noch weiterer Aufschlüsse, die erst viel später aus dem Brüsseler Archiv zu Tage gefördert wurden. Aber wenigstens so viel wurde erreicht, daß die Darstellung des französischen Skribenten Saint Réal, dem Schiller in vielen Stücken gefolgt war, aufgegeben werden mußte: es gab keinen Roman zwischen Don Carlos und der Königin, und der Prinz fiel nicht als Opfer der Tyrannei seines Vaters. Auf das innere Wesen des Prinzen und seine Rolle in der Geschichte jener Tage kam Ranke ein Menschenalter später zurück.

Viel mehr Reiz als diese Studie haben für uns die Aufsätze Rankes über italienische Kunst und Litteratur. Sie sind nicht in Italien selbst ausgearbeitet worden: der eine ward aus den an Ort und Stelle gesammelten Notizen gleich nach der Rückkunft im März und April 1831 geschrieben, der andre — schon in Wien begonnen — fand seine Vollendung erst 1835. Aber sie atmen italienische Luft. Was die Schrift über Don Carlos nicht vermag: diese Aufsätze führen uns in den Kreis von Anschauungen und Ideen, in denen sich Ranke in Italien bewegt hat.

Wir erinnern uns, daß er schon in Dresden und Prag nicht versäumt hatte, die Galerien zu besuchen. Es waren vorzüglich die italienischen Meister vom fünfzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert, denen er da seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Aus den spärlichen Aufzeichnungen, die darüber nach seinem Tode veröffentlicht wurden, entnehmen wir, daß ihn dasselbe Interesse zu diesen Bildern führte, das ihn in Frankfurt zur Historie gezogen hatte: er will in das Geheimnis menschlicher Persönlichkeiten eindringen, dorthin, wo ihr göttliches Innerstes ruht; die großen Künstler jener Periode scheinen es ihm aufzuschließen. „Warum — fragt er vor der Sixtina in Dresden — hat der Maler diese Stirn der Mutter nicht noch höher, den Kindesausdruck nicht entschieden himmlischer gemacht?“ Eben darin liegt es, antwortet er sich selbst. „Menschliches Sein ist in seiner Individualität und Ganzheit gefaßt.“ In dem Porträt des Arztes von Correggio findet er „das erscheinende Leben in seiner ganzen Gestalt, wie Tizian es faßt.“ Er bewundert eine Magdalena desselben Künstlers, „das Gesicht von dem ersten wahren Nachdenken ergriffen.“ — „Wird dieses Nachdenken siegen? Man kann zweifeln — sagt er —, aber der Moment ist sich selbst wert. So faßt sich, wovon auch immer angeregt, ein jeder in

dem fortbewegenden Leben einmal selbst." Vor den Guido Reni überlegt er, worin der Unterschied zwischen diesem und den großen Meistern der frühern Periode eigentlich liegt. „Jener — so schließt er — streift an die Allegorie, diese geben wirkliches Dasein wieder. Eben darum wird man von jenem gesättigt; hier erscheint unvergängliches Leben, wahre Tiefe."

In Italien sieht er dann die Bilder nicht mehr so ganz bloß um ihres individuellen Gehaltes an: er setzt sie schon in Beziehung zu den übrigen Erscheinungen ihrer Periode, sie sind ihm Dokumente der Zeitgeschichte. So haben wir ihn in seinen Briefen den Jacopo Bassano betrachten sehen. In Rom geht er einen Schritt weiter: nicht bloß den Übergang aus dem Altertümlich-Christlichen in die Renaissance, sondern eine Entwicklung der modernen Kunst überhaupt möchte er sich „hier an Ort und Stelle" deutlich machen. „Ich bin darauf gekommen — schreibt er an Heinrich Ranke —, daß ihr Gang und Entwicklung der Poesie und übrigen Litteratur völlig entspricht, daß, sobald es gelingt, die wichtigsten Umwandlungen mit sicherer Wahrnehmung zu ergreifen, man sich einer Geschichte des innern Daseins der Nation annähern könnte, an deren Möglichkeit man kaum glauben sollte."

Nicht völlig entspricht diesem Vorhaben der Aufsatz „Zur Geschichte italienischer Kunst"; es sind Fragmente und Aphorismen über einzelne Momente jener Umwandlungen, wobei aber das Interesse an dem einzelnen Leben die Idee einer geschichtlichen Entwicklung der Malerei stark in den Hintergrund drängt. Am Schluß verwahrt sich Ranke auch ausdrücklich dagegen, als wollte er „alle die menschlich bildende Kraft, welche sich in den Kunstbemühungen so vieler Jahrhunderte zeigte, auf ein paar Formeln bringen." Er betont, daß jeder von den Künstlern, die „der Rede wert sind," seine Freiheit behauptet: besonders von den Schulen

hält er nicht viel, der Unterschied der Zeiten dagegen mache wohl etwas aus. „Wie könnte es auch anders sein, als daß der allgemeine Sinn, den die großen Elemente der Entwicklung in einem Jahrhundert mit Notwendigkeit hervorbrachten, nicht in den Werken der Zeitgenossen an verschiednen Orten zugleich hervorgetreten wäre." Den Unterschied nun zwischen den Meistern des vierzehnten Jahrhunderts und den Quattrocentisten sieht er in dem Übergang von „dogmatischer Mythe und Allegorie" zum „Leben," zur Individualität: in den Bildern aus der Geschichte der Jungfrau und des Heilands in der Kapelle der Arena zu Padua wird er dessen gewahr: „So tief und innig und mannigfaltig ist die Klage — sagt er von einer Grablegung daselbst —, und Nicodemus, der wie betroffen über diesen Anblick mitleidsvoll erstaunt, wie er mit gefalteten Händen dasteht, ist ein vollkommner Mensch." Eben das rühmt er von Fiesole: wohl habe er häufig ein typisches Idealgesicht variiert, aber in seiner Jungfrau lebe doch zuweilen ein „irdisches Selbst." Vor einem Carpaccio in der Akademie zu Venedig sagt er: „Engelrein ist Barbara, in dem heiligen Ludwig ein unschuldiges Gefühl der Würde. . . . Sie sind durchsichtig bis auf den Grund ihrer Seele." In dem Volk von Lucca, das Fra Bartolommeo zu Füßen einer Madonna della Misericordia gemalt hat, sieht er „Genüge und Fülle des Daseins"; in einer Magdalena desselben Meisters empfindet er „Erde und Himmel" — es scheint ihm kein Fleiß gespart, um in der Ausführung der technischen Teile und in der Pracht der Farben der Natur beizukommen, aber darüber „schwebt leise schlagenden Fittichs der Geist." Raphaels Madonna di S. Scito ist ihm „durch und durch Natur und Erscheinung; der Knabe erhaben göttlich, vollkommen entsprechend der kirchlichen Vorstellung, wie sie einmal gefaßt war, und doch durchaus menschlich. Er findet wohl auch Werke

von Raphael, die der Künstler ohne tiefere Bewegung entwarf, dann fühle man aber, daß diese Art der Vollendung auf der Oberfläche liege: hier bleibe auch der Eindruck stehen, „man wird nicht in das Geheimnis einer großen Erscheinung eingeführt.“ Die Gestalten auf Lionardos Abendmahl nennt er „unmittelbar aus dem Boden der Menschheit hervorgegangen, sie haben lebendigen Odem.“ Aus einem Bilde Luinis in Como spricht ihn ein schönes geistiges Ebenmaß an: „tiefer Friede liegt in den Gestalten, der Genuß des göttlichen Daseins, der in ruhiger Größe der Existenz besteht.“ Bei den Spätern ist nicht mehr Leben in seiner Ganzheit, sondern es sind nur einzelne Attribute des Lebens, verkörperte Gedanken — schon bei Michel Angelo, den er darum von modernem Geist inspiriert nennt: „in seinem David, so kolossal er auch ist, tritt die Fülle der Jugendkraft vor die Augen, in Moses zugleich ein großer Wille und die Einheit des Gedankens.“ . . .

In der italienischen Litteratur hat ihn ganz das nämliche Problem gereizt, wie er es in Bezug auf die Malerei vor den Bildern des Jacopo Bassano formuliert; in Wien bei der Lektüre des Orlando furioso drängte sichs ihm zuerst auf. Ein mittelalterlicher Stoff war da von einem Geiste geformt worden, der dem Antik-Heidnischen verwandt war: auch hier war der Übergang aus einem Zeitalter ins andre wahrzunehmen. Um diesen aber in allen seinen Abstufungen zu verfolgen, mußte auf die Quelle des Gedichtes, mußte auf die vorhergehenden Bearbeitungen zurückgegangen werden. In Rom, in der Bibliothek Albani, fand Ranke eine Handschrift der sogenannten Reali di francia. Dies ist die poetische Bearbeitung einer alten genealogischen Heroenfabel von den Königen von Frankreich, verbunden mit einer phantastischen Historie von der Ausbreitung des Christentums; sie stammt aus der Zeit, da die Anjou in Italien eine vorherrschende

Gewalt ausgeübt hatten, und in Deutschland das luxemburgische Geschlecht, das seiner Bildung nach gleichfalls französisch war, blühte; das sechste Buch unterhält die Geschichte Karls des Großen und seiner Pairs aufs abenteuerlichste ausgeschmückt, ja ins groteske verzerrt. Aber der Stoff der Reali ist in Italien so bekannt geworden, daß Ranke noch auf der Riva Schiavone in Venedig des Abends einen Raccontatore einzelne Bruchstücke daraus, trotz der starken Veränderung durch jahrhundertelange Überlieferung noch erkenntlich, vortragen hören konnte. Darin, in diesen Reali di francia liegt nun auch der Stoff von Ariosts unsterblichem Gedicht. Vor ihm hatten sich seiner schon eine ganze Reihe von Kunstdichtern bemächtigt: Luigi Pulci, Bojardo, Berni sind die vorzüglichsten, und allen dreien widmet Ranke eingehende Betrachtung. Wie das romantisch-groteske Element der Reali allmählich durch Vorstellungen, die dem klassischen Altertum entstammen, ja selbst durch die Anschauungen der erwachenden modernen Welt umgestaltet und zuletzt beinahe unkenntlich gemacht wird, dies bildet den eigentlichen Gegenstand von Rankes Betrachtung. Dabei verfolgt er aber ein noch weiter gestecktes Ziel: neben der Politik und dem Kriege will er auch „die unmittelbarern, von Bedingungen freiern Äußerungen" des italienischen Geistes in Litteratur und Kunst kennen lernen, damit ihm die Individualität der Nation um so deutlicher werde. Er verhehlt sich nicht, daß dies hier weit schwieriger sei als bei den Serben: „Bei Nationen, deren Dasein sich dem Naturzustande nähert, ist das nicht so schwer. Mit der Poesie, die ihnen als ein Ausdruck ihrer Sinnesweise, Erinnerungen und Wünsche fast von selbst kommt, mit der feststehenden, nicht immerfort suchenden Litteratur, die ihre Priester inne haben, können solche lange haushalten. Die Poeten mögen blühen und sterben, neue Hervor-

bringungen aufkommen und die alten vergessen werden: der Unterschied wird niemals sehr bedeutend sein, immer wird derselbe Baum gleichartige Früchte tragen. Aus dem eingebornen Sinn der Nation und dem großen Umriß ihrer Schicksale ist am Ende alles zu erklären ... da aber, wo Leben ist, wechseln die Weltalter.“ Das Wesen dieses Wechsels zu ergründen, dies wäre der Vorwurf einer wahrhaften Geschichte der Litteratur, dazu will er für einen bestimmten Moment einen Beitrag liefern. Noch einmal wandelt ihn eine Regung von Zweifel an: „Wer will es wagen, das Werden zu beschreiben? fragt er. Wer will den Quellen des geistigen Lebens und den geheimen Zuflüssen seines Stromes, den Lauf desselben entlang, nachforschen?“ Aber getrost schlägt er dann den Weg ein, den er in seinen frühern Arbeiten gewandelt: so wie die politische Geschichte, so ist ihm auch Kunst und Litteratur eines Volkes nicht bloß eine Abwandlung von Vorstellungen und Ideen, es sind lebendige Menschen da, Persönlichkeiten, die in den Gang der Tradition doch immer wieder ein neues ursprüngliches Element einführen. So sind ihm denn auch die Dichter, die einer nach dem andern den Stoff der Reali behandelten, nicht etwa bloße Repräsentanten bestimmter Vorstellungsarten, er sieht in einem jeden etwas individuelles und hebt es hervor. Wo dieses am stärksten ist, verweilt er am längsten — diesmal bei Ariost: „Allenthalben (in seinen Gedichten) — sagt er — tritt er uns selbst entgegen, ein heiterer Mensch, im Grunde gut, obwohl er nicht einem Begriff oder Ideal, sondern seiner Natur nachlebt, der seine Erfahrung und Neigungen mit Behagen vor uns enthüllt.“ Über Ariosto hinaus wirft er zuletzt einen Blick auf Tasso, der den alten Stoff noch einmal ergreift: das Unglück dieses Poeten, das ihn tief bewegt — er gedenkt seiner in Ferrara in einem Brief an den Bruder —, ist ihm ein Beispiel,

welche gewaltsame Lebenserschütterungen die großartige Restauration des Katholizismus, die sich in Italien von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an vollzog, in einzelnen Gemütern zur Folge hatte.

Für den Gelehrten hat überdies diese Abhandlung über italienische Litteratur auch deshalb bleibenden Wert, weil jene Handschrift der Reali, die Ranke zu Grunde legt, mit der Zerstreuung der Bibliothek Albani verloren gegangen ist: nur bei Ranke kann man ihren Inhalt kennen lernen.

Zuletzt dürfen hier noch zwei Aufsätze über venetianische Geschichte erwähnt werden, die beide erst später erschienen sind: der eine mag während der Reise selbst entstanden sein, der andre ist erst in Berlin niedergeschrieben worden, doch auch dieser beruht ganz auf dem in Venedig gefundnen Aktenmaterial. Dorten, inmitten der reichen Schätze des Archivs, hat Ranke sich, wie er später gestand, mit dem Gedanken getragen, eine Geschichte von Venedig zu verfassen. Gleichsam Bruchstücke einer solchen haben wir in den erhaltenen zwei Aufsätzen.

„Venedig im sechzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des siebzehnten" ist der erste betitelt. Gleich am Eingang wird das Leitmotiv der ganzen Darstellung angeschlagen: „Wie alles individuelle Leben von dem Gemeinwesen abhängt, dem jedes angehört, so knüpft sich wieder das Leben der Staaten an die allgemeinen Verhältnisse der Welt an, in denen sie emporkommen oder verfallen." Wir sind diesem Gedanken schon in der „Serbischen Revolution" begegnet, aber während dort die eingeborne Natur sich lange in stiller Abgeschiedenheit entwickeln, äußerliche Einflüsse nur spät und spärlich wirkten, ist hier beinah von Anfang an, gewiß aber in der Periode, die Ranke besonders ins Auge faßt, alles in lebendiger Wechselwirkung: keine Politik hat so sehr wie die venetianische

vielfache Rücksicht auf die Nachbarn nehmen müssen, ihr Handel aber setzte sie frühzeitig in Verbindung mit aller Welt. Auch da kann aber nicht ignoriert werden, wie dieses Staatswesen in sich selbst war: Ranke geht auf seine Institutionen ein. Sehr lehrreich ist die Untersuchung, die er über diese anstellt: es leitet ihn auch hier der Gedanke, daß alles Geschichtliche Leben ist, nirgends Schema, realisierte Doktrin. Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts — so u. a. Contarini — hatten die venetianische Verfassung als ein Ideal hingestellt; darnach hätte alles aufs regelmäßigste in einander gegriffen, nichts überflüssiges und keine Lücke wäre da gewesen; ein System von Philosophen erdacht wie die Republik des Plato. Aber — sagt Ranke — beim Lesen dieser Darstellungen rege sich ein unwillkürlicher Zweifel an ihrer Wahrheit: „Nicht so in regelmäßigem, nach einem Ideal zielendem Fortgang pflegen sich die Dinge der Welt zu gestalten; allzu leicht irrt dagegen die abstrahierende Reflexion. Den Kategorien der Doktrin, zumal wenn sie sich an der Betrachtung lange vergangner Zeiten ausgebildet hat, entsprechen die lebendigen Dinge nur selten; so wenig wie das Fachwerk der Litteratur für die Traditionen ausreicht, die der schöpferische Geist aus der unendlichen Fülle mit frischer Kraft hervortreibt. Seiner Natur nach muß das immer fortströmende Leben die Formen zersprengen, welche die Beobachtung des bisher gewesenen festsetzt.“ Wirklich findet er, daß diese vielgerühmte Verfassung zu verschiednen Zeiten verschieden und niemals vollkommen gewesen ist, immer hat sie ungerechte Ausschließungen und geheime Eigenmacht gestattet. „Warum — fragt er nun — wirkte sie dennoch gut und waren alle zufrieden?“ Der Grund liegt in den Menschen, die — wohl von den Formen der Verfassung gebunden, aber doch mit individueller Freiheit — die Verwaltung des Staates

führten. „Gerade der Sinn — meint er —, in welchem jemand handelt, von dem doch zuletzt alles herstammt, die Tendenz, die er hat, welche zugleich die Wurzel seines Lebens ist und das Ziel, nach dem er betrachtet, sind am allerschwesten aufzufassen. Sie sind so flüchtig, geistig, nur durch die Gegenwart mitteilbar und nach allen Seiten hin wirksam, daß nur ein Mitlebender, Eingeweihter sie wahrnehmen kann; der Historiker, der nach Jahrhunderten kommt, der auf das Pergament angewiesen ist, vermag hier der Forderung der Sache niemals genug zu thun."

Der zweite Aufsatz behandelt die sogenannte Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618, die uns durch die Schillersche Übersetzung eines alten Buches von Saint Réal bekannt ist, die auch von Daru in seiner Geschichte Venedigs ausführlich geschildert worden war. So wie die Studie über Don Carlos, ist diese vorwiegend kritisch: es werden die Geschichtschreiber, die von der Sache berichten, einer nach dem andern vorgenommen, und es wird untersucht, was an ihrer Aussage wahr ist, und was nicht. Die Archivalien, die Ranke in Venedig fand, sind ihm dabei freilich von größtem Wert, aber so ist es nicht, daß er ihnen ganz einfach zu folgen brauchte, er gelangt zuletzt zu einer Ansicht, die aus keinem seiner Aktenstücke direkt zu gewinnen war: wiederum zeigte sichs hier, daß seine Kritik ein ganz persönliches Vermögen ist, eine Art Instinkt für das, was dem Leben gemäß ist. Bis heute ist seine Auffassung nicht zurückgewiesen worden: es war eine Verschwörung, aber nur von Abenteurern, aus den Mietstruppen, die damals Venedig füllten; sie hatten einen Plan gefaßt, sich der Reichtümer Venedigs zu bemächtigen, Brand zu stiften, zu morden. Ein Einverständnis mit fremden Mächten — mit Spanien durch dessen Gesandten Bedmar, mit Ossuna, dem Vizekönig von Neapel — bestand nicht, diese hatten die

Verschwörer nur eben angehört und ihnen Geld gegeben, aber eine Verabredung gab es nicht. Nicht nur der Roman des Saint Réal, auch die Darstellung von Daru ist als gänzlich irrig erwiesen.

Übrigens ist dieser Aufsatz bemerkenswert, weil er beweist, daß Ranke deshalb, weil er kein moralisierender Geschichtschreiber sein wollte, es doch keineswegs als gleichgiltig ansah, ob irgend einer historischen Persönlichkeit eine Unthat zugeschrieben werde oder nicht; was man ihm oft vorgeworfen hat, er sei in sittlichen Dingen indifferent, erweist sich als nicht stichhaltig. „Gott wolle nicht — sagt er —, daß ich jemals irgend eine Gewaltthat, sei sie begangen von den Machthabern oder ihren Gegnern, verhülle oder bemäntle; allein zur Verteidigung derjenigen, die sich nicht mehr verteidigen können, die Wahrheit ans Licht zu bringen, werde ich immer für eine der wichtigsten Pflichten der Historie halten."



Viertes Kapitel

Völkerindividualitäten und historische Politik

Rückkehr nach Berlin

Ranke wurde von keiner Sehnsucht in die Heimat zurückgeführt. Von Venedig schrieb er an Ritter: „Das Leben spielt mir in leichten Wellen zu den Füßen, was ich aber aus Berlin höre, das greift mir ans Herz. Die Armut, die ich dort vor mir sehe, die tausend Bedrängnisse von dem klatschenden Geschlecht, die Abhängigkeit von den Studenten: horreur!“ Er stand doch in Berlin sehr allein, hatte keine Fühlung mit der eigentlichen Gelehrtenwelt; er suchte sie nicht. Selbst an Männer, die ihm freundlich entgegenkamen, fühlte er kein Bedürfnis sich anzuschließen, sie waren — so meint er damals — alle seinem Treiben fremd. Nicht ohne eine Härte, die ihm später fremd war, urteilte er über Erscheinungen wie seines alten Bekannten Stenzel „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern.“ Dieses Werk war aus nationalen Impulsen entsprungen, es war ein Nachhall der Befreiungskriege darin zu vernehmen: durch die Erinnerung an ihre alte Größe wollte es die Nation zu neuen Thaten aufrütteln. In der hochtönenden Widmung an Ritter gestand Stenzel diese Absicht ausdrücklich. „Mag auch — ruft er aus —, was jugendliche Phantasie früher

so hoch gestellt, nicht erreicht, mag auch von dem reichen vollen Kranz, der strahlend vor den Blicken schwebte, nur ein Zweig — nur ein Blatt gepflückt sein — hab ich doch redlich gestrebt, hab ich doch rastlos gerungen. Nehmt, was ich erstrebt, nehmt, was ich errungen, freundlich auf!" Solche Worte weckten kein Echo in Ranke, er liest sie nur mit Verwunderung. Ohne das Buch selbst recht gelesen zu haben, urteilt er doch: „Wie hängt es doch so genau zusammen, den Mund so voll nehmen und innerlich nicht die Fülle des Geistes haben!" Es war, als ob er wußte, daß auch Stenzel bei aller äußern Hochachtung für ihn im innersten seiner Art entgegen war: er setzte an ihm „den fast völligen Verzicht auf ein moralisches Urteil über Ereignisse und Menschen" aus, er hielt sich mit seiner Überzeugung, daß der Historiker das Gute gut und das Schlechte schlecht zu nennen habe, durchaus an Schlosser. Denn auch nachdem Ranke das Buch gelesen hat, erhebt er sich zu keiner gerechten Würdigung: „Dir gesteh ich — schreibt er wieder an Ritter —, daß ich nicht glaube, daß es notwendig ist, fort und fort solche Bücher zu schreiben." Wohl setzt er hinzu, das Buch sei voll Spuren eines trefflichen Fleißes, er wolle Stenzeln nicht kränken, gewiß habe er sein Bestes gethan. Aber die „fränkischen Kaiser" verdienten ein besseres Lob, sie haben die „Jahrbücher des Deutschen Reichs" angeregt, und bis auf Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit ist nichts erschienen, was ihnen ebenbürtig oder gar überlegen gewesen wäre. „Um so bewundrungswürdiger erscheint diese Darstellung — sagt ein berufner Beurteiler —, wenn man den damaligen Zustand der Quellen und den Mangel an guten Hilfsmitteln und Vorarbeiten bedenkt." Ranke hatte nun einmal — so scheint es — die Antipathie; mit Beziehung auf Stenzel sagt er das ironische Wort: „Diese

Historiker sind ein enormes Geschlecht." Wie dann jener die Absicht hat, ihm eine Schrift zu widmen, antwortet er gar nicht: kein Wunder, daß Stenzel sich empfindlich zeigte, daß er in Berlin in seinen Kreisen — etwa zu dem ihm gleichgesinnten Raumer — harte Worte über den jüngern Freund sprach, dessen Wesen ihm ohnedies von jeher unverständlich gewesen war. Was aber in Berlin gesprochen ward, das kehrte auf Umwegen wieder zu Ranke zurück und vergällte ihm hie und da einen Augenblick in seinen italienischen Freuden. Wenn er dann gegen Ritter, der manche Bedenken der Berliner Kollegen gegen Ranke teilte und dem Freunde dies nicht verhehlen wollte, in energischer Weise das Recht seiner Persönlichkeit geltend macht, so stehen wir wieder ganz auf seiner Seite: „Man giebt mir Mangel an philosophischem oder religiösem Ernste Schuld?" ruft er aus. „Man hat nicht Unrecht, insofern man unter Ernst das Ergreifen irgend einer bereits im System ausgesprochnen und hervorgetretnen Meinung versteht. Daß es mir aber an philosophischem und religiösem Interesse fehle, ist lächerlich zu hören, da es just dies ist, und zwar ganz allein, was mich zur Historie getrieben hat. Du glaubst, wie sich versteht, da du mich besser kennst, von dergleichen Behauptungen nichts. Du hältst nicht dafür, daß jemand seine Resultate so geschwind als möglich auszusprechen und in Schulform zu fassen habe. Übrigens weiß jeder Mensch ursprünglich und in sich selber, was er zu thun hat."

Aber noch andre Dinge redete man in Berlin über ihn. Noch während seines Wiener Aufenthalts hatte sich — nicht ohne das Zuthun Raumers — das Gerücht verbreitet, er sei katholisch geworden und denke an den Eintritt in den österreichischen Staatsdienst. Vergebens mag er dagegen Verwahrung eingelegt haben, sein langer Aufenthalt in Italien, in Rom bestärkte wohl den Verdacht, denn noch im Herbst 1830, da er

sich zur Heimkehr rüstete, macht er Anspielungen, die nur so zu deuten sind: „In alle Wege fürchte ich, wenn ich wieder nach Berlin komme, einen schweren Stand zu haben," gesteht er dem Freunde. „Sehr arm und angefeindet, und gar manchem suspekt! Schlimme Lage." In trüben Stunden, wie sie die winterliche Fahrt über die Alpen vollbringen konnte, mochte es ihn vielleicht gereuen, sich nicht um die Münchner Stelle beworben, eine andre in Dorpat, von der eine Zeit lang die Rede war, nicht angenommen zu haben.

Auch die politischen Zustände Deutschlands waren ihm zuwider: nicht das Regiment der Fürsten, sondern die revolutionäre Bewegung, der Lärm der Jungdeutschen, die Nachahmungen der Julirevolution. Als er in München in einem Zeitungsblatt die Nachricht von Niebuhrs Tode las, stand die düstere Weissagung des Abgeschiednen, Deutschland gehe einem Zeitalter der Barbarei entgegen, vor seiner Seele. Daß diese nicht in Erfüllung gehen werde, hofft er zwar zu Gott, aber „fest stehen müssen wir allerdings — meint er —, um nicht zu Grunde gerichtet zu werden." Niebuhr nennt er einen großen Verbündeten, an dem die „Gemäßigten, Fleißigen, Wohlgesinnten eine herrliche Stütze verloren haben."

Einen schwachen Trost fand er in München in dem Umgang von Heinrichs Schwiegervater Schubert, von Schelling und Roth. Bei diesen Männern sah er sich „in erträglichem Ansehen und einiger Erwartung," sie schienen ihm „noch gute Arbeiten von ihm zu hoffen." Aber er muß sich dazu von Gott neuerdings Mut erbitten.

Erst beim Bruder, der in der Nähe von Nürnberg auf einer Pfarre saß, ward ihm recht wohl; die idyllische Häuslichkeit, die ihn da umgab, riß ihn ganz hin; auch freute er sich der milden, bis ins kleinste gehenden Seelsorge und der „edeln Studien" des geliebten Bruders.

In Berlin bezog er eine Wohnung in dem Hause, wo Bettina wohnte. Diese war vor kurzem Witwe geworden: sie erzählte ihm von dem Hingang Arnims — Gott habe ihn zu sich emporgehoben, sagte sie — und behauptete, ihn nicht verloren zu haben. „Denn da die Menschen miteinander auch in der Liebe oft nur in einem Scheingespräch seien, von dem ihr wahres Dasein nichts wisse, in dem dieses sich sogar verhülle, so trete man durch den Tod mit jemand in eine wahrere tiefere Gemeinschaft, als die das Leben erlaube." Mit Erstaunen und Wohlgefallen hört Ranke ihrer Rede zu: er findet sie zu einer unmittelbaren Anschauung der Verhältnisse zwischen Gott und Mensch geläutert; es ist ihm, als finge seines Bruders kleines Töchterchen von göttlichen Dingen zu reden an, zwischen denen hindurch sie wieder einmal von Zuckerschaufeln phantasierte. Jetzt erst begann Bettina für die Öffentlichkeit zu schreiben, der „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde," in dem Ranke „dieselben Thränen und Phantasien" fand, die er 1826 und 1827 so oft bei ihr gehört hatte, erfuhr jetzt erst seinen Abschluß. „Dieses Buch ist die ganze Person — urteilt Ranke —, ebenso liebenswürdig, geistreich; aber auch ebenso bei allem Anspruch auf Unabsichtlichkeit doch absichtlich und in der Übertreibung nicht ohne Langeweile." Auf überschwengliche, blinde Freundschaft, wie Frauen wie Bettina sie vor allen gerne wollen, deutet dies kühle Urteil gerade nicht, und die Berliner geistreiche Welt irrte wohl, wenn sie meinte, die alternde Bettina beabsichtige, ihren Söhnen in Ranke einen zweiten Vater zu geben; er wenigstens scheint von solchen Absichten weit entfernt.

Auch zu Rahel kam Ranke noch. Sie hatte ihm nach Italien geschrieben, ihm empfohlen, er möge „recht schön italienisch" lernen und „die Luftsorten recht genießen." Auch stand sie im Briefwechsel mit der Generalin Zielinski, Rankes Freundin aus der Frankfurter Zeit,

und da wird denn auch seines Namens freundlich gedacht. „Ranke sehe ich sehr selten — schreibt sie ihr im November 1831 —; einmal allein sehr gut.“ Gewiß war auch Gentz oft genug das Thema ihres Gesprächs; als am 15. Juni 1832 die Nachricht von dem Tode des Freundes nach Berlin kam, da griff Rahel gleich zur Feder, um Ranken davon zu sagen: „Ich kann, ich darf diesen Tag nicht vorbeilassen — beginnt sie —, ohne Ihnen zu schreiben.“ Und sie entwirft ihm eine herrliche Charakteristik des Geschiednen, die heute — sechzig Jahre später und nach Bänden von oft sich widerstreitenden Enthüllungen über ihn — immer noch als getroffen gelten kann: ja, er übte „Perfidien,“ aber seine Perfidien „sind anders als der andern ihre: er gleitete wie auf einem Glücksschlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war, und niemand darf sich ihm vergleichen . . . beim Facit bleibt mir nur reine lebendige Liebe.“ Dann zum Schluß schlägt sie einen Akkord an, der in Ranke stets, bis in sein höchstes Alter, reinen Wiederklang gefunden hat: „Wir werden nach dem Sterben von uns wissen,“ so sagt sie, glaubt sie jetzt. „Dies gesagt, grüße ich Sie und bin überzeugt, mein Schreiben freut Sie.“ Drei Jahre später war sie, die Schreiberin dieser Zeilen, auch dahin; aus ihren Tagebüchern und Briefen gab der tiefgebeugte Varnhagen das „Buch des Andenkens an ihre Freunde“ heraus, wozu auch Ranke beisteuerte, was er von Rahel erhalten hatte.

Von neuen Freunden, neuen Verbindungen wollte Ranke zunächst nichts wissen. Zwar er fühlt sich „unendlich einsam, unendlich;“ aber es ist, weil auch die Nächsten, die Familienangehörigen; ihn nicht ganz verstehen; während eines Besuchs bei seinem Schwager, einem streng orthodoxen Pfarrer in Erfurt, empfindet er das recht lebhaft. „Hier in unserm Hause bin ich

entschlossen — schreibt er an den Bruder —, jede Gesinnung gelten zu lassen, und wenn ich ja streite, nur zu plänkeln, um zu zeigen, daß noch etwas andres auch gedacht wird. Die Gesellschaft vermeide ich fast ganz. Wochenlang sehe ich niemand und schreibe an niemand. In tiefer, einsamer, ungestörter Ruhe möchte ich mein Tagewerk vollbringen. Kein Recht möchte ich in Anspruch nehmen, als zu sein, wie ich bin, und zu denken, wie ich denke; auch beides zusammen in Worte zu fassen und in der Anschauung meines Stoffes — nein ich sage nicht geltend zu machen, nur auszusprechen." Das war ihm nun allerdings nicht beschieden. Bald sah er sich in Dinge verstrickt, die ihm das „Vollglück der Beschränkung," wie er es an seinem Bruder Heinrich preist, unmöglich machten. „Mein Glück ist, von diesem Punkte, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangne und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, insofern sie mir homogen. Alles, was sie Schönes und Großes hervorgebracht hat, möcht ich an mich heranziehen und mir aneignen und den Gang der ewigen Geschicke mit ungeirrtem Auge ansehen, in diesem Geiste auch selbst edle und schöne Werke hervorbringen. Betrachtet, welch ein Glück, wenn es auch nur in geringem Grade erreicht wird! Man lebt mehr im Ganzen als in der Person. Glaube mir, die Einsamkeit ist auch nützlich. Oft weiß man kaum mehr, daß man eine Persönlichkeit hat. Man ist kein Ich mehr. Der ewige Vater aller Dinge, der sie alle belebt, zieht uns ohne allen Widerstand an sich. Freilich kann es nicht immerfort so sein . . . man muß sich in das Unabänderliche finden und wie Glück und Gutes, so dasjenige hinnehmen, was uns minder gefällt, aber doch mit dem andern genau zusammenhängt."

Schon das akademische Lehramt brachte einige Unruhe in sein Dasein. Noch hatte er keine rechte Fühlung mit der Studentenschaft. Als — im Spät-

jahr 1833 — Heinrich Ritter Berlin verlassen hatte, da schrieb er ihm nicht ohne Bitterkeit: „Die Studenten — es trägt ihnen, wenn ich so sagen soll, am Ende nicht viel aus, bei wem sie hören." Aber er hatte doch schon Zuhörer, die ihm sehr bald näher traten: so Georg Waitz, den künftigen Historiker des deutschen Verfassungslebens.. Auch nahm er Anteil an den innern Verhältnissen der Universität. Als Schleiermacher starb, hielt er ihm in einem Kollegium einen ergreifenden Nachruf: wie positiv christlich er auch gesinnt gewesen, mit den Eiferern, die in dem Hingeschiednen nur einen Ketzer sahen, hatte er nichts gemein. Auch in der Frage, wer Schleiermachers Nachfolger werden solle, blieb er nicht neutral. Zwar gehörte er als außerordentlicher Professor dem Fakultätskollegium, das die Berufungen vorschlug, nicht an, aber in privatem Verkehr sprach er offen seine Meinung aus, selbst gegen den vortragenden Rat im Unterrichtsministerium Johannes Schulze: er nannte ihm den gemäßigten Theologen Twesten, einen Schüler des Verstorbnen, zum Nachfolger und fand Schulzes Beistimmung. Neue Bewegung in das akademische Leben und damit auch in das Rankes brachte die Frage nach der Besetzung von Hegels zur selben Zeit erledigten Lehrkanzel.

Gründung der Historisch-politischen Zeitschrift

Die bedeutendste Ablenkung von seinen schriftstellerischen Plänen erwuchs Ranke aus der Übernahme einer publizistischen Aufgabe: er wurde Herausgeber der Historisch-politischen Zeitschrift. Dies war so gekommen.

Der Verleger des Buches über die serbische Revolution, Friedrich Andreas Perthes, ein patriotischer Mann von weitem Gesichtskreis, war seit langem empört über die demokratische Journalistik, wie sie unmittelbar nach der Julirevolution in West- und Süd-

deutschland üppig ins Kraut schoß, besonders aber über die Schmähungen, mit der ihre Organe Preußen überhäuften. Denn in Preußen sah er Deutschlands Kraft und Deutschlands Zukunft. Leidenschaftlich und thätig wie er war, wünschte er, Preußen möchte den Lästerern antworten, sich rechtfertigen, selbst anklagen und moralisch vernichten, nicht aber sich in vornehmes Schweigen hüllen, wie es pflegte. So viel guter Wille, so viel Vertrauen und Kraft findet sich in Preußen — schrieb er im Herbst 1830 an einen Freund —, und niemand wird irgend etwas davon gewahr, als der, welcher zufällig briefschreibende Bekannte hat. Preußen bedarf, um für Deutschland zu werden, was es werden soll, das vollste freieste Vertrauen nicht allein der eignen Unterthanen, sondern aller Deutschen. Die krankhafte Scheu der Regierung aber, über ihre eignen Angelegenheiten zu reden, lieber die unsinnigsten Verleumdungen hinzunehmen, als ein öffentliches Wort zu sagen, wird Preußen lahm legen. . . . Die preußische Regierung muß hinaus in die Öffentlichkeit." Im November litt es ihn nicht länger in unthätiger Beobachtung, er wandte sich an den preußischen Minister des Auswärtigen Grafen Bernstorff mit dem positiven Vorschlage, den revolutionären Journalen des Südens eine konservative Zeitschrift entgegenzusetzen. „Erlauben Ew. Excellenz mir zu versichern — heißt es in seinem Brief —, daß jeder Versuch, dem eindringenden Unheil durch Zensur, Verbot, Strafe u. s. w. zu wehren, scheitern muß an der Zersplitterung Deutschlands, an der Gestaltung unsrer Litteratur und der Organisation des deutschen Buchhandels." Nur durch die Presse sei die Presse zu bekämpfen. Er entwirft ein ausführliches Programm: alle vierzehn Tage soll ein Heft erscheinen, durchaus erzählend gehalten, faßlich, mit historischer Würde; Wahrheit und historische Treue müsse als oberstes Gesetz gelten. Als Redakteur ver-

langt er „einen preußischen Patrioten im wahrsten und höchsten Sinne," der das volle Vertrauen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten besitze und den Geist der preußischen Regierung in allen Zweigen kenne; er müsse ferner historischer Schriftsteller sein: man bedürfe eines Mannes, der überall umsichtig Takt zu halten verstehe.

Auf Bernstorffs Anregung traten nun zu Anfang 1831 Johann Albrecht v. Eichhorn, vortragender Rat im Ministerium des Auswärtigen, Savigny, der berühmte Rechtslehrer, die Generale Krusemark, v. Witzleben und Rühle v. Lilienstern zu einer Beratung über den Plan von Perthes zusammen. Aber sie kamen zu keiner Einigung. Erst im Sommer, da sich der König sehr empfindlich über Schmähungen äußerte, die gelegentlich der Haltung Preußens in der polnischen Angelegenheit in französischen, englischen und deutschen Blättern erschienen, kam die Sache in einen raschern Fluß: Perthes wurde zu einer Besprechung nach Berlin geladen. Dieser fand, daß man schon allzulang gezögert habe: jene fortgesetzten Verleumdungen Preußens seien nicht ohne Eindruck auf die öffentliche Meinung geblieben. Auch äußerten sich gewichtige Stimmen gegen das ganze Projekt. Bernstorff aber nahm sich desselben nun eifrig an — auch das Wort sei eine That, entgegnete er denen, die meinten, Preußen müsse durch Thaten, nicht durch Worte zu wirken suchen. Alsbald wurde die Frage nach dem Redakteur aufgeworfen. Perthes hatte an Varnhagen von Ense gedacht, obwohl dieser die Julirevolution und ihre Wirkungen auf Deutschland in einem viel hellern Lichte sah. Indes weder diesen noch sonst einen mit den öffentlichen Geschäften vertrauten Mann fanden die Unternehmer geneigt; einen „Schriftsteller von Handwerk" aber wollte Perthes um keinen Preis. Da mag wohl Savigny zuerst Rankes Namen genannt haben.

Savigny war Bettinens Schwager und schon seit Jahren in freundschaftlicher Beziehung zu ihr; in dem „Briefwechsel“ hatte sie ihn geschildert, wie er 1810 in Landshut war: welch neues Leben an der kleinen Universität durch ihn aufgeblüht, und wie wohlthätig sein Einfluß auf die Studenten war, die weit mehr Freiheit und Selbstgefühl durch ihn erlangt hätten; „zuvörderst fühlt er eine wahre Begeisterung für ihr Streben, ihren Fleiß; eine Aufgabe, die er ihnen macht, wenn sie gut behandelt wird, so macht es ihn ganz glücklich, er möchte gleich sein Innerstes mit jedem teilen, er berechnet ihre Zukunft, ihr Geschick, und ein leuchtender Eifer der Güte erhellt ihren Weg; man kann von ihm wohl in der Hinsicht sagen, daß die Unschuld seiner Jugend auch der Geleitsengel seiner jetzigen Zeit ist, und das ist eigentlich sein Charakter, die Liebe zu denen, denen er mit den schönsten Kräften seines Geistes und seiner Seele dient; ja das ist wahrhaft liebenswürdig, und muß Liebenswürdigkeit nicht allein Größe bestätigen? Diese naive Güte, mit der er sich allen gleichstellt, bei seiner ästhetischen Gelahrtheit, macht ihn doppelt groß.“ So Bettina, und ihr Urteil wird nicht wenig von dem Eindruck bestimmt gewesen sein, den ihr der Schwager damals noch, in Berlin, da sie ihre Briefe niederschrieb, gemacht hatte. Ranke aber mußte Savigny im Hause Bettinens oft schon begegnet sein. Seine Schriften, besonders die Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter, waren ihm längst bekannt; der Geist, der aus ihnen sprach, hatte ihn gewiß als ein verwandter berührt: wie ihn selbst die Übergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit, so hatten jenen die ersten Zeiten des Mittelalters angezogen, da in ihnen „die Kräfte und Anlagen verschiedner Nationen zu neuen Anlagen und Bildungen zusammenwuchsen.“ Die folgenden Jahre sind denn die beiden auch immer treu zusammengestanden; mit tiefer Rührung gedachte

ein Menschenalter später Ranke des Hingeschiednen: „er duldete mich gern — sagte er —, auch wo ich nicht mit ihm übereinstimmte."

Ob Ranke auch bereits mit Eichhorn Beziehungen hatte, wissen wir nicht. Dieser, 1779 geboren, hatte in den schweren Zeiten zwischen 1806 und 1813 eine treu patriotische Gesinnung bewährt, war an der neugegründeten Universität Berlin von ihrem Beginn an Syndikus gewesen, hatte in mannigfachen Staatsämtern gestanden und eben vor kurzem die Leitung des zweiten Departements im auswärtigen Amte übernommen. Er galt als Gegner Österreichs und war dem König als Liberaler verdächtig. In der That aber war er eben nur kein Ultra. An seiner Tüchtigkeit und Ehrlichkeit zweifelte auch der König nicht.

Perthes war nicht ohne Bedenken gegen Ranke, obwohl er ihn überaus schätzte. Aber er fürchtete, es würde unter seiner Hand aus dem beabsichtigten publizistischen Organ, das auf weitere Kreise zu wirken bestimmt war, eine Zeitschrift für höhere Staatsbeamte, für höhere politische Kreise werden, wo die Gesinnung, die man verbreiten wollte, ohnedies schon herrschte. Nur mit schwerem Herzen entschloß er sich zuletzt, den Verlag zu übernehmen.

Ranke hingegen war guten Muts. Im November 1831 meldet er davon zuerst dem Bruder: „Ich kann selbst nicht sagen, warum ich auf diesen Gedanken so leicht eingegangen bin." Einigermaßen will er es aber entschuldigen: „Eine bessere Gelegenheit, die Geschäfte, die Lage, die Interessen der gegenwärtigen Welt kennen zu lernen, werde ich so leicht nicht finden." Schwierig, das verhehlt er sich nicht, ist das Unternehmen. Sein Grundgedanke ist, von den beiden herrschenden Theorien weder die eine noch die andre, und auch nicht die, die zwischen ihnen beiden in der Mitte liegt, zu der seinigen zu machen; sondern die Fakten, wie sie sind, just wie sonst

die Historie zu erkennen, zu durchdringen und darzustellen. „Die wahre Lehre — sagt er — liegt in der Erkennung der Thatsachen.“ Eine gefährliche, aber große Laufbahn sieht er sich eröffnet: „der Mäßigung, Vernunft, Einsicht, Weisheit bedarf ich mehr, wie irgend ein andrer Mensch in irgend einer Lage. Überdies der Stärke und des Mutes. Vor allem aber bitte ich um Einsicht, mit der alle andern Dinge kommen.“ Eben damals wütete die Cholera in Berlin, und die Seinen waren voll Besorgnis um ihn. Er aber schrieb ihnen tröstend: „So weit bin ich entfernt, an den Tod zu denken, daß ich erst hoffe, recht anzufangen zu leben.“ Alsbald, mit Beginn des nächsten Jahres, ging er daran, sich Mitarbeiter zu sichern: Savigny und Ritter waren ihm gewiß, im Februar schrieb er an den Präsidenten Roth in München, den er auf der Durchreise kennen gelernt hatte: „ein Unternehmen, das gewiß dringend und schwer ist,“ nennt er die Zeitschrift; „dringend, denn wir sind in alle dem angegriffen, was uns lieb und wert ist; schwer: der Angreifenden ist eine Unzahl, ihre Heftigkeit ist nicht zu beschreiben: ihr Geschrei dringt an das Firmament.“ Sein Wahlspruch sei: il faut avoir raison et oser. Nicht leicht gebe es gegenwärtig etwas wichtigeres zu thun, als jene Angriffe „auf allen Seiten in ihr Nichts zurückzuwerfen.“ Überdies sei der deutsche Staat „sozusagen zu entdecken, seine Grundzüge in dem Vorhandnen aufzufinden und auszubilden.“

Im Frühjahr 1832 erschien das erste Heft der Historisch-politischen Zeitschrift: bis zum Schluß des Jahres umfaßte sie 52 Bogen. Neben Ranke lieferten Savigny, Ritter, der Statistiker Joh. G. Hoffmann, die beiden Oberfinanzräte Ludwig Kühne und G. W. Keßler Beiträge.*) Perthes sah sehr bald seine Be-

*) Von einigen Artikeln ist der Verfasser nicht bekannt.

denken gerechtfertigt: es war kein Journal, das auf größere Kreise hätte wirken können, es war eine wissenschaftliche Quartalschrift, die auf die Zeitereignisse Rücksicht nahm, mehr nicht. So gab er denn auch den Verlag mit dem Ende des Jahres auf; Duncker und Humblot in Berlin traten für ihn ein. Aber das Unternehmen brachte es von da an nur mehr zu Jahresheften; mit dem vierten, das 1836 erschien, ging es völlig ein.

Das Programm

Von der öffentlichen Meinung in Deutschland, soweit sie sich in der Presse Süd- und Westdeutschlands aussprach, war die Julirevolution enthusiastisch begrüßt worden. Denn das damalige Geschlecht war nun einmal von einem unbegrenzten Vertrauen auf das konstitutionelle Schema, wie es sich unter mannigfachen Abwandlungen herausgebildet hatte, erfüllt: in seiner Verwirklichung sah man das Heilmittel für alle Krankheiten der Zeit, eine sichre Bürgschaft allgemeiner Glückseligkeit. Nun aber hatte in Frankreich dieses System einen unzweifelhaften, glänzenden Sieg davon getragen; man hoffte davon eine Stärkung des Liberalismus auch in den übrigen europäischen Staaten, besonders in Deutschland: einzelne Überschwengliche aber verkündeten schon die große deutsche Republik in naher Zukunft, indem sie meinten, auch in Frankreich werde das Bürgerkönigtum gar bald dem Ansturm der Radikalen erliegen müssen. Gegenüber solchen Sympathien, Wünschen, Erwartungen traten nationale und praktische Erwägungen völlig zurück. Preußen, das weder liberale Kammerreden noch liberale Zeitungen aufzuweisen hatte, war in diesen Kreisen der Gegenstand grenzenloser Mißachtung — wie ein neuerer Geschichtschreiber dieser Zeiten sagt: „niemand bemerkte, daß der Preuße im täglichen Leben, bei der Niederlassung, bei der Heirat, im Gewerbebetrieb, in der Gemeinde ein

unvergleichlich freierer Mann als der bureaukratisch gegängelte Süddeutsche." Daß sich in Frankreich alsbald nach dem Siege der Revolution chauvinistische Stimmen gegen Deutschland erhoben, an dem man die Schmach von 1814 und 1815 zu rächen habe, erschien sehr begreiflich; daß Preußen dagegen Truppen in den Rheinlanden zusammenzog, eine anmaßende Drohung. Es gebe jetzt nur zwei Nationen in Europa, sagten die Führer dieser Bewegung, die Konstitutionellen und ihre Gegner: für den konstitutionellen Deutschen sei in diesem Augenblick „Ausland" jeder Staat, der ein andres als ein konstitutionelles Interesse verfolge. Der hervorragendste Vertreter der Liberalen in der badischen Kammer, Rotteck, hielt Belgien unentbehrlich zur Sicherstellung Frankreichs gegen die Waffenmacht der heiligen Allianz und bedauerte tief, daß die französische Regierung diese Sicherstellung verschmähte; einen bairischen Kammerredner, der für den Fall eines Krieges gegen Frankreich die absolute Neutralität Süddeutschlands verlangt hatte, wies Rotteck scharf zurecht: dies sei zu wenig, jetzt handle es sich um die allgemeine Freiheit und Zivilisation, also müßten Deutschlands konstitutionelle Fürsten Partei ergreifen, ihr Wort und ihre Arme legen in die Wagschale der Konstitution. Neue Nahrung erhielt der Enthusiasmus der Liberalen durch den polnischen Aufstand. Preußen hatte in Posen und Schlesien die Teilnahme daran als Landesverrat erklärt; von den Insurgentenscharen, die im Juli 1831 über die preußische Grenze gingen und da kantonniert wurden, hatten sich im Januar des nächsten Jahres einige widersetzlich und meuterisch gezeigt; es war zum Einschreiten des Militärs gekommen: dabei waren neun Polen getötet, zwölf schwer verwundet worden. Die Nachricht von diesen Vorgängen erregte die größte Erbitterung unter den Liberalen Europas. Ihre schärfste und beredteste Äußerung enthalten die „Fran-

zösischen Zustände" Heines. Diese waren zuerst in der ersten Hälfte des Jahres 1832 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen, zur selben Zeit also, da die Historisch-politische Zeitschrift begann. Die Vorrede ist vom 18. Oktober 1832 datiert. Namentlich in dieser wird Preußen auf das feindlichste angegriffen; Österreich kömmt dagegen ziemlich glimpflich weg: es sei „ein offner, ehrlicher Feind, der nie seinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet oder auf eine kurze Zeit eingestellt hätte." Preußen aber sei heuchlerisch und scheinheilig, ein Tartüffe unter den Staaten. Wie es gegen die Polen gehandelt habe, „diese edelsten Kinder des Unglücks," mache ihm das Blut in den Adern zittern. In ungeheuerlicher Übertreibung heißt es in Bezug auf jene Meuterei, der Geschichtschreiber werde vor innerm Abscheu keine Worte finden können, um diese unehrlichen Heldenthaten der Preußen zu erzählen, der Scharfrichter werde sie beschreiben müssen. . . . In einem Artikel vom 1. März 1832, wo die Möglichkeit einer englisch-französischen Allianz besprochen wird, nennt Heine es etwas entsetzliches, wenn „die potsdämische Junkersprache je wieder durch die Straßen von Paris schnarrte, und schmutzige Teutonenstiefel wieder den heiligen Boden der Boulevards befleckten." Zwei Monate später zog er die Bewegung des Jahres 1813 in den Kot: „Im Freiheitskriege (lucus a non lucendo) benutzten die Regierungen eine Koppel Fakultätsgelehrte und Poeten, um für ihre Kroninteressen auf das Volk zu wirken, und dieses zeigte viel Empfänglichkeit, las den Merkur von Joseph Görres, sang die Lieder von E. M. Arndt, schmückte sich mit dem Laube seiner vaterländischen Eichen, bewaffnete sich, stellte sich bezaubert in Reih und Glied, ließ sich Sie titulieren, landstürmte und focht und besiegte den Napoleon — denn gegen die Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens."

Das alles waren Stimmen von jenseits der preußischen Grenzpfähle, sie schadeten Preußen nur in der öffentlichen Meinung der deutschen Gebildeten, die ja noch lange kein selbständiges politisches Urteil haben konnten. Dazu kam aber, daß auch in Preußen selbst die Polenfreunde den ersten Ansatz zu einer liberalen Opposition entwickelten. Der Gedanke an eine preußische Verfassung, an eine preußische Nationalversammlung war beinah ganz eingeschlummert, da die Sorge um Haus und Wirtschaft in dem langsam aufblühenden Staat die besten Kräfte der Bürger in Anspruch nahm; nun erwachte er wieder. Varnhagen, der so wie Rahel lebhafte Sympathien für die Polen hegte, schlug dem Minister Bernstorff in einer Denkschrift vor, man möge insgeheim eine Verfassung ausarbeiten, vorläufig mit ihr regieren und sie dann nach Jahresfrist veröffentlichen; allmählich tauchten auch in Preußen Flugschriften auf, die eine konstitutionelle Regierung nach dem Muster Frankreichs forderten.

Diesen Anklagen, Schmähungen, Wünschen sollte sich nun die Historisch-politische Zeitschrift entgegenstellen. Auf welche Art dies Ranke zu thun gedachte, sprach er in der Einleitung deutlich aus. „Die politischen Theorien — heißt es da — haben so gut wie überall die Oberhand .... es sind zwei Schulen, die sich bekämpfen .... die Scholastik der mittlern Jahrhunderte beschäftigte sich, die intellektuelle Welt ihren Distruktionen zu unterwerfen; diese neue Scholastik ist bemüht, die reale Welt nach ihren Schulmeinungen einzurichten." Dem gegenüber will die Zeitschrift „jedweden nach dessen eignem Standpunkt, nach dem ihm innewohnenden Bestreben" würdigen. Nicht die Theorien wolle man bekämpfen, auch nicht zwischen den Extremen eine neue vermittelnde Doktrin aufzustellen versuchen, nur ihrem Anspruch auf Alleinherrschaft sich widersetzen: es soll „das Recht einer unbedingten,

aus ihrem eignen Prinzip lebenden Existenz" verteidigt werden, „von der Doktrin würde man auf die Forderung der Sache, von den eingebildeten Bedürfnissen auf das positive zurückkommen." Dem wahrhaften Fortschritt, den die Zeit fordre, hoffe man dabei nicht zu widersprechen, aber nichts sei dringender, als den Unterschied zwischen diesem und „ungeduldig zerstörender Neuerung, zwischen verständiger Beharrlichkeit und einer einseitigen Behauptung des Veralteten, nunmehr Leblosen in Erinnerung zu halten," die Aufgabe sei, „auf das Ereignis einzugehen, seine Bedingungen und Forderungen, das Mißverhältnis zwischen Absicht und den Erfolgen, das oft so schneidend ist, zu beobachten, die Natur des Gegenstandes mit bestem Fleiße zu erforschen." Zu dem Zweck soll die allgemeine neueste Geschichte seit 1789, besonders aber seit 1815 betrachtet werden: „Wenn wir dies einigermaßen mit der Genauigkeit und Unterscheidung thun, welche die Sache fordert, so wird die ungemeine Mannigfaltigleit europäischer Zustände, die sich schon dem Reisenden unmittelbar aufdrängt, sowohl in der Schärfe ihrer Erscheinung als in ihrer tiefer begründeten Notwendigkeit hervortreten." Dann sollen die deutschen Verhältnisse ins Auge gefaßt werden: „Eine gewisse Autonomie haben die deutschen Fürstentümer für ihre innern Einrichtungen immer gehabt, sie haben solche gegenwärtig vollständiger als je, es ist nur zu wünschen, daß sie ihr Bestes auf die ihnen angemessene Weise thun, ohne den Phantomen des Auslandes nachzujagen; aus der Gleichartigkeit unsers nationalen Daseins wird alsdann bei mancher Verschiedenheit im einzelnen eine große Einheit im ganzen notwendig hervorgehen." Wenn dann den Institutionen Preußens eine besondre Aufmerksamkeit gewidmet werde, so sollen doch diese nicht etwa als absolute Muster für die übrigen deutschen Staaten gelten; wenn es ihnen nur gelingt, „die

höchsten Zwecke zu erfüllen, stark zu sein, wohlgeordnet, gerecht, in menschlich reiner Ausbildung und wahrer Wohlthat fortzuschreiten, übrigens aber ihre Landschaften, sowie das gesamte Vaterland, das man mit unerträglichem Zerwürfnis bedroht, ihresteils in Eintracht zu erhalten."

Neben diesen Hauptaufgaben setzte sich Ranke noch vor, die wichtigsten Teilfragen, die das Publikum beschäftigen, „durch ihre historischen Momente soweit zu führen, daß man sehe, worauf es ankommt." Bisweilen werde da auch in eine entferntere Vergangenheit zurückgegangen werden müssen. Überdies liege in der Geschichte eine unerschöpfliche Belehrung; jeder wichtige Moment habe unfehlbar einen Bezug zur Gegenwart: man könnte sagen, daß er niemals ganz vorüber sei, immerfort rücke er nach. . . .

Der erste Band der Zeitschrift ist diesem Programm getreu geblieben: alle Artikel dienen dem einen oder dem andern der angeführten Punkte. Weitaus der fleißigste Mitarbeiter ist Ranke selbst: von neunzehn Beiträgen stammen zehn aus seiner Feder, sie allein schließen schon den Kreis, der in der Einleitung vorgezeichnet war.

Französische Zustände

Da sind zuerst vier Aufsätze über französische Zustände. Hier geht Ranke von dem Gedanken aus, den schon ein Menschenalter früher Gentz publizistisch geäußert hatte, daß die Revolution durch Napoleon keineswegs geendigt, ihre wesentlichen Resultate durch ihn keineswegs vernichtet worden seien. Hieran knüpft er eine Untersuchung von dem Wesen der Restauration; sie ist aktuell und historisch zugleich: ihr Ergebnis, daß auch sie keineswegs eine Zurückführung Frankreichs auf vorrevolutionäre Zustände, sondern im Gegenteil eine Anerkennung der Revolution durch das historisch berech-

tigte Königtum bedeute, hat eine spätere Geschichtschreibung durchaus anerkannt und bestätigt. Auch daß die Bourbonen weder 1814 noch 1815 von den Fremden zurückgeführt worden seien, hat Ranke, ohne die diplomatischen Urkunden jener Jahre zu kennen, erkannt. An der Geschichte der Kammer von 1815 zeigt er dann, daß eine Konstitution, die doch der Hauptsache nach auf den revolutionären Doktrinen beruhte, einen Mißbrauch von Seite der sogenannten privilegierten Stände keineswegs zu hindern vermocht hat. Hier zieht er schon eine praktische Nutzanwendung: „Nein — ruft er aus —, auf eine Form kann es nicht ankommen." Er erinnert an die Meinung des Aristoteles, des Polybius: jede Staatsform könne ausarten und Raum zu Mißbräuchen geben; in den modernen Staaten, wo die Verhältnisse viel komplizierter seien, werde diese Gefahr noch viel größer. In der Monarchie stehe „unsern von ihren schönsten Vorrechten ein widerwärtiges Vielregieren," Beamtenwillkür, militärischer Despotismus; der aristokratische Bestandteil, der den gegenwärtigen Monarchien fast überall in Europa innewohne, gebe noch leichter Anlaß zur Ausartung, besonders wenn er sich, wie in Südeuropa, mit einem fanatischen Klerus verbinde. Das demokratische Element; „nicht anders als vorteilhaft, wenn es die innern Kräfte in allgemeiner Regung erhält, dem Talent seine Bahn frei mache, wenn es einem jeden seinen Anteil an der allgemeinen Freiheit sichert," aber — „wie so ganz verderblich, wenn sich die Menge zum Inhaber der Souveränität aufwirft, in unaufhörlich willkürlicher Konstituierung die Gewalt vernichtet, die Stetigkeit der Lebensentwicklung unterbricht und den Leidenschaften ihre Rennbahn eröffnet." Von dieser Seite aber komme in der Gegenwart die größte Gefahr: die Bewegungen von 1830 in Paris, die Ausschreitungen in Westdeutschland — ganz be-

sonders das Hambacher Fest — haben dies gezeigt: „wie ist man so bereit, sich Neuerungen zu ergeben und die bewährten Hervorbringungen der Vergangenheit den Hirngespinsten des Augenblicks zu opfern. Uneingedenk dessen, was man war; überdrüssig dessen, was man ist, nähert man sich dem Zug der unbekannten dämonischen Gewalten. So setzt uns der Schiffer unfern des Rheinfalls von einem Ufer zum andern über; er hat sich aber wohl in acht zu nehmen: unmittelbar vor ihm beginnt der Strom der Gewässer, der ihn, sowie er ihn ergreifen sollte, in seinen Sturz hinunterreißen und vernichten würde.“ In einem dritten Aufsatz unterzieht Ranke die Charte von 1830 einer eingehenden Prüfung: damit betritt er vollends das Gebiet der Tagespolitik. Er kommt zu dem Schluß, daß — wenn die Verfassung von 1814 eine Auseinandersetzung der königlichen Gewalt mit den Gewalten und Interessen der Revolution war — jene Auseinandersetzung der revolutionären Parteien untereinander ist: „der gemäßigten und der radikalen, der monarchischen mit der republikanischen.“ Aber er verweist zugleich darauf, daß der Vertrag kaum geschlossen war, als sich schon der Kampf zwischen den beiden Parteien entsponnen: die Royalisten waren beseitigt, aber der innere Friede war darum mit nichten hergestellt; auf die ohnedies revolutionäre Charte war eine noch vorgeschrittnere gefolgt, auch diese aber befriedigte nicht: „Stück für Stück — sagt er — sucht sich die Revolution in den vollen Besitz ihres Gebietes zu setzen. Sie ist im offnen Angriff, offen, verwegen, sie macht sich nichts daraus, selbst mit Unehren abgeschlagen zu werden, unaufhörlich, ohne irgend einen Moment zu versäumen, ohne ihren Gegnern irgend einen Mißgriff, irgend einen Mangel so hingehen zu lassen, erneut sie ihre Anfälle. „Sie rechnet auf die Sympathie der großen Menge.“ Mit einer Analyse

französischer Flugschriften begiebt sich dann Ranke mitten auf den Kampfplatz der Parteien selbst. Auch die Royalisten, von der praktischen Politik nun völlig ausgeschlossen, erscheinen hier; begabte Führer wie Lamartine, Châteaubriand, die Redakteure der Gazette de France entwickeln ihr Programm. Ranke findet nichts ausführbares darin. Sie verlangen eine Nationalversammlung auf breiterer Grundlage als die bestehende Kammer, diese würde dem Königtum wieder eine würdige, seiner Natur entsprechende Stellung zu geben wissen, sie würde durch Provinzialversammlungen und Kommunen dem ländlichen und historischen Interesse ein heilsames Übergewicht über das städtische und revolutionäre verschaffen. „Wie aber — wendet Ranke dagegen ein —, wenn man da nicht auf eure Kommune zurückkommen, von euerm Königtum nichts wissen will? Ist es nicht seltsam, daß ihr alle Kräfte und Interessen der Nation vollständiger als jemals zusammenrufen, mithin vollkommner zentralisieren wollt, um die Dezentralisation hervorzubringen? Kennt ihr nicht die Gewalt der Demagogen über eine Versammlung, zusammengesetzt aus verschiednen Elementen, die sich nur in den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts begegnen wird? Seid ihr entschlossen, euch dem Beschlusse der Majorität zu unterwerfen?" Er erinnert an eine Stelle des Aristophanes, wo davon die Rede ist, wie man Aale fischt: wenn der See ruhig ist, bekommt man ihrer schwerlich; man muß den Schlamm aus dem Grund aufrühren, dann giebt es einen Fang. „Seid ihr — fragt er die Royalisten — wie Kleon in diesem Falle?" Freilich die Männer der äußersten Linken kommen ihnen dabei zu Hilfe; in ihren Flugschriften und Zeitungen geben sie höchstens ein Königtum zu, das einer erblichen Präsidentschaft in einer Republik gleiche; ja sie werfen die Frage auf, ob eine verantwortliche Monarchie überhaupt möglich sei. „Wie

aber! — ruft Ranke aus — sehen die Männer dieser Partei nicht, welche Gefahr in der Auflösung alles Bestehenden für jedermann und zuletzt auch für sie liegt? Erinnern sie sich nicht, ich will nicht sagen, der Lehre der verflossenen Jahrhunderte, sondern ihrer eignen Erfahrung, ihres gestrigen Tages? Welche Mittel geben sie an, um bei der Instabilität der höchsten Gewalt erst der Anarchie und zuletzt dem Despotismus zu entfliehen?" Nein, wenn man von den Emigranten sage, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen, so könne man dies auch mit Fug und Recht von den Revolutionären wiederholen. Aber die rechte Mitte? Ranke untersucht auch ihre Prinzipien, wie sie ihr geschicktester Wortführer, Thiers, in einer Flugschrift darlegt. Da findet er, daß an Stelle der Souveränität des Volkes die der Majorität tritt. Hier, sagt er, scheint es nur zwei Fälle geben zu können. „Entweder das alte Wort »Volksstimme Gottesstimme« ist richtig, und in der Meinung der meisten spricht sich die Vernunft selber aus; dann würde die Majorität infallibel sein. Oder aber sie ist dem Irrtum unterworfen; sie empfängt unbewußte Eindrücke und läßt sich verleiten: sie hat Willkür und Launen. Dann, sobald sie dennoch herrschen will, wird sie zum Despoten." Das erste könnten die Männer der Partei nicht annehmen: erst jüngst hätten sie alle für die Erblichkeit der Pairie gestimmt, nur unbedeutendes sei dagegen vorgebracht worden, aber es hätte die Majorität gewonnen, und jene hätten sich dieser bequemen müssen. „Ist das etwas andres — fragt Ranke —, als daß ihr den Demos, die Menge auf den Thron setzt? . . . Wodurch unterscheidet sich der Despotismus der Menge von einem andern Despotismus? Ist er minder durchgreifend und gewaltsam? Gewiß nicht; er hat keinen Widerstand zu erwarten: er ist selber das Gesetz. Ist er beständig? Er wird

nur allzuleicht von den wechselnden Eindrücken bestimmt. Ist er rationaler? Am schwersten durch Gründe zu überzeugen ist die Menge. Ist er endlich moralischer? Ich sollte nicht glauben, da niemand im besondern dafür verantwortlich ist." Diesen Despotismus aber sieht Ranke in Frankreich herrschen. Das Gegengewicht der drei Gewalten, in dem die Liberalen die Freiheit gesucht, sei zertrümmert; König, Minister, Pairs, alles sei von der Majorität abhängig. Die Majorität werde mit derselben Unterwürfigkeit verehrt wie ein Napoleon oder Ludwig XIV. Diese Freiheit falle in vielen Stücken mit der Knechtschaft zusammen. Und überdies meine jede Partei dieser Majorität im Grunde sicher zu sein, wenn sie nur ein entsprechendes Wahlgesetz hätte: die Liberalen, die Demokraten, die Royalisten, die Radikalen vom Schlage Potters und Raspails. Es giebt auch Franzosen, die alles das sehen und darüber voll Bedenken sind, Ranke führt ein Buch von Salvandy an, das ähnliche Vorstellungen enthält. „Unser Repräsentativsystem repräsentiert nur ein Interesse und eine Klasse — heißt es darin —, unsre Preßfreiheit bewaffnet alle subversiven Leidenschaften, sie zeigt den Massen die Thatsachen, die Namen nur in einem Lichte, das die Unordnung begünstigt — diese Publizität, es ist die Lüge. Unsre konstitutionelle Monarchie hat einen König, der auf sein Königtum wartet; unsre Regierung regiert nicht, sie gehorcht." Ranke ist ganz dieser Meinung; auch den Befürchtungen, daß eine neue Schreckenszeit im Anzuge sei, will er nicht widersprechen: mit den düstersten Aussichten scheiden wir von seiner Darstellung der französischen Verhältnisse.

Individualität der deutschen Staaten

Schon in diesen Aufsätzen versäumt Ranke keine Gelegenheit, auch von den deutschen Dingen ein Wort

zu sagen. Den über die Kammer von 1815 schließt er mit der Bemerkung: er wolle nicht sagen, es sei unmöglich, mit konstitutionellen Formen zu regieren, nur daß man damit nicht viel weiter komme, daß die Schwierigkeiten dieselben bleiben, und daß man sie deshalb nicht jedermann aufdringen möge. „So weit wir rückwärts sehen, haben sich die Staaten in tausendfältigen und immer ursprünglichen Formen entwickelt... sie bestehen fort, tragen das Korrektiv ihrer Fehler in sich selbst, brauchen deshalb nicht das Geheimnis ihres Lebens anzutasten. . . . In einem jeden wohnt jener innere Antrieb, der ihn gebildet: dieser muß ihn in innerer lebendiger Regsamkeit in fortgehender Metamorphose der einzelnen Erscheinungen auch erhalten und zu der Stufe der Ausbildung führen, die ihm überhaupt möglich ist." Hier wird Deutschland noch nicht geradezu genannt, aber da, wo er von den Befürchtungen Salvandys spricht, thut er dies. Die revolutionären Parteien, die Frankreich in Atem halten, erklären es zugleich für die natürliche Tendenz dieses Landes, Europa seinem Zustande anzupassen, die Intelligenz und den Willen seiner Nachbarn zu erobern. „Ihr Programm vom Hotel de Ville möchten sie durch ganz Europa tragen, aus Frankreich und der Welt möchten sie eine Jacquerie machen." Niemand werde leugnen, daß sie in Deutschland entgegenkommende Neigungen und Wünsche antreffen würden, es gebe sogar deren, „die sich gutmütigerweise einbilden, in jenen Doktrinen sei das Heil der Welt." Dagegen verwahrt sich Ranke: Nein, ein andres Heil bedürfen wir. Hand anlegen an die Zerstörung, wenngleich in der Absicht, etwas scheinbar vollkommnes an dessen Stelle zu setzen, es würde auch bei uns alle Leidenschaften entbinden." Deutschland habe zwei Wege vor sich: „Entweder kann man die äußersten Prinzipien ergreifen, die uns überdies aus der Fremde kommen . . . oder man hält an

den Prinzipien fest, auf denen unsre Verfassungen nun einmal beruhen; man sucht ruhig und gesetzlich ihre Mängel zu heben, ihre Übelstände zu verbessern und den deutschen Staat seiner Natur gemäß zu entwickeln." Ein Aufsatz betitelt: „Deutschland und Frankreich" ist dann der Darlegung gewidmet, wie verschieden die historischen Voraussetzungen beider Länder seien, wie besonders die Revolution hier ganz anders wie dort gewirkt hätte. So deutlich und — bei aller Leidenschaftslosigkeit — mit so schneidender Schärfe war dies noch nicht gesagt worden. Die Konsequenzen, die sich daraus ergeben, liegen nahe: die Aufgabe der Deutschen sei nicht sowohl zu behaupten, was sie durch die Revolution erworben hätten — die Franzosen möchten dies mit einigem Rechte sagen —, als vielmehr das zu ersetzen, was sie durch sie verloren hätten. „So mangelhaft die alte Einrichtung des Reiches sein mochte, so bedeutete sie uns doch jene nationale Einheit, an welcher alle deutschen Herzen hangen." Diese sei notwendig nicht nur für den Fall eines fremden Angriffs, sondern auch für den Frieden. Kleine deutsche Fürstentümer seien dessen bereits inne geworden, es fehle ihnen eine höhere Instanz, an die sie bei innern und äußern Auftritten appellieren könnten. Nicht aber durch Umsturz, durch Gewaltsamkeiten könne eine solche Einheit erreicht werden: „auf eine vernünftige schonende Weise — in freier Übereinkunft, in allmählichem Fortschritt, durch nähere und nähere Vereinigung der lebendigen Interessen, wozu die Verfassung, in der wir sind, uns allen Spielraum läßt, wäre es zu versuchen. Dazu gehört aber etwas mehr, als die Debatten der Franzosen wiederholen, die gerade an dem Übermaß derjenigen Einheit leiden, deren völligen Mangel wir beklagen." Eine zweite Aufgabe sei die Ausbildung des echt deutschen Staates im Innern, wie er dem Genius der Nation entspräche. „Unsre Lehre ist — sagt Ranke —

daß jedes Volk seine eigne Politik hat. . . . Die Idee der Menschheit, Gott gab ihr Ausdruck in den verschiednen Völkern. Die Idee des Staates, sie spricht sich in den verschiednen Staaten aus." Die Franzosen mögen sein, wie sie sein können, aber die Deutschen sollen sie nicht nachahmen. Im achtzehnten Jahrhundert habe sich Deutschlands geistige Größe auch nicht durch Nachahmung der Franzosen, sondern durch Abkehr von ihnen entwickelt. „Es ist gerade im Gegensatz mit ihnen gewesen, daß wir, wie sie nun selber gestehen, um so viel tiefer eingedrungen und der Wahrheit näher gekommen sind." Dies gelte von Poesie, Wissenschaft und Kunst. Und ihren Staat, der noch dazu jeden Augenblick in sich zu verfallen drohe, sollten die Deutschen nun nachahmen und herübernehmen! „Nachdem wir sie in allen einzelnen Zweigen zurückgeschlagen, nachdem wir, in jener großen geistigen Richtung weiterschreitend und zu den Waffen greifend, sie auch im Felde überwunden haben, sollten wir uns in dem wichtigsten Lebenselement, in der Form des Staates an sie anschließen und ihre dürren Erfindungen nachahmen? Es sei ferne! Alles, was wir haben und sind, alles, was wir in den Jahrhunderten unsrer Vergangenheit erworben haben, lehnt sich dawider auf."

Es wird hier ein Motiv angeschlagen, das Ranke in spätern Aufsätzen der Zeitschrift wiederholt und variiert. Am Schlusse des ersten Bandes findet sich ein „Reflexionen" überschriebner Artikel, der die Verhältnisse der europäischen Staaten untereinander zum Hauptgegenstande hat. Dabei berührt Ranke aber doch auch die innern Verschiedenheiten, die besondern Aufgaben, die jeden dieser Staaten auszeichnen. Er will dem Einwurf begegnen, daß es allgemeine Forderungen der Theorie gebe, die — was es auch kosten möge — überall durchzusetzen seien; zu dem Zweck geht er in eine Erörterung über den Einfluß der Theorie ein.

Um die Sache deutlicher zu machen, bedient er sich eines Vergleiches. Es giebt, sagt er, eine Theorie der Dichtkunst, es giebt eine philosophische Grammatik. Es fällt nun doch niemand ein, durch die Regeln dieser eine allgemeine und beste Sprache formulieren zu wollen; die Ästhetik rufe zuletzt aus: der Poet wird geboren, und sie beziehe sich wie billig auf eine Kraft, die außerhalb ihres Wirkungskreises liege. Dagegen meine man Staaten, die doch ebenso wie Sprache und Poesie Produkte eines schöpferischen Genius — nicht einzelner Menschen, noch einer einzigen Generation, sondern einer Gesamtheit und vieler Geschlechter — sind, nach dem trocknen Schema weniger Begriffe regieren zu können; gerade an dem, was das allerwichtigste sei, was die Grundlage des gesamten Daseins bilde, versuche man sich mit unberufnen Händen. Dem gegenüber erhebt Ranke einen entschiedenen Protest: die Grammatik kann nie eine Sprache, die Ästhetik nicht einmal ein Gedicht, die Politik aber nimmermehr einen Staat hervorbringen. Den liberalen Theoretikern aller Länder ruft er das gewichtige Wort zu, das verdient hätte, ein geflügeltes zu werden: „Euer Vaterland werdet ihr euch nicht erklügeln."

Diese höchst geistvoll und mit eigentümlicher Beredsamkeit vorgetragne Ansicht entsprang ohne Zweifel seinen historischen Studien: aus seiner Auffassung von dem individuellen Leben der Völker, die wir bereits kennen, ist sie hervorgegangen. Aber die Nutzanwendung, die er daraus für die Gegenwart Deutschlands zog, war nicht mehr ganz neu: etwa ein Jahr früher hatte sie der Württemberger Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" geäußert. „Ich behaupte geradezu — sagt einer der beiden fingierten Korrespondenten —, der französische Liberalismus, insofern er französischer Liberalismus ist, taugt für uns Deutsche nicht, weil die Verschiedenheit der Nationalcharakter und der Verhältnisse zu groß ist." Er versucht dies

dann im einzelnen zu begründen und schließt: „Und warum müssen denn nun doch die Franzosen überall zum Muster dienen? Warum sollen wir, wenn der Deutsche gewohnt ist, schwer gewaffnet zu kämpfen, der Franzose aber bequemer in leichter Rüstung ficht, unsre Art und Weise aufgeben, um die ihrige, in der wir sie nie erreichen werden, nachzuäffen? . . . Warum endlich, und dies ist gegenwärtig die wichtigste Frage, sollen wir Politik und Staatsweisheit ausschließlich in der Schule der Franzosen lernen?" Der andre Briefsteller stimmt dem vollkommen bei: „Beide Völker sind in politischer, litterarischer, religiöser Beziehung sowie in ihrer ganzen Denk- und Sinnesart so verschieden, daß es Unvernunft ist, zu erwarten, die gleichen Heilmittel wie in Frankreich könnten auch uns allein retten. Statt in blinder Bewundrung die Franzosen nachzuahmen, sollten wir die uns angebornen Vorzüge kräftigen und ausbilden. . . . Alles Echte und Wahre kann überhaupt nur selbständig erzeugt, nie durch sklavische Nachahmung erkünstelt werden, und in ihren glänzenden Eigentümlichkeiten werden wir vergebens mit den Franzosen wetteifern; aber dadurch, daß wir unsre eignen Wege gehen, können wir eine zum mindesten ebenso große Nation werden. Auch wir haben unsre volkstümlichen Tugenden, wie unsre nationalen Bedürfnisse und Gebrechen, für die kein Universal- und Modemittel, Liberalismus genannt, existiert." Die Turner und Deutschtümler hätten bei allem Fanatismus etwas dem deutschen Charakter homogeneres gehabt, als die deutschen Apostel eines atheistischen Liberalismus, so wie ein richtiger Instinkt jene auch gelehrt habe, daß die Einigung im Geist, nicht die Einführung der französischen oder englischen Verfassung in den einzelnen Staaten das erste ist, was Deutschland not thue.

Es ist dies keine ganz zufällige Übereinstimmung

von persönlichen Ansichten: sie haben beide ihren gemeinschaftlichen Ursprung in der Lehre Montesquieus, daß nicht jede Verfassung jedem Staate angemessen sei. Frühzeitig war sie in Deutschland angenommen und ausgebildet worden — die Göttingische Schule hatte sich durchaus zu ihr bekannt. Dann hatte Johannes von Müller seinen Eidgenossen die „Eine große Lehre" zugerufen, daß alles seine Zeit und Stelle in der Welt habe. So war die Doktrin von der Allgemeingiltigkeit gewisser politischer Formen unter den Höchstgebildeten in Deutschland längst erschüttert worden. Die Überschwenglichkeit, mit der sie nun von den liberalen Kammerrednern und Zeitungen aufs neue verkündet wurde, mußte da eine Reaktion hervorrufen, der ungemessene Beifall, den jene dem französischen Wesen spendete, im Süden wie im Norden Deutschlands die Erinnerung an das herrliche Wort Goethes erwecken:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.

Wie war nun aber die Entwicklung des echt deutschen Staates, auf die man bedacht sein sollte, zu denken? Ranke geht in einem Aufsatz, betitelt „Über die Trennung und Einheit von Deutschland," auf diese Frage ein. Er beginnt damit, die Berechtigung des allgemeinen Verlangens der Nation nach einer größern Einheit zuzugeben: es sei kein Irrtum dabei, es habe in den edelsten und tiefsten Geistern Wurzel geschlagen, die Gemüter zur Zeit der Befreiungskriege in allgemeiner Überzeugung hingerissen. Die phantastischen Wünsche, die sich dabei wohl äußerten, seien eben nur ein Rückschlag gegen den ungenügenden Zustand der Gegenwart, denn niemals sei das Vaterland in soviel unabhängige Teile gespalten gewesen, niemals hätten die Fürsten eine ähnliche Selbständigkeit gehabt.

Trotzdem gebe es noch einige Elemente der Vereinigung: an diese müsse man anknüpfen. Zuerst geht er die einzelnen Staaten durch, er sondert sie in drei Gruppen, die süddeutschen, die restaurierten Staaten und die beiden großen Mächte, Preußen und Österreich. In den ersten beständen Verfassungen nach französischem Muster: sie hätten ähnliche Schwierigkeiten wie in Frankreich herbeigeführt; in den andern habe man meist dagegen gefehlt, daß man 1815 meinte, es sei eine völlige Restauration eingetreten; das Leben aber habe indes neue Hervorbringungen getrieben, die nicht zu verneinen, nicht zu beseitigen, nicht zu unterdrücken seien. Hier wie dort habe man die wesentlichen Bedürfnisse des Landes nicht erledigt, kaum recht berührt. Österreich, das aus so vielerlei Nationen zusammengesetzt ist, läßt er beiseite, in Preußen aber sieht er ein Muster organischer Entwicklung des Alten ins Neue; die 1814 hinzugekommnen Provinzen, in denen sich zuerst mancher Widerstand regte, seien befriedigt. Reichsstände, wie sie hier wohl auch gewünscht worden wären, seien nicht etwa deshalb nicht berufen worden, weil der König seine Gewalt nicht wolle geschmälert haben: ein unwürdiger Gedanke, „der niemals einem wahren Fürsten oder einem wahren Staatsmanne, die nur immer die Gesamtheit im Auge haben, in Herz und Seele gekommen ist.“ Aber einmal seien diese Stände hier nicht so dringend nötig gewesen als anderswo, die großen Reformen, um derentwillen man anderswo solche Versammlungen berufe, seien bereits durchgeführt: dann aber sei unter allen Einsichtsvollen nur eine Stimme, daß das Bedenkliche allgemeiner Reichsstände in jener so oft mit schonungsloser Gewalt von ihnen vollzognen Gleichmachung des Verschiedenartigen liege. Freilich es gebe viele, die eben diese Gleichmachung wünschten, nicht nur für die einzelnen Provinzen desselben Staates, wie sehr sie auch verschieden sein möchten,

sondern für alle Staaten überhaupt. „Sie sind — sagt Ranke — wie Ärzte ohne Beobachtung, die für alle Krankheiten nur eine Heilart kennen; auf allen Märkten bieten sie ihre Weltpanacee unter Anpreisung der erstaunlichen Wirkungen derselben den Leichtgläubigen dar; wie sollten diese auf eigentümliche Beschaffenheit und besondres Bedürfnis deutscher Provinzen lange Rücksicht nehmen! Es ist, als wollten sie das Genus darstellen und die Spezies vernichten. Nur in den Spezies aber erscheint das Genus; es hat keine andre Möglichkeit der Erscheinung." Warnend ruft er diesen zu: „Wollt ihr die Unterschiede vernichten, hütet euch, daß ihr nicht das Leben tötet."

Auch das sind Gedanken, deren Keime in einer viel frühern Periode liegen, deren theoretische Wurzel — wie Ranke auch selber gelegentlich bemerkt — in dem „Geist der Gesetze" liegt. In der ersten Zeit der deutschen Einheitsbestrebungen — 1814 — hatte sie Savigny für das Gebiet der bürgerlichen Gesetzgebung geltend gemacht: wenn die Juristen nach Gleichförmigkeit im Rechte riefen, so drückte er dagegen starke Zweifel aus, ob der deutsche Patriotismus durch ein einheitliches Recht im Vaterlande größer werden dürfte; es sei ein Irrtum, zu glauben, das Allgemeine werde an Leben gewinnen durch die Vernichtung aller individuellen Verhältnisse. Auch Pfizer betonte in seinem „Briefwechsel," daß selbst in dem Streben nach Einheit Frankreich nicht Vorbild für Deutschland sein dürfe: er will keine Zentralisation wie dorten, kein Verschwinden der einzelnen Stammeseigentümlichkeiten.

Ranke wendet sich dann zu den „Momenten der Einheit," die er seiner Meinung nach im deutschen Bunde selbst gegeben fand: zur Militärverfassung, zur Presse, zu den Handelseinrichtungen. Was die erste betrifft, so konnte er mit Recht einen Fortschritt gegen die Zustände des alten Reiches behaupten: im Gegen-

satz gegen den bunten Wirrwarr der alten Reichsarmee und gegen die Willkür, mit der die Kontingente des Rheinbunds zusammengeworfen wurden, seien jetzt verschiedne Armeekorps eingerichtet worden, in denen man Sorge getragen hätte, die Benachbarten zu vereinigen, wie sie auch vorkommenden Falles gemeinsame Grenzen zu verteidigen haben würden. Daß hier noch manches zu thun übrig sei, leugnet er nicht, aber im ganzen schätzt er doch das Gethane zu hoch. Dagegen wird man nicht übertrieben finden, was er von der einigenden Wirkung der Litteratur und des Buchhandels sagt: „Der große Besitz, welchen die deutsche Nation in dem letzten Jahrhundert erwarb, es ist unsre Litteratur. Nach so langen Zeiten der Abspannung und Nachahmung fand endlich in ihr der deutsche Geist seinen Ausdruck; selbständig prägte er sich in ihr aus. Sie ist eines der wesentlichsten Momente unsrer Einheit geworden; wir wurden uns derselben in ihr zuerst wieder eigentlich bewußt. Sie bildet nunmehr die Atmosphäre, in der unsre Kindheit erwächst, unsre Jugend aufatmet, die alle Adern unsers Daseins mit eigentümlichem Lebenshauche beseelt. Von allen Deutschen keiner, man gestehe es, wäre, was er ist, ohne sie.“ Er verweist dann auf die Wichtigkeit der periodischen Presse und verlangt ein allgemeines Preßgesetz. Auf eine theoretische Erörterung der Grundsätze, die ein solches zu befolgen hätte, geht er nicht ein — die große Frage: Zensur oder Verantwortlichkeit, die Gentz einmal in den Wiener Jahrbüchern behandelt hatte, berührt er nicht; er warnt nur vor den Extremen und giebt Beispiele aus der Vergangenheit, wie verderblich einerseits Zügellosigkeit der Presse, andrerseits eine alles bevormundende Zensur in der Welt bereits gewirkt hätten. „Den Ausdruck der Gedanken — schließt er — hätte man freizugeben, den Ausbruch der Leidenschaften zu verhüten.“ Das Bedeutsame in diesem Ab-

schnitt aber liegt nicht in so unbestimmten Mahnungen, sondern in der Zurückweisung jener, die die Preßgesetzgebung ganz den einzelnen Staaten überlassen wissen wollten. „Dies wäre berechtigt — sagt er — wenn wir verschiedne Sprachen redeten, wenn wir nicht so enge mit einander verbunden wären, daß jeder Schlag, wo er auch immer geschehen mag, unfehlbar durch den ganzen Körper gefühlt wird, wenn nicht endlich der deutsche Buchhandel eine ganz allgemeine deutsche Bedeutung hätte." Leichtes Spiel hat er endlich in dem Abschnitt über das einigende Moment, das in den Handelseinrichtungen lag: hier brauchte er nur an die Anfänge des Zollvereins zu erinnern, er konnte bei diesem Anlaß Preußen rühmen, das dies großartige Unternehmen begonnen hatte: vorteilhaft für den Augenblick, bedeutend für die ganze Zukunft nennt er es, wenn es vollendet werden könnte; in der Beseitigung der noch vorhandnen Zollschranken liege ein so großer Teil wesentlichen Freiheit als in irgend einem jener unausführbaren Ansprüche, die der heutige Tag mit Selbstgefälligkeit erhebe.

Die Besonderheiten der einzelnen deutschen Staaten weiter auszuführen, hat Ranke im ersten Bande seiner Zeitschrift andern Mitarbeitern überlassen: Savigny schrieb über die neue preußische Städteordnung und über deutsche Universitäten, jener Hoffmann über das preußische Zollwesen, ein Unbekannter gab einen Bericht über die neuesten Veränderungen im Königreich Sachsen.*) Im zweiten Band ergriff dann Ranke über den Zollverein noch einmal ausführlich das Wort: dieser war inzwischen seinem Abschluß nahe gekommen. Es war damals noch nötig, die zu beruhigen, die fürchteten, Preußen werde zu einem

*) Im zweiten Bande fortgesetzt durch Berichte über die Arbeiten der sächsischen Kammern in den Jahren 1833 bis 1834.

ungebührlichen politischen Einfluß gelangen. Indem er die Verhandlungen mit den einzelnen Staaten darstellte, bewies er, daß wohl selten eine Verhandlung so rein von politischen Nebenzwecken geblieben sei. „Die Staaten werden einander völlig gleichstehen. Darmstädtische Bevollmächtigte beaufsichtigen die preußischen Einrichtungen, so gut wie preußische die darmstädtischen. Alle Schwierigkeiten wird man in gemeinschaftlicher Beratung erledigen." Allerdings werde dadurch die Vertraulichkeit und Vereinigung zwischen den verschiednen Staaten — durch die notwendige Verschmelzung des Verkehrs zwischen den Völkerschaften — und vor allem zwischen den Regierungen um vieles größer werden. „Aber — fragt er — wäre dies ein Unglück? Ist es nicht vielmehr immer das Bedürfnis der Nation, der Wunsch ihrer besten Männer gewesen? Gäbe es eine solche Möglichkeit nicht, so müßte man darauf denken, sie herbeizuführen. Wie viel weniger darf man diejenige verschmähen, die man ungesucht in Händen hat." An die mehr geschichtlichen Ausführungen Rankes schloß sich das Jahr darauf ein Aufsatz von Kühne, der die finanzpolitische Seite der Sache ins Auge faßt.

Andre Staaten. Allgemeine europäische Lage

Von den fremden Staaten hat Ranke in der Zeitschrift — außer Frankreich — nur Italien einige Aufmerksamkeit geschenkt: in den Aufsätzen des ersten Bandes „Auszüge aus italienischen Flugschriften" und „Staatsverwaltung des Kardinals Consalvi." Freilich, er möchte lieber etwas andres vortragen, erneuerte lieber „einen bedeutenden Moment aus Italiens früherer Geschichte, in welchem Leben und frischer Atem der Menschheit wäre." Aber wir nähmen so viel Anteil an der Vergangenheit des italienischen Volkes, daß uns schon

darum seine Gegenwart nicht gleichgiltig sein könne. Die Flugschriften aus den Jahren 1830 und 1831, die er analysiert, geben ihm Anlaß, den französischen Ursprung auch der italienischen revolutionären Bewegung nachzuweisen: es ist nirgends ein origineller Gedanke, kein besondrer politischer Geist; nicht was sie sagen, ist merkwürdig, sondern höchstens warum sie es sagen. Den Vorwürfen der Bologneser Pamphlete gegen die römische Regierung erkennt er wohl eine gewisse Berechtigung zu: „Ich bin weit entfernt — sagt er —, die Partei von Rom nehmen zu wollen; es hätte lange ernstlich Hand anlegen sollen, seine Staatsverwaltung zu verbessern," aber, setzt er hinzu, „hatte man die gesetzlichen Mittel erschöpft, den Übelständen abzuhelfen? Wir lesen nur von Mißbräuchen, deren Ursprung lange nicht allein in der Regierung und in den Formen, sondern noch vielmehr in dem demoralisierten Zustande der Nation liegt, einem Zustande, welchen eine solche Bewegung nicht anders als verschlimmern konnte. Giebt es keine Möglichkeit legaler Opposition? Giebt es kein Mittel zwischen Knechtschaft und Abfall?" In der hochkonservativen „Dialoghetti" rühmt er als die beste und wahrste Stelle die, wo der Revolution vorgeworfen wird, sie habe den Kommunen alle ihre Privilegien, alle ihre Rechte und Freiheiten entrissen und in der Regierung jede Gewalt, jede Bewegung, jedem Atemzug konzentriert; damit aber auch die Menschen fremd in ihrem eignen Lande gemacht. Denn die Wiederherstellung der munizipalen und provinzialen Rechte, überall von der größten Bedeutung, sei nirgends wichtiger als in Italien, wo noch bis auf den heutigen Tag jede einzelne Stadt und ihr Gebiet einen in Dialekt, Sitte, Tracht ausgesprochnen besondern Charakter darbiete, und das Munizipalwesen von jeher einen so wesentlichen Moment des ganzen Lebens ausgemacht habe. Auch mit dieser Ansicht stand

Ranke ganz auf dem Boden jener historischen Schule, die von Montesquieu ausgehend in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts überall in Deutschland Fuß gefaßt hatte: von Rankes Mitarbeitern gehörten ihr freilich nicht alle an — wenn Savigny sie in dem Aufsatz über die preußische Städteordnung bekannte, Hoffmann dagegen war ein entschiedner Gegner aller Korporationen im Staat. Andrerseits näherte sich damit Ranke der romantisch-restaurativen Tendenz, die von den Jüngern Hallers verfolgt wurde; in Bezug auf Italien hatte sie jener Leo, der ihm so unfreundlich entgegengetreten war, schon zwölf Jahre früher geäußert. „Es liegt etwas sehr wahres in dem Streben, in dem Staat wieder eine Menge Korporationen zu bilden — lesen wir in dem Vorwort seiner Erstlingsschrift: »Über die Verfassung der freien lombardischen Städte im Mittelalter« —, es liegt darin eine Lebendigkeit des Lebens, eine Erfüllung des Lebens, die nie da stattfinden kann, wo im Staate nichts gilt als die reinen Elemente desselben, das All und Eins, der Staat und in ihm ohne alle Vermittlung die Besonderheit des eignen Bürgers, der durch dieses Isolieren fast notwendig zu Grunde gehen oder Egoist werden muß.“ Leo war seitdem von dieser Ansicht nicht abgekommen, in ihr vereinigten sich die beiden Gegner.

Italienische Dinge der Gegenwart behandelt auch der Aufsatz über Consalvi.*) Wohl war dieser schon 1824 gestorben, aber Ranke wirft zum Schluß einen Blick auf die spätern Verhältnisse im Kirchenstaat, auf die Lage selbst des Moments. Der Aufsatz ist freilich zugleich historisch im besten Sinne, Ranke erhebt sich darin zur Höhe einer universalhistorischen Betrachtung. Die Kenntnis der nächsten römischen Vergangen-

*) Consalvi war päpstlicher Staatssekretär von 1815 bis 1823. Er hatte auch den päpstlichen Stuhl am Wiener Kongreß vertreten.

heit sei, so führt er im Eingang aus, für das Verständnis der Gegenwart von großer Wichtigkeit: nicht etwa nur deshalb, weil eine noch unentschiedne europäische Frage den römischen Staat betreffe, sondern weil auch das Problem der Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt noch nicht gelöst sei; eben diese Vereinigung aber mache den Charakter des römischen Staates seit Jahrhunderten aus und gebe ihm seine Bedeutung. Auch dieser Staat ist ein individuelles Wesen von besondern Lebensbedingungen, die aus seiner Geschichte erkannt werden können. Consalvi hatte ihn nach den Ideen des Jahrhunderts umzuschaffen gedacht: wie er dabei zu Werke ging, was er erreichte, und wie er zuletzt scheiterte, bildet den Inhalt dieser Studie. Sie beruht auf den Papieren Niebuhrs, die Ranken in Rom durch Bunsen mitgeteilt worden waren. Nur wenig neues hat später hinzugefügt werden können.

Von den andern europäischen Staaten sind es Großbritannien, die Schweiz und die Türkei, denen Aufsätze gewidmet sind. Der „Blick auf Großbritannien" ist eine Probe aus S. B. Mendelsohns Germanischem Europa, drei Aufsätze über die Schweiz vor und nach 1830 sind unbekannter Herkunft, sie sind ganz im Geiste Rankes gehalten: in der Revolutionszeit, 1798 bis 1802, sieht der Verfasser ein widriges fratzenhaftes Nachspiel, die Konstitution jener Jahre sieht er aus „gehaltloser Theorie" und nicht aus dem Leben hervorgegangen. Der neue Bundesvertrag von 1815 ist nicht, wie seine demokratischen Gegner ausstreuen, von den Großmächten dem Lande gleichsam auferlegt worden, er ist ganz das Werk der Nation. Er war zwar keineswegs mangellos, aber einer weitern Entwicklung fähig: weder dem altkonservativen Kantönligeist noch dem revolutionären Drängen nach Uniformierung, die sich ihm beide entgegensetzten, wird völlig recht gegeben.

Auf Erhaltung und Ausbildung der Mannigfaltigkeit im Innern müßten die Patrioten bestrebt sein, nach außen wäre eine kräftige Zentralgewalt zu schaffen.

Mit türkischen Zuständen beschäftigt sich ein Aufsatz von Ranke: „Die letzten Unruhen in Bosnien,“ der an die Geschichte der serbischen Revolution anknüpft: so wie dieser liegen ihm Mitteilungen von Wuk Stephanowitsch zu Grunde. Das große Ereignis, das sich in den europäischen Teilen des osmanischen Reiches gegenwärtig vollziehe, sieht er in dem Herabkommen der Moslimen, in der Erhebung der Christen, der Auseinandersetzung der beiden Glaubensgenossen, wie sie sich auch in den Reformen des Sultans Mahmud ausspreche: „Der Geist des mahumedanischen Staates ist an sich selber irre geworden; seine Farbe verbleicht; die Geister des Occidents überwältigen ihn.“ Was auch geschehen möge, dies dürfe man wohl mit Sicherheit aussprechen, daß dies große Ereignis nicht wieder rückgängig gemacht werden könne; „unter den tausendfach auseinander gehenden Bestrebungen der Menschen wird er sich auf die eine oder andre Weise in unabänderlichem Gange vollziehen.“

Die allgemeine europäische Lage der damaligen Epoche faßt Ranke in dem schon erwähnten Schlußaufsatz des ersten Bandes, den „Reflexionen“ ins Auge. Darin sucht er die Kriegsbefürchtungen, wie man sie besonders in Deutschland hegte, zu beschwichtigen: es sei keine Analogie mit der Lage von 1792. Frankreich sei doch im Innern durchaus anders geartet wie damals, es gebe auch keine Emigranten. Was die andern Staaten betreffe, so seien sie alle finanziell zu wenig konsolidiert. Durchaus sorglos freilich solle man auch nicht sein, Preußen habe ganz Recht, sich in Verteidigungszustand zu setzen, wenn es dabei auch die Ersparnisse der letzten Jahre habe angreifen müssen, denn „sollte man wohl der innern Entwicklung von

Frankreich allein das künftige Geschick der Welt überlassen?" Das sehe übrigens jetzt doch jedermann in Deutschland ein, das äußerste Übel, die Herrschaft der Fremden, hätten alle zu fühlen bekommen. Für den Fall eines Angriffs gegen Deutschland ist er voll Zuversicht: „Halten wir zu einander, was könnte uns anfechten?" Er kann denen nicht beistimmen, die von einem Verfall der deutschen Macht reden; er vermag in vielen Jahrhunderten keinen Zeitpunkt zu finden, in dem es so mächtig gewesen wäre wie jetzt: „es gab wohl früher eine größere formale Einheit. Die reale Einheit und Macht war niemals größer." Es war dies keine Schönfärberei: zweimal in jenen Tagen zeigte es sich, daß die deutschen Großmächte wenigstens darin einig waren, keine Einmischung des Auslands in die Angelegenheiten des Bundes zu dulden; aber auch die kleinern Staaten wollten nichts mehr von einer solchen hören, auf dem Bundestage wurde 1834 der Vertreter Frankfurts mit Vorwürfen überhäuft, weil seine Regierung den Schein auf sich geladen hatte, als stütze sie sich auf eine englisch französische Intervention.

Die großen Mächte und andres

Von den rein historischen Beiträgen Rankes hat der Aufsatz „Die großen Mächte. Fragment historischer Ansichten" am meisten Beziehung zur Gegenwart. Er soll „einige Irrtümer über den Bildungsgang der modernen Zeiten, die sich fast allgemein verbreitet haben, erschüttern," um dadurch „den Weltmoment, in dem wir uns befinden, deutlicher und unzweifelhafter, als es gewöhnlich geschehen mag, zur Anschauung zu bringen." Er beginnt mit der Schilderung der französischen Übermacht zur Zeit Ludwigs XIV. Dagegen nun bildeten sich am Ende des siebzehnten Jahrhunderts drei andre große Mächte aus, die jener das

Gegengewicht zu halten vermochten. Zuerst England. „Es war — sagt er von den Zeiten Wilhelms III. —, als träte der Strom der englischen Nationalkraft nun erst aus den Gebirgen, zwischen denen er sich bis dahin zwar tief und voll, aber enge, sein Bett gewühlt, in die Ebne hervor, um sie in stolzer Majestät zu beherrschen, Schiffe zu tragen und Weltstädte an seinen Ufern gründen zu sehen.“ Gleichzeitig erhoben sich Österreich und Rußland. Ranke kann die Meinung derer nicht teilen, die in dem deutschen Österreich, wie es im neunzehnten Jahrhundert ist, eine alte Macht erblicken. Zu einer selbständigen und europäischen Stellung sei es erst durch die Wiedereroberung von Ungarn gelangt. So lange Ofen in den Händen der Türken war, konnten die Franzosen Österreich bedrohen, ja außerordentlich gefährden. Mit dem Erfolg von 1683 hörte dies auf. Auch die Schweden aber, durch deren Besiegung die russische Weltmacht begründet wurde, standen in Verbindung mit Frankreich. Und so blieb denn nur das südliche Europa und Deutschland, wo sich Frankreichs Einfluß während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts übermächtig erhielt. Insbesondre war Deutschland von ihm bedroht: beim Tode Karls VI. trat dies zu Tage. „In diesem Augenblick augenscheinlicher, wahrer Gefahr des deutschen Vaterlandes, das damals weder mächtige Staaten hatte, noch durch Thaten ausgezeichnete Männer, noch ein ausgesprochnes festes Nationalgefühl — keine Litteratur, keine Kunst und eigne Bildung, die es dem Übergewicht der Nachbarn hätte entgegensetzen können, trat Friedrich II. auf, erhob sich Preußen. Zum erstenmale seit den Zeiten der sächsischen Kaiser und Heinrichs des Löwen sah man im nördlichen Deutschland wieder eine selbständige, keines Bundes bedürftige, auf sich selber angewiesene Macht.“ Frankreich aber gab dadurch, daß es in eine enge Allianz mit Öster-

reich trat, jene Suprematie, die es lange in Deutschland geübt hatte, von selbst auf; Österreich gestattete den Franzosen keineswegs den alten Einfluß im Reiche; noch als Koregent ließ Joseph II. ihnen erklären, er halte die Rechte der kaiserlichen Krone für heilig; er bitte sich aus, daß man ihm nicht daran rühre, wenn man gut mit ihm stehen wolle. „Es war schon damals zu erkennen —, meint Ranke und wiederholt damit eine Idee, die Friedrich Gentz sein ganzes Leben vertreten hatte — daß der wahre Schutz der politischen Unabhängigkeit von Deutschland in einer freien und gründlichen Vereinigung dieser beiden Mächte gegen das Ausland bestehe." Zugleich erfolgte die innere Befreiung der Nation von den französischen Vorbildern. In einer alle Erwartungen übersteigenden Weise war die Übermacht Frankreichs eingeschränkt worden. Nicht durch ein künstlich verwickeltes politisches System sei dies geschehen; das Wesen bestand darin, „daß neue nationale Selbständigkeiten in ursprünglicher Macht den Schauplatz der Welt eingenommen hatten: Österreich, katholisch deutsch, militärisch-stabil, in sich selbst voller frischer unversiegbarer Lebenskräfte, reich, eine für sich abgeschlossene Welt. Das griechisch-slawische Prinzip trat in Rußland mächtiger hervor, als es jemals in der Weltgeschichte geschehen; die europäischen Formen, die es annahm, waren weit entfernt, dies ursprüngliche Element zu erdrücken; sie durchdrangen es vielmehr und riefen seine Kraft erst hervor. Wenn sich dann in England die germanisch-maritimen Interessen zu einer kolossalen Weltmacht entwickelten, die alle Meere beherrschte, vor der alle Erinnerungen früherer Seemächte zurücktraten, so fanden die deutsch-protestantischen den Anhalt, den sie lange gesucht, ihre Darstellung und ihren Ausdruck in Preußen."

Wie man sieht, es ist wieder die Idee von der Individualität der Nationen und Staaten, die hier

entwickelt wird. Ranke will sich nicht vermessen, ihren Charakter in Worte zu fassen, er erinnert an das Wort eines Dichters: „Wenn man das Geheimnis auch wüßte, wer hätte den Mut, es auszusprechen?“ Aber dies sei gewiß, daß sie auf Prinzipien gegründet seien, die aus den verschiednen großen Entwicklungen früherer Jahrhunderte hervorgegangen waren.

Durch die expansive Tendenz der Revolution, die von Napoleon aufgenommen und aufs äußerste verfolgt wurde, waren aber alle diese Individualitäten in ihrem Wesen bedroht. Ranke findet den aggressiven Charakter jener Bewegung sehr begreiflich: eben der Rückgang, den das äußere Ansehen Frankreichs genommen, hatte die selbstbewußte Nation der Franzosen so tief gegen das alte Königtum erbittert, daß sie sich gegen dieses erhob; darin erblickt Ranke die vornehmste Ursache der Revolution. Er ist weit entfernt, das Gefühl, das dieser Erbitterung zu Grunde lag, zu tadeln: „Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht.“ Auch die energischen Gewalten aber, die in den großen Mächten hervorgetreten waren, konnten auf die Dauer nicht unterdrückt werden. Die Nationalitäten, die sie umschlossen, verjüngten sich, erfrischten sich, entwickelten sich neu; es gelang ihnen, die Übermacht Frankreichs noch einmal niederzuwerfen: hieraus erfolgte eine Wiederherstellung der alten Staaten, nicht ganz in der alten Form, aber ihrem ursprünglichen Prinzip gemäß. An dieser Stelle wendet sich Ranke, aus dem Gebiet der Geschichtschreibung wieder in das der Publizistik tretend, gegen die Ansicht, als habe die neueste Zeit nur die Tendenz, die

Kraft der Auflösung: „Weit entfernt, sich bloß in Verneinungen zu gefallen, hat unser Jahrhundert die positivsten Ergebnisse hervorgebracht; es hat eine große Befreiung vollzogen, aber nicht so durchaus im Sinne der Auflösung; vielmehr dient ihr dieselbe, aufzubauen, zusammenzuhalten. Nicht genug, daß es die großen Mächte allererst ins Leben gerufen, es hat auch das Prinzip aller Staaten, Religion und Recht, es hat das Prinzip eines jeden insbesondre erneuert. Eben darin liegt das Charakteristische unsrer Tage."

Es ist ein höchst bedeutsamer Aufsatz, dieses Fragment, durchaus originell, und es birgt eine Fülle von Anregungen; heute noch vermag man sich kaum von seiner Lektüre loszureißen; es ist wie ein blühender Fruchtbaum: indem man sich seines Duftes freut, gedenkt man zugleich des hundertfältigen Segens, den er bringen, der tausendfältigen Keime, die er streuen wird. Die Ausführung der Probleme, die hier kurz angedeutet werden, bildet viele Jahre hindurch die Lebensaufgabe unsers Geschichtschreibers. Am Schluß ist es, als sei ihm das Geheimnis, von dem er einst in dunkeln Jugendahnungen träumte, nun endlich aufgegangen: „Nicht ein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten bietet die Weltgeschichte dar, wie es beim ersten Blick wohl aussieht. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur nicht ihr einziger Inhalt." „Es sind Kräfte da — ruft Ranke aus —, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben; es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken. Zu definieren, unter Abstraktionen zu bringen sind sie nicht; aber anschaueu, wahrnehmen kann man sie; ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in den mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrem Leben

und Vergehen, in ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weitern Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte."

Weniger direkt ist der Bezug, den der Aufsatz über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. auf die damaligen Verhältnisse hat. Aber er fehlt nicht ganz. Von dem Mangel einer das Fremde ausschließenden, das Eigne sicher bewahrenden Einigung in Deutschland geht Ranke hier aus. In den mittlern Jahrhunderten zur Zeit der alten Kaiser bestand diese Einigung; wie gerieten die Deutschen aus dem einen Zustande in den andern? Viele behaupten — Gentz wiederum gehört zu diesen —, die Reformation habe die Zerbröckelung Deutschlands verursacht. Dagegen setzt nun Ranke verschiedne Fragezeichen. Er will annehmen, daß es dahin gekommen war, wohin es unter Karl V. kam. „War es dann bereits um die Einheit in unserm Vaterlande geschehen? Oder inwiefern war es möglich, eine solche auch damals noch zu behaupten, nachdem die Reformation vollbracht war, ohne ganz Deutschland umfaßt zu haben? Und wenn dies nicht geschehen ist, woran hat dies wesentlich gelegen?" Diese Fragen — meint Ranke — erinnern „in gar manchem Bezug" an unsre Zustände und die Bedürfnisse der Gegenwart; er zitiert ein Wort, das Canning 1823 im Parlament gesprochen hatte: in keiner frühern Periode der Geschichte sei eine so starke Ähnlichkeit mit der Gegenwart zu finden, wie in der Reformationszeit. Ganz besonders für Deutschland mochte das gelten: an Stelle der religiösen Entzweiung war eine politische getreten; auf der einen Seite standen die Liberalen und Demokraten, auf der andern die Ultras der konservativen Partei: zwischen den beiden die Gemäßigten, die die öffentlichen Dinge nicht nach vorgefaßten Theorien, sondern nach den Forderungen der Sache und des Augenblicks behandelt wissen wollten, jene, zu denen Ranke selber gehörte.

Das Resultat seiner Untersuchung ist, daß in den ersten Jahrzehnten nach dem Augsburger Religionsfrieden eine versöhnliche, gemäßigte Gesinnung vorherrschend war, die Nation in Einigkeit und Wohlstand dahinlebte, Ansätze zu einer gleichartigen, allgemeinen Entwicklung, zur Ausführung großer Unternehmungen, zur Bildung zusammenhaltender starker Institutionen vorhanden waren. Aber widerstrebende Elemente, zuerst zurückgedrängt, erhoben sich und zersetzten das Ganze: es waren die Extremen von beiden Seiten. Im Protestantismus entwickelte sich über das Dogma selber ein heftiger Streit; dadurch wurden viele an ihm irre; der Katholizismus, auf dem Konzilium von Trient gestärkt und gereinigt, faßte neuerdings Fuß. Der Kaiser, zuerst der neuen Lehre geneigt, ward durch Rücksichten auf Spanien und Polen, deren Kronen ihm in der Ferne winkten, von ihr wieder abgezogen und schloß sich enger an die Katholischen an. Der süddeutsche Adel sah sich von den protestantischen Fürsten in seiner Existenz bedroht und seine einzige Rettung in den Stiftern; in diesen selbst begann die Gegenreformation, von den Jesuiten geleitet und beseelt. Immer schärfer und schärfer traten die Gegensätze einander gegenüber, es bedurfte zuletzt nur eines äußern Anlasses, so brach der Kampf aus: es war der dreißigjährige Krieg. „Verwüstet, arm, seines Handels vollends beraubt, ein Spiel der fremden Mächte, ging Deutschland aus demselben hervor. Seine Kultur wie sein Dasein war vom Ausland abhängig." Ranke giebt zu bedenken, wie viel es kostete, wie viele „gewaltige, tiefe, langanhaltende Anstrengungen," bis der deutsche Geist wieder selbständige Kräfte entfaltete und Deutschland innerlich befreite. Und dann erhebt er die gewichtige, eindringliche, tiefernste Frage: „Wie und wann wollte man wieder unter ähnlichen Umständen sich ähnlichen Gefahren aussetzen?" Es war keine rhetorische Wen-

dung: wie gerne hätten die süddeutschen Radikalen damals Frankreich gegen die konservativen deutschen Mächte marschieren sehen, wie freudig hätten sie wieder die fremden Heere als Bundesgenossen begrüßt!

Da die Theorie der Volkssouveränität immer noch der Ausgangspunkt aller liberalen und demokratischen Forderungen war, so lag es nahe, ihrem Ursprung einmal nachzuforschen. Ranke thut dies in einem Beitrag zum zweiten Bande: „Die Idee der Volkssouveränität in den Schriften der Jesuiten.“ Schriftsteller der romantisch-restaurativen Richtung, wie Joseph de Maistre, Adam Müller, Haller, hatten behauptet, daß alle radikalen Verirrungen der Zeit ihren Ausgangspunkt im Protestantismus hätten: aus der Reformation sei die Revolution hervorgegangen; in Briefen war auch Gentz dieser Ansicht beigetreten — Ranke mochte sie in Wien aus seinem Munde vernommen haben. Aber in dem einen Falle wenigstens zeigt uns Ranke, daß gerade im Gegenteil die heftigsten Widersacher des Protestantismus die radikalste Meinung geäußert und ausgebildet haben. Er verweist dann in einer Besprechung der Paroles d'un croyant von Lammenais darauf, wie auch in der Gegenwart die Lehre von der Volkssouveränität mit geistlichen Tendenzen vermischt hervorgetreten sei. Der Unterschied sei nur der, daß die jesuitischen Doktrinen aus dem Gefühl der Macht entstanden seien, die in ihrer Erweiterung begriffen war. Die Phantasien und Lehren eines Lammenais seien der Ausdruck der Niederlage: „Alle Welt betet den revolutionären Geist an: die, welche sich vorzugsweise gläubig nannten, leisteten ihm bisher Widerstand; jetzt knieen auch sie wieder und leisten ihm Huldigung.“

Rein historisch ist auch der Aufsatz über die Venetianer in Morea 1685 bis 1715, zu dem Ranke das Material aus Venedig mitgebracht hatte. Aber es wohnt ihm doch ein gewisses Tagesinteresse bei, da ja Griechen-

land, vor kurzem wieder aufgelebt, einen selbständigen Staat mit einem deutschen Fürsten an der Spitze bildete. „Die Zeitungen — sagt Ranke — unterhalten mich täglich von dem Geringsten, was sich dort ereignet; in ausführlichern Werken werden wir tiefer eingeführt; schon kehren von Zeit zu Zeit Reisende mit neuer und frisch anregender Kenntnis von dort zurück; die Hauptsache jedoch ist: wie das Land jetzt steht, so gehört es zu uns, es nimmt teil an unsrer Zukunft, alle Momente seiner Vergangenheit bekommen dadurch ein neues Interesse." Er gelangt auch zu einer praktischen Schlußfolgerung: man solle nicht etwa daran denken, Griechenland kolonisieren zu wollen; jedes Unternehmen dieser Art müßte der Natur der Sache nach scheitern: „es kann nur darauf ankommen, diese Nation mit Hilfe europäischer Einsicht, aber wie sie ist, aus sich selbst zu entwickeln. Eine andre Aufgabe ist nicht vorhanden. Sie ist erhaben und wird denen, die sie lösen, zum ewigen Ruhme gereichen." Auch hier verbirgt Ranke nicht seine Überzeugung von dem eingebornen Genius eines jeden Volkes.

Die Aufsätze über die Mémoires tirés d'un homme d'Etat, Capefigues Histoire de la réforme und die von Petitot 1823 herausgegebnen Memoiren des Kardinals Richelieu sind kritischer Art und geben wenig Gelegenheit zu publizistischer Äußerung. Dennoch fehlen sie auch hier nicht ganz. „Welchen Sinn hat unsre hochfahrende Zeit noch für wahres und ruhiges Verdienst?" lesen wir in dem ersten dieser Aufsätze. „Geld und Schimmer! Davon lebt die Litteratur des Tages": es ist beinahe, als ob hier eine persönliche Bitterkeit spräche, wie sie Ranke sonst fremd ist. Capefigues Buch giebt ihm Anlaß, über den Unterschied zwischen französischer und deutscher Geschichtschreibung, französischem und deutschem Publikum zu sprechen. Das Resultat ist überall ein negatives: jene Memoiren sind

nichts als Kopien aus Bertrand de Mollevilles längst bekannten Aufzeichnungen, Capefigues Arbeit ist von den Ereignissen und Parteiungen der Gegenwart entstellt, die angeblichen Denkwürdigkeiten Richelieus sind eine große Kompilation aus zum Teil ungedruckten, zum Teil aber auch aus gedruckten Materialien; dafür, daß sie von dem Kardinal selbst stammen, findet sich kein äußerlicher Beweis, ihre innere Beschaffenheit ist dagegen. Im Anhang zu Capefigue entwickelt er seine eigne Ansicht über die Motive der Bartholomäusnacht; doch haben spätere Untersuchungen diese als nicht völlig haltbar erwiesen.

Der Aufsatz „Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755“ besteht größenteils aus Mitteilungen aus den Papieren des Großkanzlers von Fürst, der in jenem Jahre in Wien weilte; sie waren schon von Nicolai und Mirabeau benutzt worden. Ranke übersetzte den französischen Text und schrieb eine Einleitung und eine Schlußbemerkung dazu. Dorten fesselt uns die Stelle über Nicolai und sein Verhältnis zur deutschen Litteratur; hier wird auf die Wichtigkeit der innern Geschichte Österreichs im achtzehnten Jahrhundert, besonders unter der großen Kaiserin, verwiesen. Von den Reformen Maria Theresias giebt Ranke eine kurze Charakteristik: man ahmte Preußen nach, aber kopierte es nicht, überall wurden die lokalen Interessen berücksichtigt, und eben dies gab dem neueingerichteten Staat eine besondere Bedeutung für die übrige katholische Welt. Für das ganze südliche Europa aber, in einem beschränktern Maße selbst für Frankreich, ward Österreich das Muster.

Bedeutung der Zeitschrift

Das letzte Heft der Historisch-politischen Zeitschrift schließt mit einem „Gespräch“ aus Rankes Feder. Als Ranke es niederschrieb, wußte er schon, daß er

damit von der publizistischen Thätigkeit Abschied nahm, daß er nicht sobald, vielleicht nie wieder das Wort ergreifen würde, um öffentlich über die großen Fragen der Gegenwart zu reden. Und so faßt er denn alles zusammen, was er in den verschiednen Aufsätzen der Zeitschrift zerstreut von den Grundelementen des geschichtlichen und politischen Lebens gesagt hatte: von Staat und Nation, von Verfassungen und Parteien.

Mannigfache Aufzeichnungen Rankes aus den dreißiger Jahren, die erst nach seinem Tode bekannt geworden sind, geben Zeugnis, wie sehr diese Dinge ihn eben damals beschäftigten: weit entfernt, in dem Studium der einzelnen Thatsachen, wie die Quellen sie ihm boten, sein Genügen zu finden, war sein Geist unaufhörlich bemüht, sich aus jenen eine Gesamtansicht über die Entwicklung der Dinge zu bilden.

Allerdings ist die erste Bedingung, die er an den Historiker stellt, die Teilnahme und Freude an dem Einzelnen an und für sich. „Hat man eine wirkliche Neigung zu dem Geschlecht dieser vielgestaltigen Geschöpfe, aus welchem wir selber sind, zu diesem Wesen, das immer das alte und immer wieder ein andres, das so gut und so bös, so edelgeistig und so tierisch, so gebildet und so roh, so sehr auf das Ewige gerichtet und dem Augenblick unterworfen, das so glücklich und so unselig, mit wenigem befriedigt und voll Begier nach allem; hat man Neigung zu der lebendigen Erscheinung des Menschen schlechthin, so wird man ohne allen Bezug auf den Fortgang der Dinge sich daran erfreuen, wie er allezeit zu leben gesucht; man wird mit Aufmerksamkeit die Tugenden, denen er nachgetrachtet, die Mängel, die an ihm zu spüren, sein Glück und Unglück, die Entwicklung seiner Natur unter so mannigfaltigen Umständen .... zu verfolgen suchen, alles ohne weitern Zweck, so wie man sich

der Blumen freut, ohne daran zu denken, zu welcher Ordnung und Sippe Okens sie gehören."

Aber der wahrhafte Historiker bleibt doch dabei nicht stehen. „Unabweisbar, natürlich, menschlich, erhaben, schwer" nennt er auf einem andern Blatt die Forderung nach einer Philosophie der Geschichte „Wer die innern Fäden des Getriebes der Menschheit, diesen in ihr selber sich entwickelnden und zum Vorschein kommenden Geist zu erkennen vermöchte, würde einen Teil der göttlichen Wissenschaft besitzen." Das sei aber so geschwind nicht möglich, nur aus der Tiefe der eingehendsten Kenntnis könne man seine geheimen Spuren entnehmen. Der Unterschied der philosophischen und historischen Schule sei ganz allein, daß jene aus einer geringfügigen, oberflächlichen Kenntnis mit keckem Finger erzwungne Resultate ableite, diese dagegen die Dinge in ihrer Wesenheit zu begreifen suche. Einer der Lieblingsgedanken jener sei, daß das Menschengeschlecht in einem ununterbrochnen Fortschritt, in einer stetigen Ausbildung zur Vollkommenheit begriffen sei. Fichte unter andern habe darnach fünf Epochen unterscheiden wollen. Aber einmal seien die Philosophen selbst über die Art dieses Fortschrittes außerordentlich verschiedner Meinung, sodann faßten sie wohlweislich nur einige wenige Völker der Weltgeschichte ins Auge, während sie das Leben aller übrigen für ein Nichts, gleichsam eine bloße Zugabe erachteten. Sonst könnte kein Augenblick verborgen sein, daß die Völker der Welt von Anfang an bis auf den heutigen Tag in dem allerverschiedensten Zustande gewesen seien.

Eben in diesen Verschiedenheiten liegt ihm aber die „Wesenheit," von der er oben spricht. Bisweilen verliert er den Mut, nur zu versuchen, sie auszusprechen. Wenn Plato die Absicht habe, das höchste Resultat seines Nachdenkens darzustellen, so verhülle er es in einen Mythus. Eben darum seien Musik und

Kunst erfunden worden: ließe sich alles durch das Wort in reiner Prosa wiedergeben, so bedürfte man keiner andern Art des Ausdrucks. Wir erinnern uns an des Ulysses Wort in Shakespeares Troilus und Cressida:

Geheime Kraft — von deren Wesen nie
Uns Kunde ward — wohnt in des Staates Seele,
Und ihre Wirksamkeit ist göttlicher,
Als Wort und Griffel ihr kann Ausdruck leihn.*)

Ein andermal versucht er es aber dennoch; dann wiederholt er die Bemerkung, die er schon in der Geschichte der Serben gemacht hatte, daß es kein Volk gebe, das ohne Berührung mit einem andern geblieben sei. Dieses Verhältnis, das von der ihm eigentümlichen Natur abhänge, sei es, in das es zur Weltgeschichte trete, und das in der allgemeinen Historie hervorgehoben werden müsse. Einige von den Völkern seien von Natur aus mit Macht ausgerüstet, diese wirkten am meisten auf die andern, in der Macht an sich aber „erscheint ein geistiges Wesen, ein ursprünglicher Genius, der sein eignes Leben hat, mehr oder minder eigentümliche Bedingungen erfüllt und sich einen Wirkungskreis bildet." Soll das die letzte Erklärung sein? Er fühlt es, sie ist doch noch unbefriedigend, und so kommt er wieder darauf zurück, das Geschäft der Historie sei Wahrnehmung jenes Lebens, „Mitgefühl, Mitwissenschaft des Alls" sei das letzte Resultat.

Den Hauptgegenstand des „Gesprächs" bildet dieselbe Erörterung, nur daß hier alles an bestimmte Verhältnisse, an konkrete Fragen anknüpft. Karl, der uns als Staatsmann, die Brust mit Orden bedeckt, aus einer glänzenden Gesellschaft kommend vorgestellt wird

*) Dritter Aufzug, dritte Szene.

hegt die Meinung, die wohl damals unter den praktischen Politikern verbreitet sein mochte, man könne einen Staat regieren, indem man sich vorsichtig zwischen den beiden Extremen bewege und den Gegensatz der Parteien auszugleichen suche. Friedrich, der Gelehrte, der jenen bei seinen Büchern empfängt, wirft dagegen die zweifelnde Frage auf, ob es denn wahr sei, daß die Wahrheit in der Mitte liege? Er ist nicht der Ansicht, daß man sie aus den Extremen schließen könne, denn diese stellten Irrtümer dar, und aus allen Gestalten des Irrtums zusammen genommen könne man die Wahrheit nicht gewinnen. Wenn dann Karl entgegnet, der Staat sei keine Doktrin, die Parteien vollends seien Kräfte, Gewalten, die sich einander gegenüberstehen, zwischen diesen sollte die Regierung das Gleichgewicht halten, so wendet Friedrich ein: da wäre die Regierung nur der Punkt der Indifferenz, selbst ohne innere Bedeutung; sie müsse aber aus sich selbst etwas sein, auch eine geistige Kraft repräsentieren. Damit wendet sich das Gespräch zu dem Wesen des Staates überhaupt. Karl stellt die bestimmten Fragen: „Was verstehst du unter dem positiven, geistigen Inhalt des Staates? Gehen sie nicht alle von dem nämlichen Anfang aus? Haben sie nicht alle die nämlichen Pflichten? Ist ihre Verschiedenheit nicht zufälliger Art?" Indem Friedrich die Beantwortung der ersten Frage noch beiseite läßt, beantwortet er die andern mit einem klaren und entschiednen Nein! Der Freund aber läßt nicht ab, mit einer bloßen Negation ist er nicht zufrieden. Da greift Friedrich zu Beispielen — wir gedenken Platos und seines Mythus —, zuletzt erfahren wir nur: es sei „ein geheimes Etwas, das den Geringsten erfüllt wie den Vornehmsten." Nicht dort sei unser Vaterland, wo es uns endlich einmal wohlergehe, unser Vaterland sei vielmehr mit uns, in uns. „Deutschland lebt in uns, wir stellen es dar, mögen

wir wollen oder nicht, in jedem Lande, dahin wir uns verfügen, unter jeder Zone." Also fallen Staat und Nation zusammen? Auch das nicht, die Nationen haben nur eine Tendenz, Staat zu sein. Deutsche giebt es in der Schweiz und in Rußland, Franzosen in der Schweiz und in Belgien, Italiener in Österreich und der Schweiz: es giebt kein Beispiel, wo die gesamte Masse einer Nation und nur diese von einem einzigen Staat umschlossen wäre. Der Staat also ist nur eine Modifikation des nationalen Daseins. Wie kommt nun diese zustande? fragt der Staatsmann. Darauf der Historiker: Auf gar vielfache Weise: aus eingeborner Kraft muß sich die Nation oder ein Teil von ihr erheben, Genius und Glück wirken dazu. Ohne Krieg geht es dabei nicht ab: er ist der größte Wettstreit moralischer Energien, und man wird wenig Kriege nennen können, von denen sich nicht nachweisen läßt, daß die wahre moralische Energie den Sieg behauptet. Wenn aber einmal der Anfang zu einem selbständigen Dasein errungen, gleichsam die Grundlage der Existenz gesichert ist, dann werden alle friedlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur sich geltend machen. Nicht bloße Sicherheitsanstalten sind die Staaten, es leben in ihnen Tendenzen geistiger Art, und der Charakter aller Mitbürger wird dadurch bestimmt: „jeder selbständige Staat hat ein eignes ursprüngliches Leben, das auch seine Stadien hat und zu Grunde gehen kann, wie alles, was lebt, aber zunächst seinen ganzen Umkreis erfüllt und beherrscht und mit keinem andern gleich ist." Über diese Erklärung kommen wir nicht hinaus, wir vernehmen nur noch mystisch klingende Ausrufe: „geistige Wesenheiten" werden die Staaten auch genannt, „originale Schöpfungen des Menschengeistes," „Gedanken Gottes."

Dem aber scheint die Gegenwart zu widersprechen. Die europäische Welt ist in zwei Lager geteilt: hier

sind die Liberalen und Demokraten, die Konservativen dort. Es ist nicht so, als ob jeder Staat ruhig seine Bahn ginge, ein jeder ist zerfallen, und die Parteigenossen verschiedner Staaten reichen sich die Hände. Indes, unser Sprecher meint, das sei nicht so arg, nur bis zu einer gewissen Linie gehe die Sympathie der Gesinnung, dann weiche sie doch dem Staatsgefühl. Die Depeschen, die der russische Botschafter am Pariser Hofe, Pozzo di Borgo in den Jahren vor der Julirevolution an seine Regierung sandte — sie waren eben damals durch das englische Journal Portfolio bekannt geworden und erregten ungeheures Aufsehen —, geben ihm Beweise dafür: keineswegs als Anwalt der heiligen Allianz, als Hüter der konservativen Interessen erschien da Rußland, vielmehr hat es seine eignen Angelegenheiten, die ihm über alles gehen. Und dasselbe sei mit Preußen, mit Österreich. Durch jenes Journal war auch zu Tage getreten, daß in den Tagen des Friedens von Adrianopel Österreich gegen Rußland gewirkt hatte. Jener Friedrich unsers Gesprächs, der Ranke selber ist, lächelt, wenn er dessen gedenkt: es beweist ihm eben, daß der Bund der großen Kontinentalmächte, der Bund zunächst zwischen Rußland und Österreich nicht stärker sei als die Interessen: „Es giebt keine so entschieden herrschende Tendenz der Meinung, daß die Interessen vor ihr zurückträten.“ Eben in diesen Interessen aber drücke sich das Wesen des Staates aus. Es gebe wohl Anomalien, z. B. in Italien: dort sei keine Einheit öffentlicher und privater Bestrebungen, und da trete denn vielleicht auch einmal eine Hemmung in der moralischen Energie ein, das heißt, die Faktionen legen die Aktionskraft des Staates nach außen lahm. Dahin zu streben, daß ein solcher Zustand nicht eintrete, sei Aufgabe des Staatsmannes; er müsse alle Kräfte in Einheit zusammenfassen, aber so, daß nicht darüber das Eigen-

tümliche der Provinzen, der Landesarten zu Grunde gehe: dann werde die Idee eines Staates einen jeden ergreifen, der ihm angehört. Unmittelbare, formelle Teilnahme, Mitberatung und Mitbeschluß könnten dabei förderlich sein, aber durchaus notwendig seien sie nicht: in den Monarchien widerstrebe etwas solchen Institutionen. Denn der Geist der Monarchie sei, daß der rechte Mann an die rechte Stelle komme; der Konstitutionalismus nach französischem Schema verhindre dies; er berufe alle oder doch sehr große Kreise zur politischen Thätigkeit; nicht alle aber, wie schon Plato sage, müssen alles treiben: „es giebt unzählige Zweige menschlicher Thätigkeit, und das wunderbare Geheimnis der Natur ist, daß sie für einen jeden ihre Talente immer wieder neu erschafft. Der allgemeine Nutzen erheischt, daß jeder das Seine thue; den Poeten wird man vernichten, wenn man ihn bei Zehntablösungen zu Rate zieht, die darum um kein Titelchen besser vollzogen werden. Es ist der Vorteil des gemeinen Nexus, daß es private Thätigkeiten giebt, die zwar erfüllt sind von dem Geiste des Staates, aber sich nicht damit aufhalten, ihn auch regieren zu wollen." Wenn man gegen diese Auffassung einwende, sie begünstige den Despotismus, so fragt Ranke, ob denn ein fremdes Geschlecht sich zur Regierung eingedrängt habe? „Wer sind sie denn — ruft er —, die Regierer, die Verwaltenden? Steigen sie nicht unmittelbar aus der Nation auf?" Er kann nicht begreifen, wie es das Selbstgefühl verletzen könne, wenn man das Regieren denen überlasse, die durch Vorbildung, Praxis und angebornes Talent allein verstehen. Übrigens solle von der höchsten Stelle aus nicht alles regiert werden, es gebe so viel tiefre Kreise, in denen nichts erwünschter sei, als Teilnahme der Bürger. Auch will er nicht sagen, daß die alte Monarchie an und für sich vollkommen sei; auf tausendfache Weise könne sie aus-

arten; nur so viel scheine ihm am Tage zu liegen, daß dies Institut in der Natur der Sache begründet und der großartigsten Entwicklung fähig sei. Die konstitutionellen Formen will er nicht verdammen; er wünscht, daß sie da, wo sie sind, sich so glänzend, so heilbringend als möglich entwickeln mögen, aber — er wiederholt es — für unentbehrlich hält er sie nicht; er lebt der Meinung, daß der öffentliche Geist noch andre Organe habe, die ihm oft sogar besser dienen.

Noch eins aber hat der Gegensprecher auf dem Herzen: in welchem Verhältnis stehen dann Staat und Kirche? Ranke antwortet: sie sind beide ewig geschieden. Der Geist der Kirche ist unbedingt giltig für das ganze Menschengeschlecht; die Idee des Staates dagegen würde vernichtet werden, wenn er die Welt umfassen wollte: Staaten sind viele. Noch einmal faßt er diese „Wesenheiten“ ins Auge, mit einer Art von Entzückung betrachtet er sie: „So viel gesonderte irdisch geistige Gemeinschaften: von Genius und moralischer Energie hervorgerufen, in unaufhaltsamer Entwicklung begriffen; mitten in den Verwirrungen der Welt durch innern Trieb nach dem Ideal fortschreitend, eine jede auf ihre Weise. Schaue sie an — so schließt er begeistert — diese Gestirne in ihren Bahnen, ihrer Wechselwirkung, ihrem System!“

Wir erinnern uns aber, daß Ranke von dem Wesen der einzelnen Persönlichkeit ausgegangen ist: in dieser schien ihm einst das Grundelement der weltgeschichtlichen Entwicklung zu ruhen. Wie nun? Ist er im Laufe eines mehr als zehnjährigen Forschens davon abgekommen? Versinkt das Individuum in der Tendenz des Staates und löscht darin aus? Ist nur, was die Völker thun, wissenswert, das Einzelleben belanglos? Keineswegs. In der „Zeitschrift“ sowohl wie in Aufzeichnungen dieser Periode finden wir Äuße-

rungen, die zeigen, daß er seine Ansicht von dem geschichtlichen Wert der Persönlichkeit nicht geändert hat. „Man glaubt an die Menschen — diese Worte zeichnet er sich einmal auf —, in den Menschen ist die Manifestation Gottes. Das Sein ist an dem Menschen alles, aus diesem quillt die Lehre. Die Wahrheit, die ein andrer ausgesprochen, ergreift uns um so tiefer, je origineller sie in diesem selber war. Sie redet uns an wie Liebe. Das ist unsre Konviktion. Keine Lehre belehrt die Welt, sondern eine große Persönlichkeit." Ein andermal wirft er die Frage auf: „Inwiefern ist deine Zeit in dir, oder bist du selber?" Die Antwort ist, daß es wohl einen Geist der Zeit gebe, dem man sich unterwerfe, der wie das Schicksal sei, die Gewalt der Universalität; er würde aber immer derselbe bleiben, wenn keine neue Kraft in ihn einträte. „Aus dem Boden müssen sich neue Triebe entwickeln. Auf dem Leben der Gemeinschaft und dem Verhältnis des einzelnen zu ihm beruht das Geheimnis der jedesmaligen Welt."

Die Probleme, die Ranke in der Historisch-politischen Zeitschrift behandelte, waren zum größten Teil nicht darnach, daß dabei auch die Wirksamkeit einzelner Individuen hätte veranschaulicht werden können. Wo sich aber die Gelegenheit dazu bot, vergißt er nicht, davon zu sprechen. Bei der Schilderung des Aufkommens von Preußen, in dem Aufsatz über die großen Mächte mußte Friedrichs des Zweiten gedacht werden: „Wenn jemals ein Ereignis auf einer großen Persönlichkeit beruht hat — sagt er —, so ist es das Ereignis des siebenjährigen Krieges." Hier verfolgt er den König trotz aller Gedrängtheit der Darstellung beinah überall hin: wir sehen ihn bei Kolin und Kunersdorf, auf dem Schlachtfeld und in den stillen Stunden poetischer Meditation. Dagegen wird nun aber in dem Anhang zu den fürstischen Papieren auch Friedrichs große

Gegnerin vollauf gewürdigt: „einsam, selbständig faßt sie ihre Beschlüsse; sie ist in der That Fürstin und Regentin; der Sinn, der sie belebt, teilt sich auch ihren Ministern mit; sie wetteifern ihr zu dienen.“ In der Studie über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. finden wir lebensvolle Bildnisse dieser beiden Fürsten entworfen. Mitten in den trocknen Details über die römische Staatsverwaltung unter Pius VII. vergißt er nicht auf das individuelle Wesen des Kardinals, der alles leitete, einzugehen: er findet es im Grunde nicht von Bedeutung, daß dieser seine Gedanken nicht habe durchsetzen können, daß er „die Welt nicht überwältigt habe.“ Wie viele sind deren, alle Jahrhunderte hindurch, die dies ausgerichtet, die der gewaltigen Flut der Dinge entgegenzustehen oder ihr eine neue Richtung zu geben vermocht hätten! Nicht darnach könne man den Wert eines Menschen messen, was er gewirkt habe: „es würde sein Dasein auf die Erde beschränken, und jeder, der sich das überlegt, müßte verzweifeln. Darauf allein kommt es an, wie er in sich selber war. Glücklich, wer aus diesem Kampf, in den ihn die Dinge versetzen, aus diesem Reiz, mit dem sie ihn ansprechen, dem Widerspruch, den sie in ihm aufrufen, ohne Flecken, in ursprünglicher Reinheit hervorgeht.“ Der alte Spruch des thebanischen Sängers, wie deutlich klingt er uns aus diesen Worten wieder entgegen! Gegenüber dem unaufhaltsamen Gange der Weltbegebenheiten, in dem ewigen Fluß der Dinge behält doch die Persönlichkeit ihren eignen Wert; sie geht nicht völlig dorten unter.

VI

Wenige Jahre vor seinem Tode, in der Weltgeschichte, da wo er von Streitigkeiten der Sekten im oströmischen Reiche spricht, macht Ranke die Bemerkung: „Wäre es nur darauf angekommen, gemäßigten

Doktrinen Raum zu verschaffen, so würde das zum Ziele haben führen können, allein mit starken Überzeugungen dieser Art läßt sich nicht paktieren."

Eben diese Erfahrung konnte er schon aus dem Erfolg seiner Historisch-politischen Zeitschrift ziehen; er selbst gesteht: „Wie sehr sah ich mich getäuscht, wenn ich gemeint hatte, eigentlich müsse mir jedermann beistimmen. Die Liberalen, die in dem badischen Parlamentsredner Rotteck den größten deutschen Historiker sahen, hatten ihn ohnedies nie besonders geschätzt, da in seinen Schriften nirgends eine Tendenz zu Tage getreten war: eben da die ersten Hefte der Zeitschrift erschienen waren, gab Heine in der Vorrede seiner Französischen Zustände die Losung zu einer Ansicht über Ranke, die hernach von allen Jungdeutschen und Radikalen nachgebetet worden ist: „Der arme Ranke — so wird er da geschildert —, den die preußische Regierung einige Zeit auf ihre Kosten hat reisen lassen, ein hübsches Talent, kleine historische Figuren auszuschnitzeln und pittoresk neben einander zu kleben, eine gute Seele, gemütlich wie Hammelfleisch mit Teltower Rübchen, ein unschuldiger Mensch, den ich, wenn ich mal heirate, zu meinem Hausfreund wähle." Zu diesem schalen Spott fügt aber Heine noch die Verleumdung: Ranke, obgleich „gewiß liberal," sei von der Regierung veranlaßt worden, in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeschlüsse gegen die Presse zu schreiben. Es war kein wahres Wort daran, aber es wurde gläubig wiederholt, und bald galt es im liberalen Lager als ausgemacht, daß Rankes feile Feder im Dienste der preußischen Machthaber stehe. Noch in den Hallischen Jahrbüchern von 1841 wird über ihn in Heinescher Art gefaselt, die „Zeitschrift" mit Tiecks gestiefeltem Kater verglichen und ihm nur deswegen noch ein bißchen Ehre gelassen, weil er nicht der Verfasser des Artikels über die „Theorie der Politik und die öffent-

liche Meinung," des reaktionärsten von allen, sei. Aber auch mit den gemäßigten Liberalen verdarb sichs Ranke durch seine publizistische Thätigkeit: wie er selbst erzählt, bezeigten ihm seine frühern Freunde wie Varnhagen und Alexander von Humboldt, „die das Heil der Welt in dem Fortschritt der Revolution sahen," Ungunst und Entfremdung. Jene beiden waren mit den damaligen Zuständen in Preußen ganz im Gegensatz zu den Männern der Historisch-politischen durchaus unzufrieden: „Verwahrloster, unbeseelter, geistleerer war unser Zustand 1806 nicht als jetzt" — schrieb Varnhagen im Juli 1836 in sein Tagebuch. „Wir haben keine Richtung, keinen Zweck, keinen Willen. Wir leben vom Ertrag früherer Kraft und frühern Geistes und ärgern uns, daß diese noch so stark fortleben, obwohl wir umkommen und in nichts zerfallen würden, gelänge es uns, diese Nachwirkungen aufzuheben." Einige Monate später findet er an den preußischen Gelehrten, Beamten, Offizieren nur „demütige Knechtsgesinnung." Mit so parteiisch gefärbten Brillen sah er nun, daß er, der einst als einer der ersten Rankes Bedeutung geahnt und verkündet hatte, nun in seinem Tagebuch jedem Klatschwort, jedem banalen Tadel über Ranke Raum giebt. Diese verbitterte Stimmung hielt er fest bis an sein Ende, ja sie verschärfte sich in den vierziger Jahren, als Eichhorn und Savigny Minister wurden: er sagte von diesen, sie spielten eine erbärmliche Rolle, Ranke aber war in seinen Augen deren Kreatur.

Aber keineswegs gewann Ranke dafür etwa die Gunst der Hochkonservativen. Als diese von dem Plan seiner Zeitschrift vernahmen, setzten sie ihm eilig ein eignes Organ entgegen, damit nicht etwa die Vertretung der konservativen Interessen unparteiischen Händen überlassen bleibe. Schon am 8. Oktober 1831, ein halbes Jahr, bevor das Unternehmen von Perthes

ins Leben trat, erschien die erste Nummer einer „Berliner politischen Wochenschrift," die die Bekämpfung der Revolution in jeder Gestalt als ihr einziges Programm bezeichnete. Diese war von dem sogenannten „Klub der Wilhelmstraße" gegründet, einer Gesellschaft von Aristokraten und Schriftstellern, deren Seele Ernst Ludwig von Gerlach und Joseph Maria von Radowitz waren. Als Herausgeber war der Publizist Jarcke genannt, daneben erschienen Leo und der junge Philipp als Mitarbeiter. Alle bekannten sich zur Schule des Berner Staatsphilosophen Haller, bisweilen beschenkte dieser wohl auch selbst die neue Zeitung mit einem Beitrage. Seine „Restauration der Staatswissenschaften oder Theorie des natürlichen geselligen Zustandes" war ihr Evangelium. In der Vorrede war da gleichsam ein großer Bannfluch über alle Liberalen ausgesprochen: „Wer die Macht der Starken von dem Schwachen herkommen läßt, wer herrliche Naturanstalten leugnet oder tadelt und den Willen der Menschen über göttliches Gebot hinaufsetzen will, wer euch in jedem Obern, jedem Mächtigern einen Feind argwohnen läßt, überall Mißbräuche sieht, wo keine vorhanden sind, stets von bürgerlichen Vereinigungen, künstlichen Garantien, Konstitutionen und Organisationen spricht: von dem weichet, haltet ihn für einen Jakobiner oder derselben Knecht; und wenn er auch seine Stimme holdselig macht, von Milde und Mäßigung, von Liberalität, von Humanität, von Kultur und Vervollkommnung u. s. w. spricht, so glaubt ihm nicht, denn es sind sieben Greuel in seinem Herzen." Nach diesem Kanon wäre Ranke wohl rechtgläubig gewesen, auch war es ganz im Sinne Hallers, für ständische Einrichtungen und städtische Autonomien einzutreten: wenn er — in einer Schrift über die Verfassung der spanischen Cortes — den Monarchen rät, Konstitutionen wie Gift zu fliehen, so fordert er sie dagegen auf, sich mit

wahren Land- und Provinzialständen zu umgeben, den Bürgerschaften sowie den begüterten Grundherren gewisse anständige Freiheiten zu gönnen, auf daß sie sich ihres Standes freuen mögen und gemeinnützige Gesinnungen erzeugt werden. Aber andrerseits wies die Rankesche Staatslehre, wie sie in der Zeitschrift zu Tage trat, doch auch starke Abweichungen von der Hallerschen Orthodoxie auf: sie räumte den wechselnden Umständen der verschiednen Staaten — der Sinnesart ihrer Bewohner, deren Kulturaufgaben, ihrer Vergangenheit — zu viel Einfluß auf die politische Gestaltung ein: nach ihr konnten ja — wie wir sahen — auch Repräsentativverfassungen bisweilen gutes wirken. Das war aber nicht die Meinung Hallers und der Seinigen. Vollends ketzerisch mußten ihnen jedoch Äußerungen erscheinen, wie sie Ranke z. B. in dem Aufsatz über Ferdinand I. und Maximilian II. gethan: daß Gesetze darum ein menschliches, nicht ein göttliches Institut seien, damit sie, sobald das Leben einen andern Gang genommen hätte, demgemäß verändert werden könnten. Und so zählte denn der Klub der Wilhelmstraße Ranke keineswegs zu den Seinen. Zwar im Wochenblatt wurde er sehr ehrenvoll behandelt und als Geschichtschreiber hoch gepriesen: „vielleicht giebt es — sagt der Rezensent des ersten Heftes der Zeitschrift — unter allen deutschen Geschichtschreibern wenige, die diese Gabe der historischen Intuition in so hohem Grade als angebornes Talent besäßen“ wie Ranke, er rühmt ihm „große Gelehrsamkeit, den feinsten historischen Takt, Lebendigkeit der Sprache, die aus der Frische der Anschauung stammt,“ nach. Aber schon hier wird ein Vorbehalt gemacht: die Ansicht, daß die Zeit sich jeder Doktrin entäußern müsse, könne das Wochenblatt nicht gelten lassen; unbewußt werde wohl auch Ranke eine solche besitzen, und zwar die gute, richtige, wie hätte er sonst den Aufsatz über die französischen

Flugschriften schreiben können — „unstreitig der gelungenste und interessanteste“ im ganzen Heft. Das alles war sehr glimpflich: neben den Invektiven der Liberalen erscheint es durchaus als Lob. Wo sich aber die Männer dieser Partei vertraulicher äußern konnten, fielen schärfere Urteile. Eines davon lernen wir aus dem Briefwechsel von Perthes kennen: „Nichts mag ich mit ihren historisch-politischen Leuten zu thun haben“ — schrieb diesem ein Hallerianer über die Zeitschrift. „Die Selbstseligkeit und Superklugheit dieser Rasse, die halb Fisch, halb Fleisch und gar nicht Knochen ist, wird immer unerträglicher; das eigentümliche Lachen, die geringschätzige Art, mit welcher sie alles behandelt, was nicht von ihr ausgeht, läßt keinen Frieden mit ihr zu.“ Ranke selbst sagt, daß Gerlach und Radowitz, mit denen er verkehrte, ihn „eben nur duldeten,“ da er der Revolution nicht ganz beifiel; an einer andern Stelle meint er, diese Partei hätte doch immer einen jakobinischen Anflug an ihm bemerken wollen.

VII

Was uns betrifft, so werden wir Perthes Recht geben müssen, wenn wir die Historisch-politische Zeitschrift als publizistisches Organ, das bestimmt war, auf die Gegenwart zu wirken, beurteilen. Wohl hatte sie als Monatsschrift — der zweite Band mit seinen Jahresheften kommt als solche gar nicht in Betracht — nicht die Verpflichtung, die Tages- und Wochenblätter haben, die Ereignisse gleichsam auf Schritt und Tritt zu begleiten und den Leser auch über Dinge zu unterrichten, die nur ein ganz flüchtiges Interesse zu erwecken imstande sind. Aber es mußten doch regelmäßige Berichte über alle Staaten, in denen politisches Leben war, über jede internationale Verwicklung, über den Stand aller Fragen, die augenblicklich die europäische

Diskussion beschäftigten, gebracht werden; mit ein paar gelegentlichen Aufsätzen über die eine oder die andre Kammer, die eine oder andre Einrichtung, mit Referaten über Flugschriften und Memoirenwerken durfte es da nicht gethan sein. Um wie viel besser war da das „Wochenblatt“ gemacht! Da steht an der Spitze beinah einer jeden Nummer ein kurzer „Bericht über die neusten Zeitereignisse“; neben theoretischen Ausführungen wie über „die organischen Stände der christlich germanischen Monarchie“ oder über den Absolutismus fehlt es hier nicht an Artikeln über den Saint Simonismus, dessen Zukunft gar wohl gewürdigt wird, über die Entwicklung des Gewerbewesens, über Gemeindeverfassungen in Frankreich, über die englische Reformbewegung. Nicht bloß die belgisch-holländischen Kriegswehen waren da erörtert, wir finden auch einen Aufsatz über Polen und Preußen. Den Verhandlungen am Bundestag und in den deutschen Landständen, den radikalen Bewegungen, wie sie sich im Hambacher Fest oder in dem Frankfurter Putsch äußerten, wird echt journalistische Aufmerksamkeit geschenkt: wer dieses Wochenblatt las, hatte wirklich eine Übersicht über das politische Theater des damaligen Europa. Davon ist in der „Zeitschrift“ auch nicht im entferntesten die Rede: bei weitem nicht alle Staaten, nur eine einzige deutsche Kammer, bloß zwei oder drei Institutionen, von allen den europäischen Fragen eigentlich nur die konstitutionelle waren in den Kreis der Betrachtung gezogen. Ganz unbegreiflich ist, warum Angelegenheiten, an denen vor allem der preußische Staat ein Interesse hatte, oft nicht einmal berührt wurden. Wohl hatte Raumer bereits im Auftrag des Königs eine offizielle Darstellung der preußisch-polnischen Verwicklung gegeben, aber sie war in Buchform erschienen und überdies von Heine aufs niedrigste verdächtigt worden; hierüber zu sprechen wäre wohl Sache dieser Zeitschrift gewesen,

die hauptsächlich zur Wahrnehmung des preußischen Interesses geschaffen worden war. Ebensowenig können wir uns ihr Stillschweigen über die Haltung der beiden deutschen Großmächte gegenüber der wiederholt versuchten Einmischung Englands und Frankreichs erklären: wie ehrenvoll wären Preußen sowohl als Österreich dagestanden. Weshalb endlich nur Berichte nur über die sächsischen Kammern und nicht über die in Süddeutschland? In den Rotteck und Welcker, diesen Heroen des deutschen Liberalismus, hätte dieser selbst viel wirksamer angegriffen werden können als in rein theoretischen Erörterungen; neben den Sachen wären auch die Personen erschienen: für einen weitern Lesekreis ein unabweisbares Bedürfnis. Auch hätten einzelne Führer des westdeutschen Radikalismus, es hätten vor allem die unermüdlichen Begeiferer des preußischen Wesens Heine und Börne an den Pranger gestellt werden müssen.

Ein Teil dieser Mängel muß wohl auf Rechnung des geringen Verständnisses gesetzt werden, dem die eigentlichen Machthaber in Preußen einem solchen Unternehmen entgegenbrachten: es war schon viel — so däuchte es sie wohl —, wenn sie es duldeten; wenn sie ihm in einzelnen ganz unverfänglichen Dingen, wie den Zollvereinssachen, einige statistische Daten zukommen ließen. Aber eine wirkliche Förderung der Zeitschrift durch die Regierung ist nicht erfolgt, von einer Fühlung des Herausgebers mit den Ministerien, wie wir uns das heute denken, war keine Rede. Andrerseits widerstrebte es Ranken gewiß, ohne durchaus authentische Grundlage sich über einen politischen Vorwurf zu äußern. Überhaupt in der Sinnesweise Rankes wird man zuletzt doch den Hauptgrund des publizistischen Mißerfolges der Zeitschrift zu suchen haben. Er hat selber in spätern Jahren gesagt, die rein historischen Aufsätze seien das beste, was er darin

geschrieben habe. Aber das ist gewiß, für das Polemische, entschieden Abwehrende, persönlich Aggressive, das — besonders in solchen Zeiten, wie sie damals waren — den Journalisten nötig ist, fehlte seiner irenischen Natur ganz und gar. Es ist, wie einer seiner geistvollsten Beurteiler sagt: die Historisch-politische Zeitschrift zeige, daß er die Tagespolitik wohl verstehen gelernt, aber nicht habe machen wollen. Von der Rücksichtslosigkeit und dem Streitmut der Gentz, Adam Müller und Pilat besaß er nichts; Gentz konnte „den künftigen deutschen Thukydides mit den Feinheiten der diplomatischen und politischen Bewegung bekannt machen, es blieb aber in der rauhen Wirklichkeit des praktischen Betriebes ein Unterschied bestehen, den Rankes edlere Natur vielleicht kaum im Augenblicke wahrnahm, im Gedächtnis späterer Zeiten jedenfalls nicht festhielt.“*)

Ein ganz andres Urteil aber als die Zeitgenossen, die wir vernahmen, haben wir über den politischen Inhalt der „Zeitschrift.“ Wenn damals das deutsche Publikum, insoweit es an öffentlichen Dingen Anteil nahm, in zwei große Lager geteilt war, die beide die Rankesche Ansicht vom Staat zurückgewiesen haben: wir haben heute nichts mehr mit jenen, sehr viel mit dieser gemein. Der deutsche Staat der Gegenwart ist weder so geworden, wie — um der Heine und Börne ganz zu geschweigen — die Rotteck und Welcker wollten, noch wie sichs der Klub von der Wilhelmstraße ausgedacht hatte: nicht nach dem konstitutionellen Schema jener Tage und nicht nach den Doktrinen Hallers hat er sich entwickelt, sondern eben in der Art, wie Ranke sie geahnt und angedeutet hat. Wohl ist wahr, daß er die Gewalt der liberalen Ideen unterschätzt hat: sie haben auch ihren Anteil an der Bildung des deutschen Staates gehabt. Aber in erster Linie waren es doch die Dinge,

*) O. Lorenz.

auf die Ranke verwies — die Heeresorganisation, die Handelseinrichtungen, Litteratur und Schule —, die die deutsche Einheit vorbereitet, den Grund zu dem heutigen politischen Dasein gelegt haben: ausgeführt und vollendet aber ist alles worden durch die moralische Energie großer Individuen. Von den übrigen Staaten Europas kann ebensowenig gesagt werden, daß die konstitutionelle Doktrin, so wie man sie damals begriff, das Prinzip gewesen sei, das ihnen ihre heutige Gestalt verlieh: in einem jeden lebte ein besondrer Trieb, der zu verschiednen Bildungen führte. Höchstens das eine Frankreich könnte man nennen, das den von der Revolution gegebnen Impulsen beinahe ausschließlich folgte; aber wer wird sich vermessen, zu sagen, daß dessen Bewohner darum glücklicher, die Gesellschaftsordnung gerechter, die Zukunft gesicherter wäre als anderswo! Die Franzosen selbst thun dies nicht. Und so muß uns Ranke heute wie ein gotterleuchteter Seher erscheinen: die eigne Zeit hat ihn nicht verstanden, aber nun ist er herrlich zu Ehren gekommen, und zu Schanden geworden sind die Afterpropheten, die ihn schmähten.

Was sollen wir endlich von dem geschichtlichen Inhalt der Beiträge Rankes in der Zeitschrift sagen! Wenn wir den Aufsatz über die großen Mächte als besonders bedeutungsvoll bezeichneten, weil in ihnen der Keim zu einer Reihe von unsterblichen Werken liegt, so können wir dies hier in Bezug auf alle Beiträge wiederholen. Die Geschichte der Päpste und der Reformation, die von Frankreich, Preußen, England, die der Revolution und der Restauration, alle diese gigantischen Schöpfungen werfen hier gleichsam ihre Schatten voraus, ja in fernen leisen Klängen vernehmen wir schon das Präludium der Weltgeschichte. Ein ungeheures Programm war hier aufgerollt, und ein gütiges Geschick gewährte ihm, es auszuführen.

Überall aber in den publizistischen wie in den geschichtlichen Aufsätzen ist die Form von klassischer Schönheit; nun da Goethe und Gentz dahin waren, gab es nur einen, der so die Feder führen konnte: Alexander von Humboldt. Doppelt unbegreiflich ist es uns drum, wie gerade dieser damals sagen konnte, Rankes Schreibart erinnre ihn an schlechte Übersetzungen aus fremden Sprachen.*) Von manchen Stellen seiner Erstlingsschrift könnte dies allenfalls mit einigem Recht gesagt werden, schon von den „Fürsten und Völkern" ist es nicht wahr, und angesichts der „Zeitschrift" wird es ungeheuerlich. Rhetorisch freilich ist nichts darin: der Hauptvorzug dieses Stils ist, daß das Unwesentliche überall weggelassen wird. Dann aber ist eine Fülle von Feinheiten in den Übergängen, den Ausrufen und Fragen: sie drücken überall die Wirkung der angeschauten Dinge auf einen Geist aus, der zugleich allumfassend und von der lebendigsten Empfänglichkeit ist. Aufsätze wie „Deutschland und Frankreich," „die großen Mächte," das „politische Gespräch" stehen wir nicht an zu den besten Erzeugnissen der deutschen Prosa zu zählen.

Geschichte und Politik

In demselben Jahre, da das letzte Heft der Historisch-politischen Zeitschrift erschien, wurde Ranke zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Berliner Universität ernannt: mehr als ein Dezennium hatte er darauf warten müssen, er war nun einundvierzig Jahre alt; in einem Brief an den Bruder gedenkt er wohl halb schwermütig des Danteschen il mezzo del cammin di nostra vita, das sie nun beide überschritten hätten. Der Mißerfolg seiner politischen Schriftstellerei be-

*) Nach Varnhagens Aufzeichnung.

festigte ihn in dem Gedanken, sich ganz der Ausarbeitung historischer Werke zu widmen: immer hatte er gezweifelt, daß er noch zu etwas anderm tauge, nun schien es ihm gewiß. Wenn er es aber aufgab, selbst die Hände in das Spiel der Tagespolitik zu mischen und seine Stimme im Lärm des Marktes zu erheben, so war er doch weit entfernt, sich gleichgiltig auf eine bloß antiquarische Behandlung der Historie zurückzuziehen. Das Interesse für die Gegenwart blieb ihm, wenn er ihr auch scheinbar abgewandt war, und er hat nie geglaubt, daß man ihrer zur Deutung der Vergangenheit ganz entraten könne. Auch davon aber blieb er überzeugt, daß der alte Schulsatz von der Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens seinen tiefen Kern habe, und wenn er selber zum Publizisten und Politiker verdorben sei, daraus doch keineswegs folge, daß diesen die Kenntnis der Geschichte überflüssig oder gar hinderlich wäre. Eben am Ende seiner kurzen publizistischen Laufbahn, da ihn diese Fragen mehr als jemals bedrängen mußten, hat er sich ausführlich darüber geäußert; sie gaben ihm den Vorwurf zu seiner Antrittsvorlesung*) „Über den Unterschied und die Verwandtschaft von Historie und Politik.“ Da werden zuerst die Einwürfe jener zurückgewiesen, die da meinen, die Kenntnis der Geschichte könne dem Politiker nichts nützen. Er giebt zu, Schriftsteller seien aufgetreten und träten noch täglich auf, die in der Historie weder etwas suchten noch fänden, als was mit ihren politischen Doktrinen übereinstimmte. Freilich so dürfe Geschichte nicht betrieben werden. Es gebe eine positive Erkenntnis der Vergangenheit, unabhängig von den Meinungen des Tages. Diese zu erlangen, müsse man streben, um dann — dies sei das letzte Ziel — „zu den

*) Erst beim Antritt einer ordentlichen Professur hielt man in Berlin eine solche, und zwar damals noch in lateinischer Sprache.

tiefsten und geheimsten Regungen des Lebens, welches das Menschengeschlecht führt, hindurchzudringen." Manche wähnen sich zu einer solchen Erkenntnis wie im Fluge emporschwingen zu können: „darin aber täuschen sie sich und pflegen, indem sie statt der Juno eine Wolke umarmen, Formeln und leeren Wind für Wahrheit zu verkaufen." Hingegen werde eine gründliche und wahrhafte Kenntnis der Vergangenheit dem Politiker immer von Nutzen sei. Denn ob nun Politik eine Kunst oder Wissenschaft sei, jedenfalls handle sie vom Staat, von Staatsverwaltung. Und nun wiederholt Ranke den Hauptgedanken der „Zeitschrift," daß jeder Staat seine Individualität habe. Diese müsse der Politiker kennen. „Wie der Lenker eines Schiffes wissen muß, was für ein Unterschied zwischen einem Kriegsschiff und einem Lastschiff ist, so wird kein Lenker eines Staates am Ruder sitzen dürfen, als ein solcher, der nicht allein die Beschaffenheit des Meeres, in welchem er fahren soll, sondern vorzüglich die Natur seines Staates vollkommen erkannt und ergriffen hat; wem diese Kenntnis abgehe, der thäte besser, die Hand vom Steuerruder abzuthun." Ausnahmen allerdings giebt er gern zu: „Nicht sage ich, daß es ohne vollkommne Geschichtskenntnis überhaupt keine Politik geben könne. Denn es giebt einen Scharfsinn des menschlichen Verstandes, der gleichsam durch göttlichen Anhauch in die Natur der Dinge eindringt." Auch ist er nicht der Meinung, daß politische Klugheit nur in der Bewahrung des historisch gewordnen bestehe; nein, im Vorwärtsbewegen und in der Beförderung des natürlichen Wachstums sieht er sie; er gehört nicht zu denen, die glauben, es dürfe nichts neues geschehen. Nur darin — und mit dieser Bemerkung kommt er wieder auf die leitende Idee der Zeitschrift zurück —, nur darin „irrten sich die Philosophen des nächstvorhergehenden Jahrhunderts, daß sie sich eine universale

Doktrin ausgedacht hatten, nach welcher alles regiert werden müsse." Und ganz so wie das Gespräch der Zeitschrift, schließt auch diese Rede mit einem hoffnungsvollen Ausblick, nicht in die Zukunft, nein in die Gegenwart ringsumher: weder denen giebt er Recht, die sie bis in den Himmel erheben, weil in ihr die technischen Fertigkeiten höher ausgebildet worden seien, als je zuvor; noch jenen andern, die sie für die schlechteste von allen Zeiten erklären. „Die Geschichte — sagt er — belehrt uns, daß jedem Zeitalter seine eigne Fehlerhaftigkeit anhafte und seine eigentümliche Fähigkeit zur Tugend beiwohne"; darum sei denn auch für die Jetztlebenden weder Grund zur Verzweiflung noch zum Stolz und Übermut; es gelte, die Aufgaben zu erkennen, die die Zeit den Menschen stellte, und an ihrer Lösung mitzuarbeiten, so gut es ein jeder vermöge.



Fünftes Kapitel

Universalhistorische Probleme

Die Zeitschrift zeigt uns Ranken mit den verschiedensten Perioden der neuern Geschichte beschäftigt: hier erörtert er eine Frage der deutschen Geschichte im sechzehnten Jahrhundert, dort kommt er auf Friedrich den Großen und das Aufkommen des preußischen Staates zu sprechen; er verfolgt die Venetianer bei ihren Organisationen auf entfernten Gestaden, einen geistreichen Kardinal in seinen Versuchen einer Umgestaltung des Kirchenstaates; die Doktrinen der Gegenwart prüft er auf ihren Ursprung und verfolgt sie in ihrem Widerstreit durch Restauration und Revolution bis auf die Kontroversen des Tages. Aber das alles erschöpfte den Inhalt seiner Studien nicht. So manches Zitat, so mancher Vergleich verrät uns, daß er selbst die alte Geschichte nicht ganz aus den Augen verloren hat: Friedrichs Lage nach Kunersdorf erinnert ihn an die Brutus und Cassius nach der Niederlage von Philippi; in der Rede über Historie und Politik gedenkt er des Florus Ansicht von den Zeitaltern des römischen Staates, er äußert dabei einen Gedanken, den er noch fünfzig Jahre später als Leitmotiv einer ganzen Periode verwandt hat: „der römische Staat — meint er — vermochte weder die alte Gestalt der städtischen Gesetze beizu-

behalten, noch sich überhaupt zu halten, seit die Stadt den Erdkreis zu beherrschen und zu regieren begonnen hatte." Die mittelalterlichen Studien nahm er vollends wieder mit großer Energie auf. Im Winter 1834 auf 35 las er ein Kollegium über das Mittelalter. Dazu kamen historische Übungen, die er mit einem kleinen Kreise von Schülern nun regelmäßig abhielt: auch hier ward ein Vorwurf aus dem Mittelalter gewählt, zunächst die Geschichte der sächsischen Kaiser. Wie er selbst später erzählte, bestimmten ihn zu dieser Wahl das Beispiel von Raumers Hohenstaufen und Stenzels salische Kaiser; auch die ältesten Jugenderinnerungen — an Kloster Memleben und das Unstrutthal — wirkten vielleicht mit. An dieser Arbeit hat sich die sogenannte Rankesche Schule gebildet: Giesebrecht, Köpke, Waitz, Wilmans, Dönniges, Hirsch waren die ersten Jünger. 1837 erschien ihre erste Frucht: die Jahrbücher des deutschen Reiches, von Georg Waitz herausgegeben; Ranke leitete das ganze Unternehmen durch eine Vorrede ein, in der er sein Verhältnis zu den Schülern darlegt, eingehende eigne Studien auf diesem Gebiete werden damit bezeugt: er unterschreibt nicht alles, was jene sagen, aber er maßt sich auch das Lob nicht an, das dem Werk etwa zu teil wird. Das Jahr darauf finden wir ihn mit dem Geschichtschreiber der Longobarden Paulus Diaconus beschäftigt, er untersucht selbst dessen Verhältnis zu einer alten Chronik und macht dabei „merkwürdige Wahrnehmungen." Dann entwirft er das Programm einer Geschichte des ältern Papsttums und verteilt die Rollen: eine solche Arbeit scheint ihm nicht bloß historisch wichtig für die Geschichte des Mittelalters, sondern auch politisch für den gegenwärtigen Augenblick; es gebe da „viele mit Fabeln verhüllte Regionen, die aufzuklären ein Verdienst für die Menschheit sein würde." Durchaus nicht als bloße Spezialstudien, die

nur der Schule zu dienen hätten, sah er dies alles an: überall betont er den Zusammenhang des Ganzen. Zweck jener Arbeit über das Papsttum wäre ihm, die „große Entwicklung in allen ihren Einzelheiten und ihrer Totalität“ vor uns entstehen zu sehen. Wenn er, etwa zur selben Zeit, Dante liest, so sind es vor allem die Gesänge 26 und 27 der Hölle, die ihn fesseln, denn sie enthalten „ein hohes weltgeschichtliches Moment“: dort eine Vorstellung, die zum Entdeckungseifer führen mußte — die Ermahnung des Ulysses hätte Columbus an seine Gefährten richten können —, hier die stärkste Opposition gegen die Schlüsselgewalt des Papstes, die man erwarten kann; in den Worten Assolver non si può chi non si pente liege der Kern des Protestantismus. Eben in den Vorlesungen über die Geschichte des Mittelalters kommt er zu dem Resultat, es könne zuletzt doch nichts weiter geschrieben werden als die Universalgeschichte — „alle unsre Studien — schreibt er im Februar 1835 an Ritter — streben nur dahin, diese hervorzubringen; in seinem vollen Lichte wird das Einzelne niemals erscheinen, als wenn es in seinem allgemeinen Verhältnis aufgefaßt wird.“ Und dem Bruder gesteht er zur selben Zeit, das Belebende seiner Vorlesungen sei, daß alles auf die „welthistorische Idee“ zurückführe. „Schrieb ich dir nicht schon in dem letzten Briefe — fragt er —, daß ich — indem ich jetzt Geschichte des Mittelalters lese — entzückt bin über die Erhabenheit, innere Konsequenz der Entwicklung, und wenn wir so sagen dürfen, der Wege Gottes? Alle Wissenschaften fallen zusammen. Es ist auch hier Theologie, Philosophie: so viel wenigstens wie Jurisprudenz. Es folgt zuletzt ein Resultat, was allen angehört. In meiner Einsicht in den Gang der Weltgeschichte und ihren wahren Inhalt bin ich in diesem Winter um vieles vorgeschritten. Einmal giebt es wohl auch einen Anlaß, um das, was den

Studenten mehr als Studium mitgeteilt wird, allgemeiner zu fassen."

Auch in den großen schriftstellerischen Ausarbeitungen, die er in der Periode unternahm und vollendete, tritt diese Ansicht überall hervor. Über der Fülle neuer Einzelheiten, der bunten Galerie von Bildnissen, die er da bot, konnte dies damals übersehen werden: heute, da sein ganzes Leben mit allen Dokumenten seines innern Schaffens vor uns ausgebreitet liegt, fällt es in die Augen.

Papsttum. Reformation

Wie Papsttum und Kaisertum gestorben seien, hatte Ranke einst in Frankfurt erfahren wollen; seine ersten Bücher hatten die Vorarbeiten zu dieser Forschung enthalten: nun ging er an diese selbst. Die Geschichte der römischen Päpste vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation sind ihre Resultate.

Für jene hatte er, wie wir sahen, schon vor der Reise nach Italien gearbeitet; nun erst konnte er aber recht aus dem Vollen schöpfen: „Schon habe ich eine größere Unternehmung auch begonnen — meldet er im Spätherbst 1832 dem Bruder — nach deinem und ich möchte sagen dem Wunsche der halben Welt — so weit ich nämlich Welt habe — du wirst mir Gottes Segen dazu wünschen." Zwei Jahre später erschien der erste Band als Fortsetzung der Fürsten und Völker, der zweite und dritte 1836. „Ich versuche eine Art von Geschichte — schrieb er noch unter der Arbeit über den zweiten Band —, mit der ich mir wohl nicht allgemeine Teilnahme versprechen kann, die nun aber aus meiner Sinnesweise natürlich hervorgeht. Wollte Gott, ich könnte das Ideal erreichen, das mir vorschwebt. Die innern Umwandlungen der geistlich weltlichen Tendenzen der Welt, wie sie von Epoche zu Epoche

erscheinen, sich bekämpft, besiegt und immer erweitert haben: es ist darin Konsequenz, Lebensfülle und Erhabenheit der Entwicklung, daß uns jede geringe Wahrnehmung glücklich macht."

Daß er das Papsttum nur als ein wichtiges Glied in der Entwicklung der europäischen Menschheit auffassen und darstellen wolle, sagt er auch in der Vorrede seinem Publikum. So warm wie eine katholische Darstellung könne die seinige nicht werden, dagegen ergäben sich aus seiner Stellung andre und — so meint er — „reinere" historische Gesichtspunkte: „Denn was ist es heutzutage noch, das uns die Geschichte der päpstlichen Macht wichtig machen kann? Nicht mehr ihr persönliches Verhältnis zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß weiter ausübt; noch auch Besorgnis irgend einer Art; die Zeiten, wo wir etwas fürchten konnten, sind vorüber; wir fühlen uns allzu gut gesichert." Man hat diese Ansicht als einen Irrtum bezeichnet: wenige Jahre nur, und es brach der Streit über die gemischten Ehen aus, der der preußischen Regierung zeigte, wie mächtig trotz alledem immer noch die Macht der Kurie war; ein halbes Jahrhundert später, und der sogenannte Kulturkampf endete mit einem Zurückweichen der Staatsgewalt vor dem römischen Papst. Aber man darf nicht übertreiben: der Protestantismus selbst und — in den katholischen Staaten — die Selbständigkeit des Staates gegenüber der Kirche sind nicht mehr in Frage gestellt. Und deshalb kann denn das Papsttum in unserm Jahrhundert vor allem von dem Protestanten, aber auch von dem aufgeklärten Katholiken ruhiger und freier beurteilt werden als je zuvor: sie können wirklich beide die „weltgeschichtliche Entwicklung und Wirksamkeit" dieser Institution ins Auge fassen. Ranke verweist darauf, daß sie keineswegs so unwandelbar war, wie man gewöhnlich annimmt, daß sie immer als „ein Teil der all-

gemeinen Geschichte der gesamten Weltentwicklung" erscheint.

In der Einleitung greift Ranke weit zurück, in die frühern Zeiten des Altertums, wo sich die Völker des Mittelmeers, noch von einander abgesondert, ein jedes für sich religiös und politisch frei entwickelten: es war alles in engen landschaftlichen Grenzen, aber „innerhalb derselben konnte sich die ganze Fülle eines jugendlich sich selbst überlassenen Daseins in freien Trieben entwickeln." Jedoch Rom kommt empor, und „wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern." Überall verfällt die nationale Religion, in Rom hat der Kultus der Isis keine Stätte. So wie in seinem ersten Buch an der Stelle, wo er den Untergang mehrerer italienischen Staaten schildert, beklagt er auch hier einen Augenblick das Hinschwinden individuellen Lebens, aber wie dort erhebt er sich sogleich wieder zu der trostreichen Ansicht: aus diesem Ruin ging unmittelbar ein neues Leben hervor. „Indem die Freiheit unterlag, fielen zugleich die Schranken der engen Nationalitäten . . . das menschliche Geschlecht fing an, seiner Gemeinschaftlichkeit inne zu werden." Wie nun aber alle die Völker der alten Welt durch die römische Herrschaft zu einer äußern, durch die Verbreitung griechischer Sprache und Kultur zu einer geistigen Einheit zusammengefaßt waren — „in diesem Moment der Weltentwicklung" ward Christus geboren. Mit einer Inbrunst, die uns die Tiefe seines religiösen Gefühls verrät und unbegreiflich erscheinen läßt, wie man ihm Kälte hat vorwerfen können, spricht er von der Erscheinung der Erlösers auf der Welt: „Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben — sagt er —, seine Beschäftigung Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; aber auch vom

Standpunkt dieser unsrer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger, gewaltiger, erhabner, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben als seinen Wandel, sein Leben und sein Sterben; in jedem seiner Sprüche weht der reine Gottesodem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre."

In großen Strichen schildert nun Ranke die Entwicklung der christlichen Kirche in den mittlern Jahrhunderten. Von den Ansichten, die er da ausspricht, ist er niemals zurückgekommen: er hat sie später nur ausführlicher vorgetragen und begründet. Als den Hauptinhalt der Geschichte jener Zeiten sieht er an, wie sich Kirche und Staat zu einander verhalten, sie sich bald genähert und zusammengewirkt, bald abgestoßen und bekämpft haben; die Trennung dieser beiden Elemente des Lebens ist ihm „vielleicht die größte, am durchgreifendsten wirksame Eigentümlichkeit der christlichen Zeiten überhaupt." Indem er so über die Jahrhunderte gleichsam im Fluge hinstreift, bezeichnet er gewisse Stellen, wo man sich — wie er sagt — besonders versucht fühle, „den Plänen der göttlichen Weltregierung, den Momenten der Erziehung des Menschengeschlechts nachzuforschen" — so das dreizehnte Jahrhundert, das „noch niemand in seiner ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt habe," oder die Übergangsperiode vom Mittelalter in die Neuzeit, an der er einst seine Jugendkraft erprobt hatte.

Von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an führt er uns die Gestalten der einzelnen Päpste in Bildern voll Tizianischer Farbenpracht vor. Über die Verweltlichung der Kirche durch die Rovere, Borgia und Medici bricht er freilich nicht in Klagen und Entsetzen aus, aber nicht, weil er sittlichen Ernstes bar ist — ein so widersinniges Urteil hat er hören

müssen —, sondern weil sein sonnenhaftes Auge auch in dieser Verwesung schon ein neues Leben erblickte. „Könnten wir — sagt er in dem Abschnitt über Alexander VI. — die Bücher der Geschichte, wie sie sich ereignet hat, aufschlagen; stünde uns das Vorübergehende Rede wie die Natur: wie oft würden wir, wie in dieser, in dem Verfall, den wir betrauern, den neuen Keim wahrnehmen, aus dem Tode das Leben hervorgehen sehen. So sehr wir diese Verweltlichung des religiösen Instituts beklagen, so hätte doch ohne dieselbe der menschliche Geist eine seiner eigentümlichsten, folgereichsten Richtungen schwerlich ergreifen können."

In dem „Versuch einer Ansicht des Protestantismus," den er im zweiten Buche giebt, verhehlt er nirgend seine eigne Überzeugung: mit ganzer Seele steht er auf Seite Luthers und der Reformation. Aber seine irenische Natur läßt ihn doch mit besondrer Teilnahme bei jenen Momenten verweilen, wo Verständigung und Aussöhnung nahe war; die Männer, die diese erstrebten, sind ihm am meisten sympathisch. Mit welcher Liebe schildert er nicht Contarini, den friedfertigen Legaten des Regensburger Gesprächs von 1541, wo es einen Augenblick schien, als könnte die Spaltung noch vermieden werden. „Die Natur — sagt er — läßt das einfach gegliederte Gewächs nicht ohne den Schmuck der Blüte, in dem sein Dasein atmet und sich mitteilt. In dem Menschen ist die Gesinnung, welche von allen höhern Kräften seines Lebens zusammen hervorgebracht wird und ihm dann seine moralische Haltung, seiner Erscheinung ihren Ausdruck verleiht. In Contarini war es Milde und innere Wahrheit, keusche Sittlichkeit, besonders die tiefe religiöse Überzeugung, die den Menschen beglückt, indem sie ihn erleuchtet." Nicht bloß den Kunstschöpfungen, die die Welt den Renaissancepäpsten verdankt — sie wurzeln ja auf einem religiös neutralen, heidnischen Boden —,

auch den großen Hervorbringungen des rein katholischen Geistes wird er völlig gerecht. „Es ist, als ob die Natur Ton und Stimme bekäme — sagt er von der Marcellusmesse des Palestrina —, als ob die Elemente sprächen und die Laute des allgemeinen Lebens sich in freier Harmonie der Anbetung widmeten: bald wogend wie das Meer, bald in jauchzendem Jubel aufsteigend gegen Himmel; in dem Allgefühl der Diuge wird die Seele zu religiösem Entzücken emporgehoben."

Mit Paul IV. beginnen die Päpste der Reform: es sind düstere Gestalten, ihr Andenken war bis dahin den Protestanten, ja den milder denkenden Katholiken selbst verhaßt; ihnen zur Seite erscheinen die Jünger Loyolas und die Schergen der Inquisition. Wir hörten schon, wie Ranke auch an einem von diesen, an Pius V., den göttlichen Hauch verspürt hat, den er in der Geschichte überall, in den Individuen wie in den Völkern so eifrig suchte. Aber auch die übrigen bringt er uns menschlich näher: es sind keine Unholde mehr, wir begreifen sie. Überall, wo ein religiöser Gedanke, eine religiöse Begeisterung zu Tage tritt, verweilt er mit Sympathie und offenbart dann in bewegtern Worten, was ihm selber die Seele bewegt. So schildert er Loyola, wie er auf der Treppe der Dominikanerkirche zu Monresa plötzlich laut aufweint, weil er das Geheimnis der Dreieinigkeit anzuschauen glaubt: „er redete den ganzen Tag von nichts anderm, er war unerschöpflich in Gleichnissen; plötzlich überleuchtet ihn in mystischen Symbolen das Geheimnis der Schöpfung, in der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch."

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert tritt der kirchlich-universale Charakter des römischen Papsttums immer mehr zurück vor dem Wesen eines weltlichen Fürstentums, das sich in mäßigen Verhältnissen bewegt. Aber ganz verschwinden die allgemeinen Beziehungen nicht, und in Zeiten der Bedrängnis zeigt

sich, daß das geistige Leben des Instituts noch keineswegs verschwunden, seine Daseinsberechtigung noch nicht erloschen ist. Unter den Päpsten erscheinen nicht mehr so gewaltige, scharf ausgeprägte Naturen, der Darsteller muß für ihre Bilder zartere Linien und blassere Farben wählen, aber anziehende Gesichter sind noch genug darunter, einige voll Geist, andre wahrhafte Priester, demütig und würdevoll zugleich. In Ganganelli glauben wir einen Geistesverwandten von Ranke selbst zu sehen, indem er diesen rechtfertigt, entgegnet er zugleich seinen eignen Tadlern. „In seiner Jugend — so schildert er ihn — hat einer seiner Lehrer von ihm gesagt, es sei kein Wunder, wenn er die Musik liebe, in ihm selber sei alles Harmonie. So entwickelte er sich weiter in unschuldiger Geselligkeit, Zurückgezogenheit von der Welt, einsamen Studien, die ihn immer tiefer und tiefer in das Geheimnis wahrer Theologie führten. Wie er von Aristoteles sich bald zu Plato wandte, so ging er von den Scholastikern zu den Kirchenvätern, von diesen zu der heiligen Schrift fort, die er mit der Inbrunst eines von der Offenbarung des Wortes überzeugten Gemüts faßte, an deren Hand er sich dann mit jener stillen und reinen Mystik durchdrang, die in allen Dingen Gott sieht und sich dem Dienste des Nächsten widmet.... Seine Mäßigung war nicht Schwäche oder auferlegte Notwendigkeit, sondern freies Wollen und innere Genialität."

Mit irenischen Aussichten, ganz seinem hoffnungsfreudigen Gemüte gemäß schließt das achte Buch, das die spätern Epochen umfaßt: „Nach der Betrachtung der jahrhundertlangen Entzweiung, welche die Seele mit Schmerz erfüllt, erhebt sie sich zur Ansicht der Versöhnung und des Verständnisses." Nicht durch Gleichgiltigkeit sei dies geschehen; auf beiden Seiten, bei den Katholiken wie bei den Protestanten, habe man

angefangen, „immer bewußter, eindringender, freier von den Fesseln beschränkender Kirchenformeln auf die ewigen Prinzipien der echten innern Religiosität zurückzugehen.“ Damit aber, hofft Ranke, werde auch der Unglaube zuletzt überwunden werden; während mit Starrheit an unwesentlichem festzuhalten diesen fortwährend stärke, könne er dem lebendigen Christentum in freier Darstellung auf die Länge nicht widerstehen: „über alle Gegensätze erhebt sich die Einheit eines reinen und darum seiner Sache nicht minder sichern Gottesbewußtseins.“

Ranke war nicht der erste protestantische Schriftsteller, der der Auffassung über katholisches Kirchenwesen und römisches Papsttum, wie sie im Zeitalter der Aufklärung verbreitet war, entgegengetreten ist: daß diese nichts als große Lügenanstalten zur Unterdrückung der Fürsten und Völker, die bittersten Feinde von Freiheit und Licht gewesen sind. Mehr als ein halbes Jahrhundert vorher hatte Ludwig Timotheus Spittler dies zuerst gewagt. „Noch sinds nicht zwanzig Jahre — schrieb er 1777 an Meusel, den Herausgeber einer gelehrten Zeitschrift —, daß man einen Historiker gesteinigt hätte, der sich unterstanden, vom Nutzen der Kreuzzüge zu sprechen. Jetzt habens gelehrte Akademien zur Preisaufgabe gemacht. Ich habe in meinem Aufsatz (über ein Findelhaus zu Trier im siebenten Jahrhundert) gar nicht beweisen wollen, daß an dem Klerus der mittlern Zeiten gar nichts als gutes gewesen sei. Ich kenne die Schurken zu wohl. Aber die Frage war: Hat dieses Otterngezücht gar nichts genützt? Unsre Geschichtschreiber sind über diesen Punkt alle voll Deklamationen, ich erinnere mich nicht, bei irgend einem gelesen zu haben, daß er auch die Vorteile des Klerus gezeigt hätte.“ Das war noch ein sehr schüchterner und kühler Ansatz zu einer objektivern Beurteilung, als Protestantismus und Rationalismus sie bis

dahin geübt hatten. Aber schon fünf Jahre später erschienen die „Reisen der Päpste“ von dem Protestanten Johannes von Müller, wo in begeisterter Anerkennung Kirche und Papsttum des Mittelalters als Vertreter der geistigen Freiheit gegen weltliches Despotentum gepriesen waren. „Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht — lesen wir in dem Abschnitt über Gregor VII. —, welche auf angestammter Waffengewalt beruht: er brach sie. Eine andre Macht beruht auf des Geistes Kraft und Mut: die war seine Waffe, diese gab er den Prälaten, diese gab er den Großen. Zwei oder drei müssen Gregorium verdammen; die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Übermacht.“ Und im Beschluß heißt es von den drei größten Päpsten des Mittelalters, Gregor, Alexander und Innocenz, „sie erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte. Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie und neben ihr die Freiheit aller Staaten. . . . Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft . . . von dem an war ein Freistatt wider den Zorn der Potentaten, der Altar; . . . von dem an konnte jeder seinen Herren wählen unter mehreren Fürsten; so lange die Welt nur einem einigen diente, war Freiheit nur, wo Cato sie fand.“ Die „Reisen der Päpste“ waren eine Parteischrift; Müller, damals in kurfürstlich Mainzischen Diensten, wollte damit Josephs II. Politik treffen, gegen die die deutschen Fürsten so gut wie der Papst sich erhoben: da Pius VI. kummervollen Herzens nach Wien kam, waren die Sympathien in Deutschland auf seiner Seite mehr als auf der des Kaisers, den man anfing, gleichmacherischer Fürstenwillkür zu beschuldigen. Die romantische Schule nahm diese Sympathien auf und bildete sie weiter: bald erschienen die Träger des kirchlichen Gedankens im Mittelalter, Päpste, Heilige und Ordensstifter, poetisch verklärt in der deutschen Litteratur.

Des greisen Pius VII. würdige Haltung und Märtyrertum unter den rauhen Händen napoleonischer Tyrannei gewann endlich auch viele kühlere Gemüter, die von der Romantik nicht berührt waren, dem katholischen Wesen zurück: nicht nur Österreich, die protestantischen Mächte Preußen und England, das schismatische Rußland selbst sahen in dem Pontifex ihren Verbündeten. Und zur selben Zeit erhoben sich unter den rechtgläubigen Katholiken Deutschlands, stärker als je irenische Tendenzen: im Norden hegte sie der Kreis, der sich um Fürstenberg und die Fürstin Galitzin in Münster längst versammelt hatte, im Süden war Landshut ihr Mittelpunkt, wo Martin Sailer wirkte: „So habe ich niemals den hohen herrlichen Sinn Luthers mit mehr Gefühl anerkennen sehen — schrieb der Protestant Savigny über ihn —, als von diesem Manne, der von ganzem Herzen Katholik ist und nie nach dem Ruhm eines Aufgeklärten gestrebt hat.“ Savigny seinerseits fand „in den eigentümlichen Verhältnissen“ der katholischen Geistlichkeit „etwas in seiner Art vortreffliches und herrliches.“ Solche Annäherung, solch wechselseitiges Entgegenkommen konnte zuletzt nicht ohne Rückwirkung auch auf die rein historische Erkenntnis bleiben: des Protestanten Voigt Gregorius VII., den wir schon in anderm Zusammenhange nennen konnten, ist ein Zeugnis dafür. 1815 ist dieses Werk erschienen, und der Verfasser wirft darin die Fragen auf: „Was mußte Gregor als Papst im Sinne des Papsttums thun? Was konnte er nach Lage und Beschaffenheit seiner Zeit für diese Bedeutung des Papsttums erstreben? Wie that er, was jene Notwendigkeit und diese Möglichkeit von ihm forderten?“ Voigt war unberührt von dem romantischen Wesen und hatte persönlich keine Hinneigung zum Katholizismus; er hat die öffentliche Aufforderung zum Übertritt, die hierauf an ihn erging, entschieden abgelehnt. Nicht ganz so

objektiven Geistes ist Hurters Innocenz, dessen erster Band, lange Jahre vorbereitet, zur selben Zeit erschien wie der erste Band der Päpste. Aber der Verfasser war doch damals noch Protestant, und so parteiisch, wie man öfters hört, ist sein Buch keineswegs, darin überragt es seine spätern Arbeiten weit. Besonders da, wo er das Verhältnis seines Helden zu Deutschland schildert, empfinden wir deutlich die Nachwirkung des Geistes, der schon in Müllers Reisen der Päpste weht: „Man hat ihn (Innocenz) vielfach beschuldigen wollen — sagt er —, in die Rechte des deutschen Reichs zu des apostolischen Stuhls Vorteil eingegriffen zu haben. Dies ist nicht. Dessen Befugnisse wollte er bewahren, wie denn entweder in standhaftem Verteidigen oder in frechem Zerstören von Rechten kräftige Naturen vornehmlich sich darstellen. Er wollte die Fürsten nicht der Wahlfreiheit berauben. Diesem Verhältnis der Päpste zur Kaiserwahl verdankt es Deutschland, daß es nicht in eine Gesamtmasse zusammengeflossen ist, welche zwar gegen außen größere Macht, im Innern aber nicht diese geistige Ausbildung und vielverzweigte Regsamkeit würde entwickelt haben, worin das deutsche Volk doch vor allen übrigen Völkern Europas sich auszeichnet. Beurteilen wir des Papstes Einwirken nach Erfahrungen, welche erst spätere Jahrhunderte uns an die Hand geben, oder von einem Standpunkt, welchen nur die Begriffe unserer Zeiten gestatten wollen, so müssen wir freilich diese Einmischungen im ersten Falle bedauern, im andern als unbefugt verurteilen."

Alles dieses beweist nur, daß Rankes „Päpste" nicht so ganz isoliert in ihrer Zeit standen, ähnliche Erscheinungen gingen voraus und neben ihnen. Aber eine ursprüngliche Schöpfung durch und durch sind sie deswegen doch. Nicht nur, daß gerade die Päpste der neuern Jahrhunderte eine freiere Beurteilung noch gar

nicht gefunden hatten, es war vor allem dies neu, daß das Papsttum selbst ohne tendenziöse Absicht und ohne romantische Fiktion als eine große Erscheinung der Weltgeschichte aufgefaßt und dargestellt wurde. Wohl erhoben sich von seiten deutscher Protestanten, gleich damals und später, manche Einwendungen sowohl gegen den irenischen Geist des Ganzen wie gegen die Komposition des Einzelnen. So war Gustav Freytag verletzt durch die kühle Art, mit der Ranke die Feinde des deutschen Protestantismus, der doch die Grundlage der modernen Weltentwicklung sei, darin beurteilte, und ein Historiker wie Treitschke giebt ihm noch ein halbes Jahrhundert später Recht: Freytag und seine Gesinnungsgenossen haben dunkel geahnt, „daß diesem vollendeten Kunstwerk noch ein letzter Zug historischer Wahrheit fehle, daß die sittliche Welt rettungslos untergehen müßte, wenn alle Menschen so dächten wie dieser geistvolle Beobachter. . . .“ Wir unsrerseits können dieses Urteil nicht einmal begreifen, da wir den Ursprung Rankescher Geschichtschreibung gerade in einem religiös sittlichen Bedürfnis sehen, das sich in den „Päpsten“ so wenig verleugnet wie sonst irgendwo, wenn auch weder Salbung noch Pathos darin herrscht. Berechtigt erscheint uns nur der eine Vorwurf, den gleichfalls Treitschke erhoben hat: daß Ranke von den Höfen, denen er seine diplomatische Kunde verdankt, zu selten hinabblickt in die Niederungen der Gesellschaft.

Das Werk über die römischen Päpste hat den Weltruf Rankes begründet. In Frankreich nannte man nun seinen Namen zuerst. Haiber übersetzte es dort schon 1838, allerdings ohne hinreichende Kenntnis des Deutschen und überdies mit Absicht im Sinne der ultramontanen Partei verfälschend, ein Wortführer derselben, Alexander Chéron, schrieb die Einleitung dazu. Aber um so mehr wurde das Buch Gegenstand der

Diskussion in historisch-politischen Kreisen: ein Protest, den Ranke gegen diese Art von Übersetzung einlegte, erwarb ihm die Sympathien auch liberaler Franzosen, die Verbindung mit Thiers, der Ranken 1840 in Berlin besuchte, mag wohl dadurch angeregt worden sein; es folgten Beziehungen mit Villemain, Mignet, Michelet, Laboulaye. In England erfuhr das Werk eine vortreffliche Übersetzung durch Sarah Austin: zuerst 1840 erschienen, kam sie 1846 und 1866 in neuen Auflagen, andre Übersetzungen lieferten Foster (1848), Scott (1851), Kelly (1853). In der Edinburgh Review hat der erste unter den damals lebenden Historikern Englands den „Päpsten" einen viel bewunderten und heute noch gelesenen Essay gewidmet, in dem er ihrem Verfasser uneingeschränktes Lob spendete: er nennt ihn a mind both for minute researches and for large speculation.

In den Analekten, die den letzten Band der Päpste füllen, finden sich einige kritische Studien, die sich würdig an die kleine Schrift von 1825 reihen. Von einer neuen Seite zeigt sich Ranke darin nicht, aber die Art seines Verfahrens tritt deutlicher hervor. „Nicht alles pflegt den Historikern anzugehören — sagt er in dem Abschnitt über die beiden Geschichtschreiber des Tridentinums Sarpi und Pallavicini — was in ihren Werken vorkommt . . . die Massen der Notizen haben sie überkommen; erst in der Art und Weise, sich des Stoffes zu bemeistern, ihn zu verarbeiten, zeigt sich der Mensch, der doch zuletzt selber die Einheit des Werkes ist. Auch in diesen, den Fleiß in Schrecken setzenden Folianten steckt ein Poet." Er charakterisiert dann die beiden: „sie sind Geister von ganz entgegengesetzter Art, aber beide verfolgen eine bestimmte Tendenz und weichen beide von der Wahrheit ab." Man könnte diese nicht etwa finden, indem man das beiden Gemeinsame heraussuche: es sei gewiß, die Wahrheit liege in der Mitte, aber durch Konjektur könne sie

nicht ergriffen werden: „sie ist wieder etwas positives, neues, durch keine Vermittlung der Parteien, sondern nur durch Anschauung des Faktums läßt sie sich fassen.“ Man sieht wieder: Ranke hat kein kritisches Schema, das sich überall anwenden ließe. „Es ist nur — wie ein neuerer Beurteiler sagt — ein fortwährendes Ringen nach einem Standpunkt, von dem aus sich sagen ließe, was in den Berichten und Nachrichten der Schriftsteller wahr sein möchte. Aber je mehr er sich überzeugte, wie unfaßbar diese historische Wahrheit sei, desto größere Hochachtung gewann er von den Werken und der Thätigkeit jener Männer, die er seinem scharfen kritischen Messer unterzog.“ Andrerseits folgte er auch keineswegs den Relationen, auf denen sein Werk hauptsächlich beruhte, blindlings; „ich weiß recht wohl — bemerkt er —, was sich gegen die Benutzung gesandtschaftlicher Schreiben einwenden läßt. Es ist wahr, sie sind unter den Eindrücken des Augenblicks abgefaßt: selten ganz unparteiisch, häufig nur auf gewisse Gegenstände gerichtet und keineswegs immer geradehin zu adoptieren. Aber — setzt er hinzu — man nenne die Denkmäler, die Schriften, denen so ganz ohne weiteres Glauben beizumessen wäre. Allenthalben ist das Körnchen Salz unentbehrlich.“

Noch waren die Päpste nicht abgeschlossen, und schon finden wir Ranken mit Vorbereitungen für ein neues großes Werk beschäftigt.

In dem zweiten Teile der Päpste war er genötigt gewesen, auch auf die deutschen Verhältnisse näher einzugehen. Schon zu Ostern und dann im Herbste 1835 hatte er sich darum in Frankfurt am Main aufgehalten, um da in dem städtischen Archiv die Reichstagsakten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu studieren. „Über alles Erwarten gut aufgenommen,“ saß er alsbald in einem Meer von Manuskripten, die ihm

jenes „mit Entwürfen und Hoffnungen vermischte Vergnügen" machten, das er in Italien so oft genossen hatte. Neunundsechzig Foliobände, die Verhandlungen von 1414 bis 1551 umfassend, hat er durchgesehen, daneben auch die Berichte der Abgeordneten und Ratsfreunde der Stadt. Als 1836 der dritte Band der Päpste erschien, war er schon entschlossen, eine deutsche Geschichte dieses Zeitraums zu schreiben: mit Savigny in dessen Garten auf- und abgehend, gestand er dem Freunde „das innere Bedürfnis, der Geschichte des Katholizismus die der Ursprünge des Protestantismus zur Seite zu setzen." Im April 1837 ging er nach Dresden und hielt auch da eine reiche Ernte. „Den ganzen Winter — schrieb er von da an Heinrich — habe ich in Reichstagsakten gesteckt, die ganze Stube ist mit Handschriften angefüllt gewesen. Wie viele Briefe, die seit dreihundert Jahren niemand mehr angesehen, habe ich zum erstenmal wieder auseinandergebogen und gelesen: eben wie sie eingelaufen und entsiegelt worden, hat man sie mir anvertraut. Ein ganz gewaltiges dickes Manuskript habe ich nun auch zustande gebracht, das aber ebenso formlos und langweilig ist, wie diese Aktenstücke selbst. . . . Soviel ist richtig, daß die Sachen alle von Grund aus eine andre Gestalt bekommen, aber übrigens stehe ich für nichts: mir ist zu Mute, wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte." Ganz ähnlich äußerte er sich im Mai von Berlin aus an Ferdinand Heydler. Im September geht er nach Weimar und findet in dem alten Archiv des sächsisch-ernestinischen Hauses „nicht nur Nachlese, sondern eine Ernte"; ein schon festgesetzter Besuch bei dem geliebten Bruder wird aufgegeben: er würde, meint er, den Tadel aller Verständigen auf sich laden, wenn er ginge, da sich ihm hier gerade eine neue Welt erschließe. Wie dann der preußische Kirchenstreit recht in Fluß kam, setzte er gleich seine Studien in eine Beziehung zur Gegenwart:

„politisch und kirchlich — schreibt er im Januar 1838 an Heinrich — beginnt eine wichtige Epoche. Es werden Dinge kommen, an die man jetzt nicht denkt." Ein jeder muß sich rüsten. Im Frühjahr desselben Jahres fleht er zu Gott, daß ihm seine jetzige Arbeit gelinge: sie ist ihm zugleich eine Anstrengung und eine Schwelgerei. Endlich im August 1839 kann er den ersten Band an die Freunde versenden. Für den zweiten Band fühlte er den Mangel einer zuverlässigen Kunde „über den Mittelpunkt von allem, den kaiserlichen Hof." Er ging darum noch im Herbst desselben Jahres nach Brüssel. „Ich kann das Vergnügen nicht beschreiben — sagt er in einem seiner autobiographischen Diktate —, mit dem ich dort die wohlgeordneten Bände in die Hand nahm, in denen die Reliquien des Hauses Österreich in den Niederlanden, namentlich Karls V. behandelt waren. Mein Erstaunen aber und zugleich meine Befriedigung stieg noch in höherm Grade, als mir die noch ungeordneten Materialien aus den letzten Zeiten dieses Herrschers, die man noch besaß, zu Gesichte kamen und zugänglich wurden. Das war es eben, was ich zur Vollendung meines Werkes noch bedurfte." Auch in Paris war er 1839 zum erstenmale, wo er für den dritten Band 25 Bände Dokumente, die aus Simancas dahin gekommen waren, durchsah. Dann, in die Heimat zurückgekehrt, fand er noch genug zu thun, um sich von den theologischen Streitigkeiten der Periode eine eingehende Kenntnis zu verschaffen. Volle sieben Jahre dauerte es noch — er war inzwischen bereits wieder an neue geschichtliche Probleme gegangen und in neue Interessen verstrickt —, bis der letzte Band fertig vor ihm lag.*) Die Idee der deutschen Einheit hatte inzwischen immer weitere Kreise durchdrungen: der erste

*) Zweiter Band 1839, dritter Band 1840, vierter und fünfter Band 1843, sechster Band 1847.

große Versuch, sie zu schaffen, sollte in nächster Zukunft unternommen werden. Ranke meinte, diesmal mit seinem Buch auch der großen Tendenz gedient zu haben: er sah darin „den Akt des deutschen Geistes zum Bewußtsein gebracht, durch welchen die Nation ihre innere Einheit am meisten dokumentiert hatte; denn der Protestantismus galt eine ganze Periode hindurch als die deutsche Religion."

Indes in dem Buch selbst tritt dieser Gedanke keineswegs in den Vordergrund: es ist wieder das religiöse Interesse im höchsten und freiesten Sinne, das diesen ungefügen Stoff beinah auf jedem Blatt belebt. So wie er zur selben Zeit es einem Lieblingsschüler eindringlich wiederholt: „Geschichte ist Religion, es ist wenigstens dazwischen der innigste Zusammenhang," so sucht er es hier aus den Thatsachen den Gebildeten der Nation darzustellen. Schon in der Einleitung, betitelt „Ansicht der frühern deutschen Geschichte," klingt uns das Leitmotiv des Ganzen deutlich genug entgegen. „Wie es überhaupt keine menschliche Thätigkeit von wahrhaft geistiger Bedeutung geben wird — erklärt er da —, die nicht in einer tiefern mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und den göttlichen Dingen ihren Ursprung hätte, so läßt sich eine große des Namens würdige Nation gar nicht denken, deren politisches Leben nicht unaufhörlich von religiösen Ideen erhoben und geleitet würde, welche sie dann auszubilden, zu einem allgemein giltigen Ausdruck und einer öffentlichen Darstellung zu bringen hat." Staat und Kirche sind ihm die zwei gewaltigsten Äußerungen jenes religiös-geistigen Lebens der Nationen, sie fallen nicht zusammen, wenn sie auch derselben tiefen Daseinsquelle entspringen, sie bekämpfen sich vielmehr häufig und suchen sich zu überwältigen. Dies gelingt niemals, aber der Kampf selbst ist von großer Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit. Wie ein leiser Nachklang der Johannes

von Müllerschen Idee berührt es uns, wenn er meint, die religiöse Wahrheit müsse eine lebendige Repräsentation haben, um den Staat in fortwährender Erinnerung an den Ursprung und das Ziel des irdischen Lebens, an das Recht seiner Nachbarn und die Verwandtschaft aller Nationen zu erhalten: „er würde sonst in Gefahr sein, in Gewaltherrschaft auszuarten, in einseitigen Bildungen des Fremdenhasses zu erstarren." Die Freiheit der nationalen Entwicklung dagegen sei selbst für die religiöse Doktrin notwendig; sie würde sonst nicht wahrhaft begriffen, nicht innerlich angenommen werden.

In der allgemeinen Übersicht, die nun folgt, ist das Verhältnis von Staat und Kirche bei der deutschen Nation, wie es sich im Mittelalter unter mannigfachen Wandlungen darstellte, Gegenstand der Betrachtung. Am idealsten erscheint es unter Karl dem Großen, aber es konnte nicht so bleiben: daß stete Veränderung eines der hervorragendsten Merkmale aller menschlichen Dinge sei und deshalb immer wieder neues geschehen müsse, hatte Ranke schon in der „Zeitschrift" und in jener Rede über Historie und Politik ausgesprochen, nun wiederholt er es: „nur aus der freien Bewegung der innern Triebe wird das Leben geboren." Deutlicher noch spricht er diesen Gedanken an einer spätern Stelle, wo er vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts handelt, aus: „Die Ideen, durch welche menschliche Zustände begründet werden, enthalten das Göttliche und Ewige, aus dem sie quellen, doch niemals vollständig in sich. Eine Zeitlang sind sie wohlthätig, Leben gebend; neue Schöpfungen gehen unter ihrem Odem hervor. Allein auf Erden kommt nichts zu einem reinen und vollkommnen Dasein: darum ist auch nichts unsterblich. Wenn die Zeit erfüllt ist, erheben sich aus dem Verfallenden Bestrebungen von weiter reichendem geistigem Inhalt, die es vollends

zersprengen. Das sind die Geschicke Gottes in der Welt."

So reichen Anlaß zu universalhistorischen Betrachtungen wie die Papstgeschichte bot dieser Vorwurf, der doch vor allem die Geschichte einer Nation ins Auge faßte, nicht. Aber fort und fort schweift doch der Blick des Beobachters über die engen Grenzen des Nationalen hinaus in den weitern Bezirk der abendländischen Christenheit, ja selbst über diese zu Muhammedanern und Indern. Ranke verweist darauf, wie im elften Jahrhundert, wo sich die päpstliche Macht über die kaiserliche zu erheben begann, sich auch das Khalifat von Bagdad zu einer geistlichen Autorität umbildete, in Afrika und Syrien das fatimidische Khalifat eine ähnliche Bedeutung gewann, ja im fernen Tibet die buddhistische Hierarchie sich einrichtete. Im fünfzehnten Jahrhundert bemerkt er nicht nur in Deutschland und bei den übrigen christlichen Nationen oppositionelle Regungen gegen diese Gewalten, auch im Islam, auch in der indischen Religion. Daß die Reformation selbst nicht bloß für die deutsche Geschichte epochemachend war, ist auch vor Ranke allgemein anerkannt worden: sie war ein europäisches Ereignis, auch die Völker, die katholisch blieben, hatten es zu empfinden; die katholische Lehre selbst, wie sie auf dem Konzilium von Trident neuerdings formuliert wurde, konnte sich ihrer Einwirkung nicht völlig entziehen. Aber Ranke geht weiter, er bringt die Reformation mit der Entdeckung neuer Erdteile und der Ausbreitung europäischer Kultur jenseits der Meere in Beziehung und nennt es „eine der größten Kombinationen der Weltgeschichte, daß in dem Augenblick, in welchem sich dem System der romano-germanischen Völker, welche sich zur lateinischen Kirche bekannten, die Aussicht eröffnete, sich eine vorwaltende Einwirkung auf die andern Erdteile zu verschaffen, sich zugleich eine

religiöse Entwicklung erhob, die dahin zielte, die Reinheit der Offenbarung wieder herzustellen."

Denn darin — und hier zeigt er sich durchaus als überzeugter Protestant — sieht er allerdings das Wesen der Reformation. Seiner Ansicht nach ist die Kirche vom dreizehnten Jahrhundert an auch im Innern entartet, die Dogmen nahmen eine paradoxere Fassung an, Formen der Gottesverehrung griffen immer mehr Platz, die etwas heidnisches hatten, dem Priestertum wurde immer mehr eine Stellung über der Gemeinde gegeben, die dem Geiste des Christentums widersprach, Unduldsamkeit gegen jede Abweichung des willkürlich formulierten Dogmas lag als ein drückendes Joch auf den Geistern. „Ich weiß nicht — schließt er diesen Abschnitt mit leiser polemischer Wendung —, ob ein vernünftiger, durch keine Phantasmagorie verführter Mann ernsthaft wünschen kann, daß dies Wesen sich so unerschütterlich und unverändert in unserm Europa verewigt hätte; ob jemand sich überredet, daß der echte, die volle und unverhüllte Wahrheit ins Auge fassende Geist dabei emporkommen, die männliche, der Gründe ihres Glaubens sich bewußte Religion dabei hätte gedeihen können. Und könnte jemand das Heil der Welt vollends darin sehen, daß diese so höchst eigentümliche aus den besondersten Zuständen des Westens hervorgegangne Entwicklung sich in den entfernten Weltgegenden hätte Bahn brechen mögen? Sollte das Evangelium verkündet werden, so mußte es erst wieder in seiner ungetrübten Lauterkeit erscheinen."

Die „so oft zweifelhafte Förderung der Kultur" sei nicht der einzige Inhalt der Weltgeschichte, hatte Ranke in dem Aufsatz über „die großen Mächte" geschrieben. Aber als die edelste Blüte der Bewegungen, der Kämpfe, Siege, Vernichtungen, Neugestaltungen, die seiner Ansicht nach jene bildeten, sah er doch die geistige Kultur in ihrem weitesten Umfang — Religion,

Kunst, Wissenschaft umfassend — an. Wenn die protestantische Geschichtschreibung bis dahin und auch später noch die Verbindung Deutschlands mit Italien, das Streben der deutschen Könige nach der römischen Kaiserkrone als ein nationales Unglück beklagt, so betrachtete Ranke dagegen dies mit ganz andern Augen. Zunächst scheint es ihm, als hätte es gar nicht anders sein können: „Das innerlich wachsende — und ein solches war das deutsche Königtum im zehnten Jahrhundert — wird in demselben Augenblick berufen, sich nach außen auszubreiten." Dann aber erblickt er geradezu einen Vorteil für die Nation darin: „War es nicht selbst für das innerliche Wachstum von hoher Bedeutung, daß man in ununterbrochner Verbindung mit Italien blieb, welches im Besitz aller Reste der Kultur war, von wo man die Formen des Christentums hatte?" Und wenn er in der religiösen Erneuerung, die die Reformation der abendländischen Menschheit brachte, ein universalhistorisches Ereignis begrüßt, so nicht minder in der doch heidnisch gefärbten Bildung der Renaissance: „Sollten — ruft er aus — die großen Alten vergeblich gelebt haben? Sollten ihre Werke, in der Jugend der Menschheit verfaßt, mit deren Schönheit und innerer Vortrefflichkeit sich nichts vergleichen läßt, was seitdem entsprungen, den spätern Jahrhunderten nicht zurückgegeben, in ihrer Ursprünglichkeit zur Anschauung gebracht werden? Es ist ein universalhistorisches Ereignis, daß nach so viel völkerzerstörenden, völkerbegründenden Bewegungen, in denen die alte Welt vorlängst zu Grunde gegangen, alle ihre Elemente mit andern Stoffen versetzt worden, die Reliquien ihres Geistes, die jetzt keine andre Wirkung mehr haben konnten als eine formelle, mit einem früher nie gekannten Wetteifer aufgesucht, in weitern Kreisen verbreitet, studiert und nachgeahmt werden." Im vierten Bande bezeichnet er es als einen Segen, daß

die destruktiven Tendenzen, die zugleich mit dem Protestantismus aufkamen und zu so furchtbaren Ausbrüchen führten, doch zuletzt überwältigt wurden, denn „darauf — sagt er — wird es in dem Wechsel der Zeiten immer ankommen, daß die einmal gewonnene Kultur unverletzt bleibe, daß die wesentlichen Resultate, zu denen es die vergangnen Geschlechter gebracht, von einem Jahrhundert dem andern überliefert werden.“ Im fünften Bande widmet er der Entwicklung der Litteratur ein ausführliches Kapitel: nicht nur Poeten wie Hans Sachs, nicht nur dem Kirchenlied und dem Meistergesang, auch den rein wissenschaftlichen Erscheinungen schenkt er darin Aufmerksamkeit: „Denn nicht allein in den Bildungen des Staates und der Kirche oder in Poesie und Kunst tritt der Geist eines großen Volkes hervor; zuweilen werfen sich die besten Kräfte auf die wissenschaftlichen Gebiete; man muß wissen, was sie da schaffen und vollbringen, wenn man die Bestrebungen einer Epoche überhaupt verstehen will.“ Auch hierin findet er „ein wesentliches Glied des universalhistorischen Fortschrittes, der die Jahrhunderte und Nationen mit einander verbindet“: die gelehrte wie die schöne Litteratur und die Kunst „stößt überall das Konventionelle, Abgestorbne, oder doch nicht zu weiterm Leben zu Entwickelnde von sich“ und brachte dagegen die lebensfähigen Momente der überlieferten Kultur unter dem Anhauch eines frischen Geistes, der nach wirklicher Erkenntnis strebte, zu weiterer Entfaltung.“

Verweilt man indes allzulang bei diesen allgemeinen Ausführungen, die in der That hier einen breitern Raum einnehmen als etwa in der Papstgeschichte oder gar in den frühern Werken, so möchte es scheinen, als ob für das Wirken der freien Persönlichkeit nichts mehr übrig sei: erscheinen die einzelnen Menschen nicht wie bloße Figuranten in dem großen

universalhistorischen Prozeß, der sich da vor uns abspielt? Doch keineswegs: das kirchliche Wesen ist entartet, die mittelalterliche Kultur hat sich ausgelebt, allenthalben regen sich Elemente des Widerstands, aber es ist nicht so, daß nun allmählich das Alte abstirbt und das Neue an vielen Stellen zugleich gleichsam ohne Menschenzuthun hervortritt. Luther erscheint, eine Individualität von überströmendem innerm Leben: seine große That geht nicht aus der oppositionellen Bewegung der litterarischen Welt, noch aus den populären Tendenzen der Auflehnung gegen die bestehenden Gewalten hervor; sie ist vielmehr die Folge einer ganz persönlichen Entwicklung, eines individuellen seelischen Kampfes. Die Schilderung der Anfänge Luthers, die Ranke giebt, läßt diese Ansicht überall durchblicken, ja er scheut sich nicht, zur Erklärung des innern Lebens, das den jungen Mönch zu den Thesen von 1517 geführt hatte, eigne Geistes- und Herzenserfahrungen herbeizuziehen. Wer möchte nicht versucht sein, an Rankes Frankfurter Zeit zu denken, wenn er sich in der Betrachtung ergeht, wie auf die Beschränkung der Kindheit in dem mühseligen Leben des Menschen andre Bedrängnisse folgen: „Der Geist fühlt sich frei von den Banden der Schule; er ist noch nicht zerstreut durch die Bedürfnisse und Sorgen des Lebens: mutvoll wendet er sich den höchsten Problemen zu, den Fragen über das Verhältnis des Menschen zu Gott, Gottes zur Welt; indem er ihre Lösung gewaltsam zu erstürmen sucht, ergreifen ihn leicht die unseligsten Zweifel.“ Freilich von der dämonischen Energie Luthers war nichts in ihm gewesen, auch in jenen gärungsvollen Tagen nicht, aber in der Grundstimmung ist doch so viel verwandtes, daß er nun rückwärtsschauend „ein Mitgefühl auch jenes Daseins“ — wie oft gebraucht er diesen Ausdruck nicht! — in sich erregen kann. Und dann, wie er davon erzählt, daß die Tötung eines

Freundes, der an seiner Seite schritt, durch den Blitz in Luthers Seele eine tiefe Erschütterung erregt, da ruft er aus: „Wer kennt die Momente nicht, in denen das stürmisch verzagte Herz durch irgend ein überwältigendes Ereignis, wäre es auch nur eben der Natur, vollends zu Boden gedrückt wird!" Auch dies hatte er gewiß an sich erfahren, daß „ein so wahres Bedürfnis der Gott suchenden Seele," wie er es von Luthern wahrnahm, zuletzt durch die Fülle der Überzeugung befriedigt wird: er durfte meinen, dies liege „in den Gesetzen der ewigen Weltordnung." Er spricht es deutlich aus, daß die Überzeugung, zu der Luther nach hartem innerm Ringen gelangte, seine eigne sei, wenn er von ihm sagt: „er ward inne, daß die ewige Gnade selbst, von welcher der Ursprung der Menschen stammt, die irrende Seele erbarmungsvoll wieder an sich zieht und sie mit der Fülle des Lichtes verklärt; daß uns davon in dem historischen Christus Vorbild und unwidersprechliche Gewißheit gegeben werden." Endlich fand er auch in der entschiednen Abneigung gegen radikale Tendenzen, die er dem Reformator zuschreiben konnte, einen Zug seines eignen Wesens wieder: „Eben darin zeigt sich der echte, zur thätigen Teilnahme an der Fortbildung der Welt berufne Geist — bemerkt er —, daß seine innere Natur und die verborgne Notwendigkeit der Dinge zusammentreffen. Der große Reformator war, wenn wir uns hier eines Ausdrucks unsrer Tage bedienen dürfen, zugleich einer der größten Konservativen, die je gelebt haben." Und wir werden später in der Darstellung von Rankes letzten Tagen sehen, wie die Auffassung, die Luther kurz vor seinem Tode über den Gang der großen Angelegenheiten hegte, eine sehr starke Ähnlichkeit mit Rankes Ansichten über die eigne Zeit besitzt: sehr gut nahm jener alle wesentlichen Elemente der künftigen Gefahr wahr: „immer in dem Lichte des

großen anfänglichen Kampfes zwischen Wahrheit und Lüge, Gott und Satan, in dem er lebt und webt."

Auch sonst fehlt es nicht an ganz persönlichen Meinungen, ganz persönlichen Bezügen. Die nachgiebige Haltung Melanchthons nach dem Interim kann er nicht umhin zu tadeln: von einem Schreiben Melanchthons an Carlowitz, worin Luthers und des frühern Kurfürsten nicht ganz würdig gedacht wird, sagt er: „ich wollte, diesen Brief hätte er nie geschrieben!" Und er setzt hinzu: „man sieht, wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen verführt, geraten kann"; Melanchthon habe in seiner Bescheidenheit geglaubt, er sei ein einfacher Gelehrter, und an seinen Äußerungen sei soviel nicht gelegen, „ein Gelehrter aber wie er, der an den großen Ereignissen mithandelnden Anteil nimmt, führe kein Privatleben, er habe die Pflicht eines Staatsmannes, immer das Ganze seiner Thätigkeit im Auge zu behalten, seine Vergangenheit, die unaufhörlich fortwirke, nicht aufzugeben in überwiegendem Gefühl der Notwendigkeiten des vorhandnen Augenblicks." Die öffentliche Stellung Rankes kann mit der Melanchthons nicht verglichen werden, aber er ist in ihr doch der Forderung, die er hier ausspricht, immer gerecht geworden.

Von den großen Persönlichkeiten der Zeit ist es nach Luther vor allen der Kaiser, den Ranke mit aller Kunst, die ihm zu Gebote stand, zu vergegenwärtigen sucht. Die Zeit seines Auftretens, sein erstes Erscheinen auf der Bühne der Welt hatte er schon in den „Fürsten und Völkern" geschildert, nun begleitet er ihn sein übriges Leben hindurch bis in die klösterliche Ruhe von San Juste. Erschütternd weiß er die Szene der Abdankung vor den niederländischen Ständen zu malen, sie mahnt an jene Stelle seines ersten Buches, wo der Abschied Lodovicos des Mohren von den Seinen erzählt wird: „Er lehnte sich, indem

er sprach, mit seinem linken Arm auf die Schulter des Prinzen Wilhelm von Oranien, den rechten hatte er auf einen Stab gestützt. Ein Moment voll Schicksal und Zukunft! Die Anwesenden wurden von dem Gefühl ergriffen, das sich beim Anblick der Vergänglichkeit menschlicher Größe und des irdischen Daseins der Gemüter unwillkürlich bemächtigt; auch dem Kaiser selber stiegen die Thränen auf."

Trotz der entschiednen Parteinahme für die Reformation, die in diesem Werke unleugbar ist, fühlen wir uns doch auch hier überall von einem irenischen Geiste berührt und beruhigt. So wie in der Papstgeschichte hält er auch mit Vorliebe bei den Momenten inne, wo ein Ausgleich nicht nur möglich schien, sondern beinah erreicht worden war, so bei jenem Religionsgespräch von 1541, das er schon dort berührt hatte. „Wären Bestrebungen, wie sich im Jahre 1541 zeigten, durchgedrungen — sagt er in dem Abschnitt über das Tridentinum —, wäre vielleicht ein Papst von der Innerlichkeit und dem religiösen Genius aufgetreten, die ihn fähig gemacht hätten, an den Bedürfnissen aller seiner Obhut anvertrauten Nationen lebendig teilzunehmen, ihnen entgegenzukommen, der würde jene [kirchlichen] Formen selbst auf das Maß des Haltbaren und Schriftgemäßen zurückgeführt und dadurch erst der lateinischen Kirche die Möglichkeit gegeben haben, zu bekehren. Aber eben das Gegenteil geschah."

Da wo er den Ausgang Karls V. erzählt, spricht er die Überzeugung aus, für eine Kirche von politisch-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, wie dieser Fürst sie gedacht, sei kein Raum mehr in Europa gewesen, aber — so setzt er tröstend hinzu — „beruht denn die Einheit der Christenheit wirklich so ausschließend auf dem gleichen religiösen Bekenntnis? Irre ich nicht, so hat sie sich auch unter den Gegensätzen behauptet, die doch die gewonnene

Grundlage nicht verleugnen können, sich unaufhörlich auf einander beziehen, einer ohne den andern nicht zu denken sind. Zuletzt ist der gleichartige Fortschritt der europäischen Kultur und Macht an die Stelle der kirchlichen Einheit getreten. Was diese verloren hatte, das Übergewicht über die Welt, ist durch jene im Lauf der Jahrhunderte wieder erworben worden.“ Und mit einem Ausruf ehrfürchtiger Bewundrung, der uns die Blicke hoffnungsvoll der dunkeln Zukunft zuwenden läßt, schließt er seine Betrachtung: „Wie weit übertreffen die göttlichen Geschicke menschliche Gedanken und Entwürfe!“

Der Erfolg der deutschen Geschichte war sehr groß; schon nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände konnte Ranke selber sagen, das Buch sei über alles Erwarten gut aufgenommen worden. Auch von katholischer Seite hat es beinah bis in die neueste Zeit Lobredner gefunden; Männer wie Alfred von Reumont anerkannten, daß es „fern von jedem absichtlich verletzenden Urteil über die katholische Partei“ sei. Die Hallischen Jahrbücher mußten denn auch in jenem hämischen Artikel von 1841, den wir oben bereits anführten, zugestehen, die tadelnden Stimmen, die Ranke bei seinem ersten Auftreten begleitet hätten, seien nun allgemach verstummt; sie selbst wiederholen nur die Redensarten, deren Urheber wohl Heine gewesen ist: er sei voll Richtigkeit ohne Wahrheit, er sehe alles mit den Augen eines Diplomaten, kein philosophischer Geist sei in ihm, er könne nur Miniatur malen, sein Stil sei manieriert, tänzelnd, hüpfend; es sei unbegreiflich, wie man ihn mit dem Goethischen habe vergleichen können. Diese Urteile sind hernach selbst in Litteraturgeschichten übergegangen, und man kann ihnen heute noch hie und da begegnen..

Viel gewichtigere Bedenken aber sind in unsern

Tagen gegen den Inhalt des Werkes selbst erhoben worden: die Geschichte des deutschen Volkes von dem katholischen Priester Janssen hat sie erweckt. Es ist kein Zweifel, daß dieses Buch, das einen ungeheuern Erfolg davongetragen hat, an mancher Einseitigkeit leidet, aber aus einer unendlichen Fülle mit Ameisenfleiß zusammengetragner Belege erhellt doch, daß die Rankesche Darstellung einerseits die Zustände Deutschlands vor der Reformation zu trübe wiedergiebt, wodurch dann ihre ideelle Berechtigung selbst vermindert erscheinen muß, andrerseits die Männer der Bewegung — die geistigen Vorkämpfer, die eigentlichen Führer, die Fürsten, die sie beschützten, die Jünger, die ihnen folgten — in einem etwas verklärten Lichte zeigt. Und dann werden wir jetzt erst recht inne, wie sehr doch das Leben der niedern Schichten, der Bauern, Handwerker, Kaufleute und das Wesen der bürgerlichen Institutionen zu kennen wichtig ist, will man ein volles Bild von jenen Zeiten bekommen: eben diese Dinge aber hat Ranke wiederum vernachlässigt, das Kapitel über den Bauernkrieg unter anderm ist eines der dürftigsten. Ranke selbst glaubte Janssen gegenüber seine Ansicht aufrecht erhalten zu können, er hat in seinen letzten Jahren einmal zu Freunden geäußert, mit ein paar Worten sei er diesen zu widerlegen imstande. Aber in der Auffassung des Publikums, soweit es nicht von konfessionellen Voreingenommenheiten bestimmt wird, ist doch eine Wandlung eingetreten: nicht ganz so wie Janssen, aber auch nicht mehr wie Ranke sieht es die Reformationsbewegung an. „Gedenken wir noch des komischen Entsetzens — sagt Friedrich Nietzsche in der »Genealogie der Moral« (1887) —, das der katholische Priester Janssen mit seinem über alle Begriffe viereckig und harmlos geratenen Bilde der deutschen Reformationsbewegung in Deutschland erregt hat; was würde man erst beginnen, wenn uns jemand diese Bewegung

einmal anders erzählte, wenn uns einmal ein wirklicher Psycholog einen wirklichen Luther erzählte, nicht mehr mit der moralistischen Einfalt eines Landgeistlichen, nicht mehr mit der süßlichen und rücksichtsvollen Schamhaftigkeit protestantischer Historiker, sondern etwa mit einer Taineschen Unerschrockenheit, aus einer Stärke der Seele heraus und nicht aus einer klugen Indulgenz gegen die Stärke? . . ." In dieser Übertreibung liegt gewiß etwas wahres. Auf Mangel an wirklicher Kenntnis Rankes aber beruht es und muß scharf zurückgewiesen werden, wenn dieser Philosoph die Rankesche Beurteilung eben aus solcher Indulgenz erklärt und den großen Geschichtschreiber zu einem „klassischen advocatus jeder causa fortior, dem Klügsten aller klugen Thatsächlichen" erniedrigen will. Ebenso ungerecht sind die katholischen Beurteiler der schärfern Tonart, die neuerdings wieder in der historischen Kritik sehr laut das Wort erheben: sie wollen Ranke zum Rationalisten machen und streiten ihm sein positives Christentum ab. Dagegen muß man das Wort eines überzeugten Katholiken halten, jenes Reumont, den wir oben nannten: „Ranke war ein gläubiger Christ — sagte er in seinem Nekrolog — und hat sich als solcher immer bewährt." Die Anklage vorsätzlicher Fälschung, die wohl in diesen Kreisen offner oder versteckter auch bereits erhoben worden ist, wollen wir eben nur registrieren, einer Widerlegung bedarf sie nicht. Denn aus tiefinnerer Überzeugung ist bei Ranke alles hervorgegangen, was er schrieb: der religiöse Grundzug seiner Geschichtschreibung kann nicht genug betont werden, und wer sich tiefer mit ihm beschäftigt, kann ihn nicht übersehen. Und seine „Deutsche Geschichte" bleibt, auch wenn die Ansicht, die darin entwickelt wird, längst überwunden sein sollte, ein klassisches Werk: sie ist ein Denkmal, wie ein protestantischer Deutscher von der Gestaltungskraft und der versöhnenden Weltfreude eines

Goethe die große europäische Bewegung begriffen hat, die wir Reformation nennen.

Der preußische Staat

Durch die Reformation war das Papsttum in seiner universalen Bedeutung, wenn auch nicht vernichtet, so doch stark geschwächt worden, das Kaisertum trat vor den Territorialfürstentümern immer mehr zurück. Unter diesen war es wieder eines, der neuen Lehre frühzeitig und ganz ergeben, das eine so vorwaltende Stellung gewann, daß es nicht nur bald als die Schutzwehr des Protestantismus in Deutschland erschien, sondern zuletzt dem Kaisertum selbst beinah ebenbürtig entgegentreten konnte: es war Brandenburg-Preußen. Schon in dem Aufsatz „Die großen Mächte" hatte Ranke die weltgeschichtliche Rolle dieses Staates in großen Zügen fixiert, nun wurde er durch seine Studien über die Reformationszeit dazu geführt, sich eingehender mit ihm zu befassen. Indem er sich nun diesem neuen Stoff zuwandte, fand er jedoch — wie er selbst sagt —, daß er auch noch ganz andre Lebenskräfte als die protestantische Idee in sich habe: „Ich mußte vor allem das partikularistische Leben des preußischen Staates zu begreifen und darzustellen suchen, wodurch denn die Persönlichkeit des großen Königs, in der es sich in der Welt geltend machte, in den Vordergrund trat." Ein Zufall eröffnete ihm auch hierin neue Quellen. Er war 1843, nach Abschluß der Deutschen Geschichte, noch einmal nach Paris gegangen, da er es als einen Mangel in seiner allgemeinen historischen Ausbildung fühlte, daß er „den großen Nationen, die durch Kultur und Macht die größte Rolle auf der Schaubühne der Welt spielten, nicht durch persönlichen Umgang im Kreise derselben näher getreten war." Zuerst hatte er die Absicht, die Geschichte der Revolution, für die er sechzehn Jahre früher — bevor er nach Italien gegangen war — so

manche Vorarbeiten gemacht hatte, zum Gegenstande seines Hauptstudiums zu machen. Aber er fand in dem Nationalarchiv nicht genug neues für eine durchgreifende Bearbeitung dieses Vorwurfs. Dagegen fand er sehr kostbare Dokumente eben zur Geschichte Preußens im achtzehnten Jahrhundert: die Briefe Valoris, des französischen Gesandten bei Friedrich dem Großen. Mignet, der damalige Direktor des Archivs, gestattete ihm deren unbeschränkte Benutzung: gar manchen Tag — so erinnerte er sich als Neunzigjähriger — hat er da von 10 bis 3 Uhr bis zur Ermüdung seiner Hand Auszüge gemacht. Mit einem „Reichtum originaler Mitteilung über Preußen" kehrte er dann nach Berlin zurück. „Und ich hätte vielleicht gut gethan — setzt er hinzu —, sie, wie sie waren, der Welt vorzulegen; aber es würde doch nicht von Grund aus belehrend gewesen sein. Wollte ich etwas leisten, so war es unerläßlich, in den preußischen Archiven selbst Aufklärung und Belehrung zu suchen." Diese, bis dahin streng verschlossen gehalten, wurden ihm bereitwillig eröffnet. Namentlich zur Geschichte Friedrich Wilhelms I., dieses administrativen Schöpfers und Ordners des preußischen Staates, machte er hier eine reiche Ausbeute. 1847 konnte er den ersten, das Jahr darauf den zweiten und den dritten Band der „Neun Bücher preußischer Geschichte" erscheinen lassen. In der Zuschrift an den Prinzen Friedrich Wilhelm, mit der er ihm das vollendete Werk überreichte, nennt er sich einen Mann, „der den Versuch gemacht hat, ,die Ereignisse, Gedanken und angestrengten Kämpfe, durch welche Brandenburg eine Macht in der Welt geworden ist — die Idee, den Ursprung und das Wachstum der preußischen Macht und Größe zu vergegenwärtigen." Indem er das Buch dem Prinzen darreiche, verknüpfe er die weit zurückliegende Vergangenheit mit einer Zukunft, die er nicht erleben werde.

Neben dem rein historischen Interesse, das aus religiösen Impulsen entspringend bei allen Arbeiten Rankes in erster Linie bestimmend war, ist es diesmal aber auch ein preußisch-patriotisches, das ihm den gewählten Stoff fesselnd machen mußte. Wir erinnern uns, wie einst seine Familie ohne viel Bedauern aus dem kursächsischen Staatsverbande geschieden war, er selbst auf der Universität Leipzig, wo man den Verlust so schöner Landschaften an Preußen sehr hart empfand, sich in keiner Weise gegen sein neues Vaterland einnehmen ließ. Aber nirgends in seinen Briefen noch in den Schriften, die vor die Deutsche Geschichte fallen, finden wir einen Ausdruck lebhaften patriotischen Empfindens. Die erste Spur eines solchen nehmen wir erst in der Zeit wahr, da er sich mit preußischer Geschichte beschäftigte. „Ich denke, wir versammeln uns noch einmal alle unter die Fittiche des Adlers, unter dem unsre kleine Heimat liegt — schreibt er 1841 an Heinrich —; für mich ist es ein Glück und Lebensbedürfnis, einem Staate anzugehören, mit dessen Intentionen — im allgemeinen verstanden — ich übereinstimme." Als er dann dem Kronprinzen Max von Bayern den zweiten Teil der „Neun Bücher" überschickte, sprach er von dem persönlichen Anteil, den er an diesem Vorwurf genommen habe: „Ich leugne gar nicht — sagt er —, daß ich an dem Ereignis, das ich schildere, der Hebung des hiesigen Staates, einen lebendigen Anteil an den Tag lege, aber ohne einen solchen würde ein Buch dieser Art gar nicht möglich sein." Die allgemeinen deutschen Interessen glaubt er dabei doch keinen Augenblick aus den Augen verloren zu haben.

Trotzdem ist der Ton des neuen Buches nicht etwa emphatischer als der der frühern Werke. Im Gegenteil, eher könnte man die Darstellung darin selbst im Vergleich zur Deutschen Geschichte farblos und kühl

nennen: nicht nur der trockne, überaus spröde Stoff ist daran schuld, es lag einmal nicht im Sinne dieses so ganz auf den universalen Zusammenhang gerichteten Geschichtschreibers, sich so ganz dem Einzelnen hinzugeben, wie es der lokalpatriotische Historiker muß. Auch gewannen ihm die dem preußischen Staat entgegengesetzten Mächte doch ein zu hohes Interesse ab, sobald sich in ihnen eine starke Lebensenergie offenbarte; Maria Theresia besonders, die er aus Londoner Archivalien zuerst näher kennen lernte, zog ihn an: „Ich würde mich glücklich schätzen — sagt er in der Vorrede —, wenn ich das im allgemeinen wohlbekannte Bild ihres weiblichen Heroismus in bestimmtern Zügen aufstellen könnte."

Auf den Mechanismus der Verwaltung einzugehen wäre hier naheliegend gewesen. Aber Ranke läßt da doch, wie er selbst gesteht, „künftigen Forschern noch eine reiche Ernte"; denn nur wo sich in der Verwaltung die schöpferische Thätigkeit eines Fürsten oder Staatsmannes äußert, würdigt er sie näherer Betrachtung. Überhaupt konnte er hier den ganzen Stoff sehr leicht in die Geschichten einzelner großer Persönlichkeiten auflösen. Zwei Arten von Helden giebt es in der deutschen Geschichte, so beginnt er das erste Buch, die einen suchen die Nation zur Einheit zusammenzufassen, die andern lassen das „besondre Leben" von den Formen, die die allgemeinen Ideen im Gang der Weltgeschichte angenommen hatten, nicht erdrücken. Es sind das die großen Territorialfürsten, Ernst von Schwaben, Heinrich der Löwe, Friedrich mit der gebissenen Wange; wenigstens ihre Landschaften stehen ihnen immer treu zur Seite; während das deutsche Volk seit Otto dem Ersten keinen ihrer Herrscher mehr mit dem Namen „der Große" geehrt hat, finden sich unter jenen viele mit auszeichnenden Beinamen.

Der letzte große Versuch, die durch die Reformation

neu gestärkten territorialen Gewalten zu unterdrücken, wurde im dreißigjährigen Kriege gemacht. Aber „wolle doch niemand meinen — sagt Ranke von der Politik Ferdinands II. —, daß auf solche Weise das Reich zu seiner alten Ordnung und Freiheit hätte wieder hergestellt werden können! Denn nur auf einer gegenseitigen Anerkennung der Elemente konnte Deutschland beruhen. Hier wäre nur das mühsam entwickelte echteste Leben der Nation zerstört worden." Es ist dies einer der Momente Rankescher Auffassung, die von der katholischen Geschichtschreibung am heftigsten bestritten worden sind, denn nicht so umfassend, und vor allem nicht aggressiv, sagen sie sondern bloß verteidigend sei die Politik jenes Fürsten gewesen. Ranke hat jedoch auch von dieser Ansicht nicht abgelassen und sie noch viele Jahre später wiederholt. Er nahm die Idee der alten Historiker und Juristen, daß der westfälische Frieden ein glücklicher Abschluß des langen Krieges gewesen sei, in dem er „die deutsche Freiheit" vor den cäsarischen Gelüsten der Kaiser sicher gestellt habe, wieder auf und suchte sie neu zu begründen.

Dagegen wird man eher gelten lassen, daß die ältern Hohenzollern keineswegs so absolut, so ganz ohne Rücksicht auf die hergebrachten Ordnungen ihrer Länder gewaltet hätten: das wichtigste, was sie vornahmen — so führt er aus —, ist ihnen nur durch die Beistimmung der Stände gelungen; selbst der Große Kurfürst machte da keine Ausnahme: den 16. Oktober 1663, wo er nach längerm Konflikt mit den preußischen Ständen ein Abkommen geschlossen hatte, nennt er „einen für die brandenburgischen und für die deutschen Angelegenheiten überhaupt unendlich wichtigen Tag." Aber wenn dann die Behauptung aufgestellt wird, die protestantischen Fürsten hätten überhaupt viel mehr in Verbindung mit den Ständen regiert als die katholischen, so wird dies nicht so gläubig aufgenommen werden können. Das einzige

Beispiel, das er bringt — Bayern unter Maximilian im siebzehnten Jahrhundert —, ist doch nicht entscheidend: es müßte die ganze Fülle von Territorien, die das deutsche Reich umfassend, auf diesen Gesichtspunkt hin untersucht werden. Denn katholische Historiker — Janssen voran — behaupten das entgegengesetzte. Überaus fesselnd ist die Schilderung des Großen Kurfürsten: es ist wirklich so, wie Ranke sagt, wir fühlen um diesen Fürsten her „die geistige Luft, in welcher der Genius atmet, die Handlungen erheben sich auf einem unendlichen Hintergrunde." Und „den innersten Kern dieses thatkräftigen, geistig umfassenden Lebens" sieht unser Geschichtschreiber — es ist ihm das gleichsam ein eigner Triumph — in der Religion. Überhaupt erfreut ihn die lebhaft protestantische Gesinnung aller Fürsten vor Friedrich dem Großen: in der lutherischen Gläubigkeit nimmt er, wie gesagt, eines der vornehmsten Lebensmomente des preußischen Staates wahr.

In der Geschichte Friedrich Wilhelms I. tritt das mehr mechanische Element des Staatswesens, militärische und bürgerliche Verwaltung am stärksten hervor. Hier empfindet der so überaus wohlwollende Beobachter doch ein beängstigendes Gefühl. „Es bedarf der Erinnerung nicht — räumt er ein —, daß wir uns hier nicht in einem Gemeinwesen befinden, wo freie Menschenkräfte sich durch eignen Trieb naturgemäß entfalten. Alles ging von der höchsten Gewalt aus, die den Zweck begriffen und die Mittel mit einseitigem Gebote vorschrieb. Jedermann weiß es, bei aller großartigen Richtung hatte der gesamte Zustand noch den Beigeschmack des Gewaltsamen und Drückenden." Er kann auch nicht verhehlen, wie wenig ihm die Person dieses Fürsten im Grunde sympathisch ist. Seine Sinnesweise gemahnt ihn an eine altnordische Sage, in der Odin und Thor Charakter und Schicksal

eines aufwachsenden Helden bestimmen: „der eine spendet immer das Gegenteil von der Gabe des andern — zwischen Heil und Unsegen, Glück und Mißlingen schwankt nun einmal das Geschick des Menschen; der Tugend und dem Vollbringen ist ein Mangel beigegeben, deren Verhältnis in seinem Ursprung und seiner Wirkung die Summe des menschlichen Daseins ausmacht." Jenem Fürsten aber war versagt, was Ranken in vollstem Maß zu teil geworden: „das Leben selbst in heiterer und geistiger Genugthuung zu genießen, andre um sich her zufrieden und glücklich zu machen."

Bemerkenswert ist die Darstellung der Aufklärungsbewegung, mit der das vierte Buch, die Jugend Friedrichs des Großen umfassend, eingeleitet wird. Als den Grund derselben bezeichnet es Ranke, daß in den konfessionellen Streitigkeiten des siebzehnten Jahrhunderts die theologische Doktrin erstarrt und in dieser erstarrten Form mit der bürgerlichen Verfassung in eine ohne Zweifel allzu nahe Verbindung gebracht worden war. Die christliche Religion aber „strebt ewig, die allgemeine zu sein . . . wer von allen, die leben, wollte wieder zu jenen Zuständen zurückkehren?" Man sieht, wie auch hier einerseits die irenische Natur des Geschichtschreibers hervortritt, andrerseits die Ansicht der Hochkonservativen, daß nichts neues geschehen dürfe, zurückgewiesen wird. Aber um so entschiedner wendet er sich gegen die extreme Richtung, die im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts die Aufklärung eingeschlagen, „eine Richtung ins Negative, die zuletzt die Staatsgewalt eroberte und eine große Nation im Tempel der Vernunft anbeten ließ." Gleichsam zum Trost setzt er dann hinzu: „Die Welt konnte nicht ertragen, von dem Göttlichen zu veröden. Das neunzehnte Jahrhundert kehrte zu den Lebensquellen um, an welchen die frühern Zeiten sich genährt hatten; es kam selbst auf das Konfessionelle zurück, welches nun einmal die Form für die

positive Religion geworden." Sogleich aber beeilt er sich, jede Teilnahme an den Bestrebungen orthodoxer Eiferer auch für die Gegenwart von sich abzulehnen: „Welch ein Mißverständnis jedoch — ruft er aus —, darum den alten Hader, aus dem man soeben hatte entkommen wollen, oder den Anspruch auf hierarchische Alleinherrschaft zu erneuern. Die aus der Lage der Dinge entspringende Folgerung ist vielmehr, das Positive zu einer allgemeinen Giltigkeit zu entwickeln, worin sich alle Parteien vereinigen könnten, und indes das in jeder innewohnende Wahre, eine an der andern, anzuerkennen." Das Motiv, mit dem wir die „Päpste," die „Reformationsgeschichte" haben ausklingen hören, kehrt auch hier voll und deutlich wieder.

Von der Schilderung Friedrichs des Großen könnte man nicht sagen, daß sie dem Aufsatz in der „Zeitschrift" gegenüber wesentlich neue Seiten bietet, nur die allgemeinen Verhältnisse, an denen er sinnend und kämpfend Anteil nahm, und in denen sich sein Staat auf- und niederbewegte, sind, dank den neuen Pariser Dokumenten, breiter und schärfer gezeichnet. In der Darstellung der Kriege gegen Österreich zeigt sich bei aller Parteinahme für Preußen doch nicht eine Spur von Feindseligkeit gegen jenes: die Rechtsfrage über Schlesien erörtert er gar nicht, glücklicherweise, meint er, sei dies nicht Amt des Geschichtschreibers. Der Tod Karls VI. giebt ihm Anlaß zu einem Rückblick auf die Habsburger, wobei er ein volles Gefühl für die Größe, für die nationale und universalhistorische Bedeutung dieses Geschlechts an den Tag legt; dabei erhebt er sich zu einer Betrachtung, die er bei einem spätern Anlaß wiederholt und vertieft hat: „Es ist eine gemeinschaftliche Ader in den großen Geschlechtern — sagt er —, ihre Ähnlichkeit in sich, eine andre als die zeitgenossenschaftliche, bildet einen besondern Durchschnitt in der Geschichte."

Daß nun in den Kämpfen zwischen der Erbin der

Habsburger und Friedrich dieser gesiegt habe, will Ranke weder für Österreich noch für Deutschland als ein Unglück bezeichnen. Für Deutschland nennt er es im Gegenteil als ein Glück, „daß es wenigstens einen Staat gab, der, wenngleich einseitig, doch eine eigne Sache verfocht, über unvergleichliche Streitkräfte gebot und nur von sich selber Rat nahm. Denn wie unentbehrlich auch die geordneten Formen einer allgemeinen Verfassung für eine große Nation sind, so beruht doch ihr Heil noch mehr auf dem lebendigen und kraftvollen Geist, der die Mittel, die Macht zu finden und glücklich zu gebrauchen versteht.“ Am Schlusse wiederholt er diesen Gedanken: das Kaisertum sei zum Territorialfürstentum herabgesunken, und umgekehrt, ein Territorialfürstentum habe sich beinah zur Stellung des Kaisertums emporgeschwungen; „nur in Preußen war eine große, zugleich deutsche und europäische Selbständigkeit gegründet, welche das volle Gefühl der Unabhängigkeit seit Jahrhunderten zum erstenmale wieder in die Gemüter brachte, durchdrungen von dem Stolz auch, in der Weiterbildung der Welt andern voranzugehen.“

Die Darstellung der Geschicke des preußischen Staats bricht in den Neun Büchern mit dem Aachner Frieden ab. Erst im Greisenalter hat Ranke den Gegenstand wieder aufgenommen, die Anfänge ausführlicher geschildert und einzelne Abschnitte aus den spätern Zeiten neu hinzugefügt. Inzwischen aber war er angeregt worden, sich mit Preußen noch von einem andern Gesichtspunkte aus zu beschäftigen. Es war bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. — Ranke war noch mitten in der Arbeit zur Deutschen Geschichte —, als der Generaladjutant des Königs, Thiele, die Anfrage an ihn richtete, ob er geneigt sei, dem Monarchen bei seinen Bestrebungen nach einer Reform des ständischen Wesens Rat zu geben und ihm zu dienen. Kurz vor seinem Tode hat Ranke es zu den wichtigsten Momenten

seines Lebens gerechnet, daß er darauf „mit aller Bescheidenheit doch nur negativ" antworten konnte: er traute sich eine so genaue Kenntnis der innern Zustände der preußischen Provinzen nicht zu, um bei dem Ausbau einer ständischen Verfassung raten zu können. Dennoch war sein Schicksal nicht, dem politischen Leben der Gegenwart für immer fern zu bleiben. In den Denkwürdigkeiten Leopold von Gerlachs erscheint Rankes Name ein paarmal neben dem Stahls oder Leos unter den Gelehrten der sogenannten Kamarilla. Der König, der ihn als Kronprinz in Italien kennen gelernt hatte, war einer der größten Verehrer seiner Werke, er nahm an allem, was er schuf, den wärmsten Anteil. Als nun Ranke das partikularistische Leben des preußischen Staates darzustellen unternahm, war der König mit diesem Vorhaben nicht ganz einverstanden. Denn er war weniger preußisch als vielmehr deutsch gesinnt; erst in dem dritten Bande der „Neun Bücher," wo die allgemein deutschen Verhältnisse mehr in den Vordergrund traten, schenkte er Beifall. Jedoch, wie Ranke in einem seiner Diktate bemerkt, „er faßte die Deutschheit anders als die Zeitgenossen, lediglich von der konservativen Seite: Aufrechterhaltung des Bundes, Erneuerung der ständischen Rechte, die zwar die Bureaukratie, aber nicht die Monarchie beschränken sollte, eine Ordnung der Dinge, welche schlechterdings nicht französisch sein sollte — darin sah er die Deutschheit." In diesem Sinne berief er den Vereinigten Landtag, dachte an eine engere Verbindung der deutschen Fürsten und Städte innerhalb des Bundes, mit steter Rücksichtnahme auf Österreich, dessen Herrschern er mit der pietätvollen Anhänglichkeit eines alten Reichsfürsten an die Kaiser ergeben war und dessen leitenden Staatsmann er schon in der Jugend hoch verehrt hatte. Mitten in diesen Bestrebungen überraschte ihn jedoch die Revolution von Achtzehnhundertachtundvierzig: er

ward inne, „daß die entgegengesetzten Elemente stärker waren, als er gedacht hatte: er hatte die Welt seinen Ideen zu unterwerfen gemeint — sah sich aber bald in die Verteidigung zurückgeworfen." In dieser Lage wandte er sich noch einmal an Ranke um Rat: der Flügeladjutant Edwin v. Manteuffel, damals schon mit diesem befreundet, bot sich als Vermittler. Und diesmal mochte sich der Geschichtschreiber nicht entziehen, in der Stunde der Gefahr hielt er es für seine Pflicht, Wissen und Einsicht auch der Gegenwart zu widmen: er legte seine Ansichten über die Verhältnisse des Tages in Denkschriften dem Könige vor. Der preußische Staat ist darin naturgemäß der Hauptgegenstand. Aber nicht bloß um innere Zustände handelte es sich, der Blick mußte auf die deutsche und europäische Lage gerichtet werden. Welche Stellung Preußen der deutschen Einheitsbewegung und der internationalen Revolution gegenüber einzuhalten habe: darauf kam es an; es waren doch wieder universalhistorische Probleme.

Revolution. Deutsche Einheit. Orientalische Frage

Die beiden ersten Denkschriften — von Mitte Mai die eine, von Anfang Juli die andre — hätten sehr gut in einer neuen Auflage der Historisch-politischen Zeitschrift stehen können — es sind geschichtliche Zusammenfassungen der Ereignisse seit der Februarrevolution. Nach dem Aufstande vom 18. März hatte König Friedrich Wilhelm IV. seine tiefe Antipathie gegen das moderne Repräsentativsystem überwunden und eine Volksvertretung, wie dieses es forderte, gewährt. Die preußische Nationalversammlung trat zusammen, aber alsbald bereitete sie der Regierung Schwierigkeit und erfüllte den König mit Unwillen; denn eine radikale Partei trat in ihr hervor, die in ihren Ansprüchen weit über den herkömmlichen Liberalismus hinausging.

In diesem Augenblick nun übergab Ranke seine erste Denkschrift. Aber Rat enthält sie keinen, sie konstatiert nur, wie es gekommen ist, und wie es nun steht. Das Pariser Ereignis vom 24. Februar ist ihm nicht ein bloß französisches, sondern ein europäisches Ereignis. Er nimmt eine internationale revolutionäre Propaganda als völlig gewiß an: von Paris aus habe sich diese fast gleichzeitig auf die beiden kräftigsten deutschen Staaten geworfen. Weder in Wien noch in Berlin siegte der Angriff durch Waffengewalt, aber „er behielt den Platz." Noch ließ sich zweifeln, ob hierbei das konstitutionelle oder das radikal republikanische Element vom Vorteil sei. Das Wahlgesetz aber, das die preußische Nationalversammlung gab, und demzufolge „die Handwerker und Taglöhner in Stadt und Land plötzlich zu einem Anteil an der Staatsgewalt kamen, von dem sie keine Ahnung hatten," zeigte deutlich, wie die Sache stand. Hierdurch waren nun die preußischen Dinge ganz verwirrt worden, indem ja der altpreußische Staat, wie er bis zum März gewesen war, immer noch warme Anhänger besaß. „Drei Welten — so schließt die Denkschrift — stehen einander gegenüber: die des alten Staates, zurückgedrängt, in sich geschwächt, aber mit nichten besiegt, — die konstitutionelle, die jedoch erst zu einer Repräsentation gelangen will, — die radikale, welche die Begierden der Nichtsbesitzenden in den Kampf ruft, von energischen Naturen geführt und alles zu wagen entschlossen ist."

Der König entschloß sich zunächst, auf dem Boden des konstitutionellen Wesens zu verharren, zugleich aber „nie sein Haupt vor der Demokratie zu beugen." Er richtete seine Blicke nach England und suchte sich über das Verhältnis zu unterrichten, in dem dort Königtum und Parlament zu einander stünden. Mit schmerzlicher Enttäuschung erfuhr er, daß dort auch in Militärsachen das allgemeine konstitutionelle Prinzip gelte;

daß der Souverän wohl allein befehle, daß aber für jeden Befehlsakt jemand verantwortlich sein müsse: das Wesen des preußischen Staates selbst schien ihm dadurch betroffen. Aus der Zeit dieser Zweifel und Bedenken stammt die zweite Denkschrift Rankes. Auch diese ist, wie gesagt, weit entfernt, praktische Vorschläge zu thun; sie giebt aber doch eine allgemeine Richtung an, die die Regierung des Königs einzuschlagen hätte. Ein ungeheures Gebiet — das ganze, das einst Napoleon überwunden hatte — sei von revolutionären Konvulsionen ergriffen: „Man könnte — sagt Ranke — eine Parallele ziehen zwischen den Siegen der Franzosen von 1792 bis 1812 und dem Fortschritt ihrer Ideen von 1818 bis 1848; denn giebt es nicht auch eine Invasion von fremden Ideen?“ Die Macht fehle wohl, die damals alles in militärischen Banden hielt; die revolutionären Grundgedanken der innern Politik aber, aus denen diese Macht hervorgegangen, seien um vieles weiter getrieben und um so populärer, je weniger sie gezügelt würden. Zu wünschen sei nur, daß man in Deutschland nicht fremder Hilfe bedürfe, um den innern Verwirrungen ein Ende zu machen; in Preußen, „wo das Mutterland eines gesunden, mit den Interessen der Bevölkerung verbündeten Königtums ist,“ müsse man den Versuch machen, ein solches wieder herzustellen, „wenngleich in etwas modifizierten Formen, um die Anarchie selbständig, klug und kraftvoll zu bekämpfen; von hier müßte eine wohlüberlegte, wohlvorbereitete Restauration ausgehen.“

Was hier geraten wird, ist Festhalten an den alten Ordnungen, aber Nachgiebigkeit im Äußerlichen, in Nebendingen. Die nächste Denkschrift — sie ist von Ende Oktober und diesmal durchaus praktisch-politisch — geht einen Schritt weiter.

Die Lage hatte sich inzwischen nicht unwesentlich geändert: die Niederlage, die die Revolution in

Österreich erlitten, wirkte niederschlagend auf den Radikalismus auch in Deutschland. Der König hätte daran denken können, in die Bahnen der ständischen Monarchie zurückzukehren und die Reform des Staates in seinem Sinne durchzuführen. In Österreich hat man bald darauf einen ähnlichen Weg betreten. Eben darin, meinen wir, zeigt sich aber die hohe Weisheit dieses Beraters, daß er davon abrät und viel entschiednere Zugeständnisse an die Zeittendenzen ins Auge faßt, als er es im Sommer gethan hatte.

Die Denkschrift stellt vier Fragen auf, von denen sich vier auf die innern Verhältnisse Preußens beziehen. Die erste lautet: „Ist eine konstitutionelle Verfassung an sich anzuraten?“ Ganz unbedingt wird sie bejaht. Denn einmal existiere das kräftige preußische Beamtentum, das den alten Staat zusammengehalten habe, nicht mehr: „die höchsten Organe der Regierung wissen nicht mehr, was Gehorsam ist, und können deshalb auch nach unten hin keinen Gehorsam finden.“ Der zweite Grund liege darin, daß sich die Menschen nun einmal gewöhnt hätten, „das Leben des Staates nur in konstitutionellen Formen zu denken.“ Es ist das ein Gedanke, mit dem sich Gentz schon nach dem Gelingen der Julirevolution resigniert hatte: die letzte größere Arbeit seiner Feder — ein Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ — war davon erfüllt. Ranke hatte die konstitutionellen Ideen in seiner Historisch-politischen Zeitschrift gleichfalls wiederholt als eine der Triebkräfte des geschichtlichen Lebens der Gegenwart anerkannt: nur daß er daneben noch andre wahrnahm, nicht weniger stark und lebensfähig, die jenen sich keineswegs unterzuordnen hätten. Für Deutschland, für Preußen speziell hatte er im Gegenteil diese als das Bestimmende angesehen, jene abgewehrt wissen wollen: nun — nach den Erfahrungen des Sturmjahres — gab er ihre Bedeutung auch für das Vaterland zu. Wäre indes auch

darüber hinwegzukommen, so lag doch seiner Meinung nach in dem Verhältnis zu Deutschland ein entscheidender Grund: „in den südwestlichen deutschen Ländern — sagt er — ist das konstitutionelle Wesen gleich bei ihrer ersten Gestaltung gepflanzt worden, und zwar als Sache der gesetzmäßigen Freiheit; es hat Wurzel geschlagen, weil es die einzige Schutzwehr gegen die Willkür kleiner Regierungen darbot. Selbst in Bayern verdankt der Protestantismus die Erhaltung in seinen Rechten den konstitutionellen Formen. Man kann dies nicht rückgängig machen, noch auch ignorieren; es wirkt vielmehr unaufhörlich auf Preußen zurück."

Zu dieser Ansicht scheint Ranke erst damals, als die ganze Stärke und Tiefe der deutschen Einheitsbewegung offenbar ward, gekommen sein. Denn nach den Gesichtspunkten, die er fünfzehn Jahre früher in der Historisch-politischen Zeitschrift über Deutschland festgehalten hatte, begreift man nicht recht, warum in Preußen nicht das altständische, in Bayern und Württemberg das konstitutionelle System gelten sollte: dort war eben das Repräsentativsystem noch nicht eine geschichtliche Macht geworden, es hatte noch keine Wohlthaten gestiftet, und es waren auch keine solchen zu erwarten. Aber die Rücksichtnahme auf Preußens deutsche Stellung ließ ihn die Sache nun anders ansehen: das alte fridericianische Preußen habe sich lange Zeit für sich selber fortbewegen können; das neue vermöge das nicht mehr. Ranke erinnert an die Presse: „ein gemeinschaftliches Preßgesetz muß es geben, und dies muß gleichförmig gehandhabt werden." Endlich liege auch ein Teil der Macht und europäischen Bedeutung Preußens in dem Zusammenhang mit Deutschland, man könne nicht wieder zurücktreten, man könne sich nicht ausschließen. Österreich scheine dies thun zu wollen; umsomehr sei es Preußens Pflicht, die Verwirrung in Deutschland zu beenden. Aber um den Einfluß, der ihm natur-

gemäß zukomme, ausüben zu können, müsse es den Gedanken einer Konstitution realisieren; denn das konstitutionelle Wesen — so wiederholt er — müsse ohne Vorliebe und ohne Haß angesehen werden „als eine Form, in welcher die jetzigen Menschen nun einmal leben wollen."

Die nächste Frage, die sich ergebe, wäre: was bei der Konstitution vor allem zu vermeiden sei? Da warnt er — ganz im Sinne der „Zeitschrift" — ernst und eindringlich vor jeder Nachahmung fremden Wesens. Insbesondre der Begriff der Volkssouveränität müsse ihr fern bleiben. Die königliche Macht dürfe nicht als bloßer Ausfluß des Volkswillens erscheinen, wie in revolutionär konstitutionellen Monarchien, sondern wie in England — als „etwas ureignes, unabgeleitetes, ursprüngliches." Freilich könnte man meinen, auch in Preußen habe nun jener revolutionäre Begriff legale Geltung erlangt. Aber Ranke verneint es. Wohl sei das Bestreben der Nationalversammlung dahin gegangen, ihm solche zu verschaffen, noch sei es jedoch nicht geschehen. Indem die Krone das Recht festgehalten, ihre Minister frei zu ernennen, habe sie ihre Unabhängigkeit behauptet: die öffentliche Meinung sei damit ganz einverstanden gewesen und habe dadurch gezeigt, daß sie sich von dem Begriff der Volkssouveränität, den die Versammlung so offenbar realisieren wollte, mit Entschiedenheit abgewendet habe. Das absolute Königtum sei von der Krone selbst aufgegeben worden; die absolute Volksherrschaft habe die Nation selbst verschmäht. Ein wirkliches Verständnis sei nun erst möglich.

Endlich wird ins Auge gefaßt, welches denn die Hauptbedingung zu einer haltbaren Konstitution wäre. Darauf, ob der Weg der Vereinbarung mit den Abgeordneten weiter zu versuchen sei, oder ob die Konstitution oktroyiert werden solle, wird nicht eingegangen, nur dies wird hier betont, daß das allgemeine Stimm-

und Wahlrecht beseitigt werden müsse. Dies sei möglich, denn „glücklicherweise haben die großen Massen kein eigentlich politisches Interesse; sie suchen Erleichterung ihres Zustandes; sie wollen vor allen Dingen ihren Lebensunterhalt gesichert sehen." Hierzu hätten sie auch gerade im preußischen Staat infolge der allgemeinen Dienstpflicht gegründetern Anspruch als irgendwo sonst. Die gesundeste Politik rate, diesen Anspruch zu befriedigen: „Entweder muß man die Nichtbesitzenden von der Dienstpflicht ausschließen, oder sie durch Aussicht auf nährende Beschäftigung auch für die Zukunft dem Staat verpflichten." Da das erste nicht angehe — denn es würde die Kriegsmacht schwächen —, so bleibe nichts übrig als das zweite. Ranke geht — offenbar von den französischen Theoretikern des Sozialismus leise angeregt — so weit, zu raten, der Staat möge — „mit sorgfältiger Wahrung der privaten Thätigkeit" — die Arbeit organisieren und vielleicht das Recht auf Arbeit anerkennen: man könnte sich denken, daß der Staat besonders die zum Kriegsdienst fähigen Arbeiter während des Friedens unter militärischer Organisation beschäftigte . . . man könnte Arbeiterkohorten bilden für die Anzahl der noch erforderlichen öffentlichen Bauten, Stromregulierung, Landesurbarmachung u. s. w. Aber politische Rechte seien den Nichtbesitzenden nur in geringem Maße eingeräumt worden, so wie in der römischen Republik die ganze Masse der Proletarier nur eine einzige Centurie bildete von 193, die zu stimmen hatten.

Man würde viel zu weit gehen, wollte man behaupten, der König sei eben durch die Ratschläge Rankes zu der Haltung, die er in der Folge einnahm, und die jenen so ziemlich gemäß waren, bestimmt worden; aber — wie Ranke später selbst sagte — er nahm Rücksicht darauf; die Stimme des Geschichtschreibers gab denen der Staatsmänner und Offiziere um ihn, die zur Festigkeit mahnten, größeres Gewicht. Noch ein-

mal, im November, da die Auflösung der widerspenstigen Nationalversammlung beschlossen ward, scheint Ranke dann über die innern Angelegenheiten des Staates befragt worden zu sein; wenigstens liegt der Entwurf einer Thronrede, datiert vom 5. November, vor, in der jene Auflösung verkündigt wird: die Thätigkeit der Nationalversammlung habe zum Gegenteil von dem geführt, was man von ihr hoffen konnte, sie habe ihren Beruf nicht erfüllt. Hierauf wird der Entschluß ausgesprochen, eine Verfassung zu oktroyieren, zugleich aber das Versprechen gegeben, daß jeder ihrer Punkte einer neuen Versammlung zur Revision vorgelegt werden solle.

Der Entwurf Rankes hat wenigstens formell keine Verwendung gefunden, aber die Politik des Königs bewegte sich doch in der nächsten Zeit in den von ihm vorgezeichneten Bahnen.

Die folgenden Denkschriften, die bis in den Januar 1851 reichen, beschäftigen sich nur mit dem Verhältnis Preußens zu Deutschland und zur deutschen Frage.

Berührt war, wie wir sahen, dieser Gegenstand schon in dem Memoire vom Oktober 1848. Hauptsächlich ob Preußen das Kaisertum annehmen dürfe und solle, wird in seinem zweiten Punkte erörtert. Vor allem erinnert Ranke an den Unterschied von Kaisertum und Empire. Das deutsche Kaisertum sei seiner Natur nach konservativ, sei es immer gewesen und werde es immer sein. Dagegen würde eine unbeschränkte Gewalt mit revolutionärer Tendenz unnational sein und auch die Grundlage der heimischen preußischen Macht zerstören, sie wäre nur ein Übergang zu einem republikanischen Umsturz. Wer in Deutschland eine höchste Gewalt dauernd und segensreich ausüben wolle, müsse sich entschließen, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten und den Begriff des deutschen Fürstentums anzuerkennen. Dann habe er

die großen gemeinsamen Anliegen, die notwendig erledigt werden müßten, in Angriff zu nehmen und durchzuführen. Die Frage sei nun, ob man den Einfluß, der aus der Leitung dieser allgemeinen Angelegenheiten entspringe, selbst ausüben oder ihn andern überlassen wolle. Ranke ist durchaus für das erste, denn — meint er — man habe nur die Wahl, Einfluß auszuüben oder zu erfahren.

Viel eingehender ist die Denkschrift vom Ende März 1849, sie ist die umfangreichste von allen. Inzwischen war freilich die ganze Frage viel akuter geworden. Durch den Beschluß, daß außerdeutsche Gebiete nur durch Personalunion von deutschen Bundesfürsten besessen werden könnten, hatte die Frankfurter Nationalversammlung mit Österreich gebrochen: die Abgeordneten dieses Staates waren bald darauf abberufen worden. Der Plan, Deutschland mit Ausschluß von Österreich zu einer größern Einheit zusammenzufassen, war nun gefaßt und auf die Tagesordnung gesetzt worden; die Verfassung, die aus ihm hervorging, war im März beendet, die Parteien hatten sich dahin vereinigt, dem König von Preußen die erbliche Kaiserkrone anzubieten: am 27. März wurde die Wahl in Frankfurt feierlich vollzogen, am 31. März kam die Nachricht davon nach Berlin. Nach dem Datum der Denkschrift ist sie noch ohne Kenntnis dieses Ereignisses geschrieben worden, aber längst war bekannt, daß es vorbereitet werde: schon im Spätherbst des vorhergehenden Jahres waren zwischen Frankfurt und Charlottenburg, wo der König weilte, Unterhandlungen geführt worden, die aber zu keinem Ziel gelangten; Friedrich Wilhelm IV. war durchaus abgeneigt, von einer Versammlung, die denn doch auf dem Boden der Revolution stand, die Kaiserkrone anzunehmen. Dies war in seiner Umgebung, es war selbst in weitern Kreisen bekannt.

Die Denkschrift beginnt mit einem historischen Rückblick auf den deutschen Bund, seine Entstehung und seine Entwicklung. Jetzt, nach mehr als einem Dezennium neuer Erfahrungen urteilt Ranke viel ungünstiger über diesen als in der Historisch-politischen Zeitschrift. „Eine Versammlung von getrennten Souveränitäten — giebt er zu — konnte niemals das Reich ersetzen und die allgemeinen Angelegenheiten befriedigen.“ Wenn er 1832 in der deutschen Militärverfassung, in Preßgesetzgebung und Handelsverbindungen einigende Momente gesehen hatte, so gesteht er jetzt, daß der Bund nichts gethan habe, um diese zu fördern; er setzt aber auch hinzu, daß es so nicht länger bleiben konnte. „Der Mensch — sagt er — lebt in allgemeinen Ideen, die den Geist nähren, indem er ihnen nachhängt oder sie hervorbringt: wie der Religion, so bedarf er des Vaterlandes. Läßt sich aber erwarten, daß ein Nassauer oder selbst ein Neuwürttemberger im Gefühle seiner neuen und aufgedrungnen Landesgenossenschaft seine Seele befriedigt fühlen sollte? Er gewann weder geschichtlichen Grund und Boden, noch eine Auskunft auf die Zukunft.“ Indem er also zugiebt, daß das Bedürfnis einer größern Einheit — „zugleich ideal und höchst real“ nennt er es — berechtigt ist, muß er auch dem Beginnen der Frankfurter Versammlung eine gewisse Berechtigung zugestehn. Aber den Versuch, den sie unternommen hatte, jene Idee der Einheit zu fixieren und durch Institutionen zu entwickeln, bezeichnet er als sehr mangelhaft: die Frankfurter Konstitution sei eine Mosaik von schwarz und rot und weiß und gelb, da sei ein erblicher Kaiser, und daneben ein Wahlgesetz, bei dem eine einigermaßen geordnete Republik nicht bestehen könnte; man habe die Erklärung, alle Gewalt gehe vom Volke aus, verworfen und wolle dem Kaiser doch nur ein suspensives Veto zugestehen; man habe endlich für die Selbständigkeit der einzelnen

Staaten keine Gewähr geschaffen. Überhaupt, in dem Verhalten der Versammlung gegenüber den Fürsten sieht er ihren größten Fehler. „Wir wollen — sagt er — die Frankfurter Nationalversammlung nicht zu gering anschlagen; sie ist aus allen Teilen des Vaterlands zur Beruhigung der Empörungen unter gesetzlichen Formen zusammengekommen; sie hat sich unleugbare Verdienste um die Aufrechterhaltung der Ordnung erworben — aber wesentliche Macht besitzt sie nicht." Wie aber könnte ohne diese ein politisches Reformwerk von solcher Schwierigkeit unternommen werden! Das sei die große Lehre des Jahres 1848, daß das konstitutionelle System zu seinem eignen Bestehen eines unabhängigen und mit eigner Macht ausgestatteten Monarchen bedürfe. Nun aber sei die Nationalversammlung in ihrer Majorität selbst zu dieser Einsicht gelangt: indem sie sich an den mächtigsten Fürsten wende und ihm die Krone anbiete, verlasse sie den Kreis des Schattenhaften und trete in das Gebiet der Realität. Der König von Preußen besitze immer noch eine Macht von Gottes Gnaden, er stehe an der Spitze der größten Armee, er könne mit freiem Entschluß annehmen oder ablehnen, er könne seine Bestimmungen aufstellen. Die erste wäre, daß die Verfassung, die man ihm anbiete, ausführbar sein müßte; die zweite, daß die Fürsten damit übereinstimmen. Was den ersten Punkt betrifft, so wiederholt Ranke, was er schon in Bezug auf die preußische Verfassung gesagt hatte: es müßte alles vermieden werden, was das Dogma der Volkssouveränität in sich schlösse. Auf den zweiten Punkt geht er genauer ein. Weitaus der größte Teil der Fürsten stimme mit dem Antrage der Nationalversammlung überein, weil der Bund von 1815 sich als ungenügend erwiesen habe, und sie ohne den Arm der preußischen Armee verloren sein würden. Seiner Meinung nach könne darüber kein Zweifel aufkommen, daß Preußen diesen Schutz

gewähren solle: „Preußen ist mit allem, was in der deutschen Nation geschieht, in so enger Berührung, daß es unmöglich irgendwo einen Zustand der Verwirrung überhand nehmen lassen darf.“ Im Jahre 1814 hätten beinahe dieselben Fürsten das Kaisertum verlangt, damals hätten sie angeboten: Vollstreckung der Bundesbeschlüsse, Einrichtung des Bundesgerichts und Vollziehung der Urteile desselben, Vertretung nach außen, Direktion der Reichsbewaffnung. Sie würden heute nicht weniger zugestehen können. Überdies spiele nun aber Preußen durch den Zollverein eine große Rolle in den Handelssachen. Die Verfassung von Frankfurt füge die Leitung der Reichsfinanzen und das Recht des Kriegs und Friedens hinzu, das früher nur der Gesamtheit des Bundes zustand. Auf dieser Grundlage nun müsse eine Gewalt gebildet werden, „deren Rechte den Pflichten entsprechen, welche sie übernimmt.“ Dem Staatenhaus, das die Frankfurter Konstitution einsetze, sei eine Anordnung zu geben, „bei welcher die Besonderheit der einzelnen Fürstentümer und ihrer Landschaften gesichert ist.“ „Welch eine Aussicht bietet sich dar — ruft Ranke am Schluß dieses Abschnittes aus —, die Macht noch einmal mit den Ideen der Nation in Einklang zu bringen, wenn sich die Fürsten einem Haupte anschließen und in Übereinstimmung mit dem gesunden Teile der Nation gemeinschaftliche Sache zur Bekämpfung innerer und äußerer Feinde machen! Die Idee des Kaisertums fällt wie ein Strahl des Lichtes in dieses Chaos.“

Auch der Stellung des Auslandes zur deutschen Frage gedenkt Ranke in dieser Denkschrift. Hier drückt er sich voll würdigen Selbstgefühls aus: eine Einmischung der fremden Mächte in die deutsche Angelegenheit müsse zurückgewiesen werden. Dies habe selbst der alte Bundestag gethan: er erinnert an jenen Fall von 1834, dessen wir oben gedachten. Aber eine sorg-

fältige Rücksichtnahme auf die europäischen Verhältnisse fordert er doch, sie müsse sich besonders in der Wahl des Titels für das künftige Oberhaupt manifestieren. Kaiser der Deutschen sei zu umfassend, er würde einen Anspruch auf Beherrschung der Kurländer, der Schweizer, der Holländer in sich schließen; er schlägt dagegen vor „Kaiser im deutschen Bundesstaat": wer nicht in den Bundesstaat trete, werde so von keinem Anspruch berührt, der jenen Titel in sich schlösse.

Dem Ausgleich mit Österreich ist ein besondrer Abschnitt gewidmet. Er verlangt „Schonung und Nachdruck" in den Verhandlungen mit dem jungen Kaiser. Von einer engern Vereinigung ohne Österreich dürfe man nicht abstehen; aber das so neugestaltete Deutschland müsse „in ein unaufhörliches Verhältnis zu dem neugestalteten Österreich treten," ein „ewiger und nationaler Bund" mit ihm geschlossen werden, in jedem Verteidigungskriege der deutsche Staatenbund dem Hause Österreich zu Hilfe kommen, und umgekehrt. Wenn Österreich bis dahin Italien und Deutschland durch indirekte Mittel zu regieren gesucht habe und dadurch in eine falsche Stellung geraten sei, so werde es nun in Italien eine direkte Macht ausüben und dadurch die Ordnung dort wiederherstellen können; in Deutschland werde diese Aufgabe Preußen erfüllen. Ranke erinnert an die Zeiten Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen: er findet eine Analogie zwischen den damaligen und den gegenwärtigen Zuständen. „Ist es nicht der Mühe wert — fragt er —, den Papst in Rom aufrecht zu erhalten, die Zerstreuung der Heiligtümer der katholischen Kirche zu vermeiden?" Das Symbol des Doppeladlers deutet er auf eine Zweiteilung des deutsch-italienischen Machtgebietes zwischen Österreich und Preußen.

Man staunt, wie nahe die Gedanken des Geschichtschreibers die Bahn streifen, die die Geschicke

Deutschlands einschlagen sollten: es ist etwas prophetisches in ihnen. Von der Grundansicht, die er einst in der „Zeitschrift" ausgesprochen hatte, ist er nicht abgewichen, aber die Wandlungen, die seitdem geschehen sind, haben sie im einzelnen vielfach modifiziert: den Bund giebt er preis, das enge Einverständnis von Österreich, das er mit Gentz immer für die wesentlichste Vorbedingung von Deutschlands Gedeihen betrachtet hatte, soll außerhalb des Bundes in einer mehr internationalen Verbindung seinen Ausdruck finden; woran er damals nicht gedacht — Preußen trete an die Spitze des geeinigten Deutschland, aus dem Österreich auszuscheiden sei, aber die Selbständigkeit der mittlern und kleinern Staaten bleibe erhalten. Den konstitutionellen Ideen, die er damals als der Nation im innersten fremd und durchaus nicht gemäß völlig abgelehnt hatte, will er eine gewisse Geltung einräumen. Nach diesem Programm — man darf es so nennen — hat sich nun alles vor unsern Augen entwickelt. Nur daß Österreich sich in Italien nicht behaupten konnte, dafür aber gewann es in den Balkanländern einen nicht unbedeutenden und der Lage der Dinge entsprechenden Einfluß.

Freilich, wenn Ranke dies alles schon in naher Zukunft und von Friedrich Wilhelm IV. ausgeführt, von den Fürsten und Städten Deutschlands angenommen, von Österreich gutwillig zugestanden dachte, so ward er bald enttäuscht. Wohl hat der König von Preußen eine Zeit lang versucht, die Idee eines engern Bundes, der der Einwirkung Österreichs entrückt würde, zu realisieren, aber er vermochte es nicht: nicht nur die europäische Lage war nicht darnach, auch die eigne Kraft versagte, der Staatsmann sollte erst kommen, der das Rankesche Programm durchzuführen den Genius und die Energie besaß. Anderthalb Jahre vernehmen wir nun von Ranke kein Wort über die Angelegenheit

des Tages. Erst im September 1850 nimmt er den Faden wieder auf, diesmal in der Form eines Briefes an Manteuffel. Die deutsche Frage wird darin bereits als verfahren angesehen: von so weit aussehenden Plänen und Umgestaltungen, wie er sie das Jahr zuvor gehegt hatte, vernehmen wir hier nichts. Aber ein engeres Bündnis wenigstens mit den norddeutschen, stammes- und glaubensverwandten Staaten befürwortet er noch immer; der deutsche Bund in seiner frühern Gestalt mitsamt dem Bundestage könne dabei — so meint er — weiterbestehen, wenn Österreich damit nur nicht beabsichtige, eine Autorität für die innere und äußere Politik der Bundesmitglieder aufzustellen. In diesem Fall müßte Preußen sogar einen Krieg darüber wagen: „denn da Preußen mit seinen östlichen Provinzen dem Bunde beigetreten ist, so verlöre es seine ganze, durch welthistorische Kämpfe erworbne, für Europa unentbehrliche Selbständigkeit.“ Aber von der Idee eines deutschen Reichs unter einem erblichen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern ist er doch gleichsam zu der eines norddeutschen Bundes herabgestimmt, den er mit dem Zollverein zu vergleichen nicht ansteht: ein Verein zur Verteidigung nach außen, zur Wiederherstellung der Ordnung im Innern wäre dieser, neben ihm hätte der deutsche Bund so gut Platz wie neben dem Zollverein.

Zwei kürzere Denkschriften stammen aus der Zeit der Olmützer Konferenzen, als Preußen in der deutschen Frage Österreich nachzugeben bereits entschlossen war. In der ersten wurden drei Punkte aufgestellt, auf denen Preußen bestehen solle: eine Abrundung durch hessische oder hannöversche Landstriche, oder wenn dies nicht zu erreichen wäre, das Recht, durch die norddeutschen Gebiete, die Preußen damals noch zerstückelten, Etappenstraßen zu führen; Aufrechterhaltung der versuchten engern Union wenigstens in Norddeutschland unter der

Führung Preußens; einen hinlänglichen Anteil an der Zentralgewalt. In dem zweiten Schriftstück, vom Januar 1851, wird die Thätigkeit des deutschen Bundes vor dem Jahre 1848 einer scharfen Kritik unterzogen: was diesem so oft von den liberalen Zeitungen vorgeworfen worden wäre, daß er zu einer Polizeianstalt herabgewürdigt sei, Ranke steht nicht an, es zu wiederholen. Aber auch die Haltung Preußens tadelt er diesmal, insbesondre dessen Nachgiebigkeit in gewissen brennenden Fragen: sie habe das Zutrauen, „das der vernünftige Teil der ganzen Nation zu dieser Macht haben sollte," am meisten geschwächt. Seiner Bevölkerung, seinen Hilfsquellen nach könnte Preußen in einem deutschen Bunde ganz ungeheure Ansprüche machen. Denn in einem solchen könnten doch die an sich undeutschen Elemente keine Statt haben. In Österreich aber betrage die Anzahl aller Deutschen noch nicht die Hälfte der in Preußen vereinigten. „Abgesehen von allen liberalen Ideen, von Union und Kaisertum: auf dem Boden der effektiven Macht könnte sich Preußen als das Zentrum einer großen deutschen Konföderation aufstellen; die andern würden als seine Satelliten erscheinen." Diese Naturansprüche aber könnten nicht auf Konferenzen durchgeführt werden, dafür müßte man „den offnen Krieg unternehmen." Indem man den Weg der Unterhandlungen betreten, habe man der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß der Krieg in diesem Augenblick durch den Widerstand von ganz Europa und durch demokratische Sympathien höchst gefährlich wäre. Durch das Olmützer Protokoll habe sich Preußen Österreich angenähert; es habe den Boden der rein nationalen Forderung für den Augenblick verlassen, von der Realisation seiner Naturstellung abstrahiert und bereitwillig die alte Verbindung Österreichs mit Deutschland anerkannt. Dagegen habe Österreich versprochen, den natürlichen Ansprüchen von Preußen

Berücksichtigung zu gewähren, und die seinigen bloß aus dem Bundesrecht zu deduzieren. Er hoffe, daß die Verhandlungen zu einem guten Ende führen würden. Er wiederholt die drei Bedingungen, die er den Monat zuvor von Preußen erhoben wissen wollte. Den Mittelstaaten möge in ihrem Kreise eine größere Autonomie zugestanden werden, wenn sie sich nur verpflichteten, kein Bündnis mit auswärtigen Mächten einzugehen, der Militärverfassung in derselben Weise Folge zu leisten wie bisher. In der Gesetzgebung müßte die Presse ihrem Einfluß entzogen werden, da sich deren Wirksamkeit nicht auf einzelnes Land beschränke. Einmischung des Auslands fürchtet er nicht sehr; wenn man sich nur mit Österreich verständigt habe und etwa noch eine Übereinstimmung mit Rußland erziele, so wäre der Erfolg gesichert. Beiläufig berührt er hier auch noch einmal die innern Angelegenheiten Preußens: vor einer entschiednen Reaktion im Sinne der alten Monarchie rät er entschieden ab. „Es scheint unmöglich zu sein — sagt er —, daß ein bloß repressives Ministerium sich in Preußen behauptet; seitdem einmal den Kammern ein gewisser Einfluß auf die öffentliche Gewalt eingeräumt worden, ist die Regierungsgewalt nicht mehr mächtig genug hierzu. . . . Bei dem heutigen Zustande der Welt kann ein Volk, das sich von der Gerechtigkeit und Dringlichkeit gewisser Forderungen überzeugt hat, schwerlich mehr regiert werden, wenn seine Führer die Erreichung derselben verhindern wollen."

So versteht Ranke immer die Lage des Moments ins Auge zu fassen. Was er 1849 geraten hatte, ist 1850, 1851 nicht mehr auszuführen. Österreich sah sich, trotz großer Schwierigkeiten im Innern, zu einer gebietenden Position emporgehoben: auf eine Umgestaltung der deutschen Dinge, wie sie Ranke geplant hatte, konnte es nicht eingehen, auch die übrigen Mächte hätten es bei der

damaligen Konstellation nicht geschehen lassen. Gut denn, so vergleiche sich Preußen mit Österreich. Wohl bezeichnet Ranke eine gewisse Grenze der Nachgiebigkeit, die nicht überschritten werden dürfe, aber jene drei Bedingungen, von denen er ausging, wurden in Olmütz nicht erfüllt, und er sah jene Grenze dennoch nicht verletzt: „Olmütz war unsre Rettung," pflegte er noch in spätern Jahren zu sagen. So sehr er indes von dem Gedanken erfüllt ist, daß das Heil Deutschlands in der Einigkeit seiner beiden Hauptmächte liegt: er deutet doch einen Fall an, wo der Krieg zwischen diesen noch einmal unvermeidlich wäre. Auch damit sieht er prophetisch in die Zukunft. Auf der andern Seite ist ihm völlig klar, daß trotz der augenblicklichen Niederlage der liberalen Sache und der Wiederbefestigung der legitimen Gewalten doch auch auf diesem Gebiet ein Ausgleich erfolgen muß. Auch hier hat ihm der Ausgang recht gegeben.

Den Zusammenhang des Ganzen verliert Ranke auch über den Einzelheiten der praktischen Fragen, mit denen er sich hier beschäftigt, nicht aus den Augen. Es ist gleichsam ein doppeltes universalhistorisches Problem, das er wahrnimmt: einmal wie die historischen Institutionen, die noch eine Berechtigung in sich tragen, mit den liberal-demokratischen Ideen, denen das Zeitalter anhing, zu versöhnen seien; dann wie die Einheit Deutschlands durchgeführt werden könne, ohne daß dadurch die einzelnen Stammesindividualitäten vernichtet, die chimärische Idee einer deutschen Republik gefördert, die berechtigten Machtansprüche Preußens sowie Österreichs verletzt würden. Die Lösung hätte vielleicht auch anders erfolgen können, als es dann später geschah und er es voraussah: seine Meinung war nie, daß nur eine Möglichkeit für die Entwicklung der Weltgeschicke gegeben sei. Aber er war ein Preuße, und so faßte er jene Kombination ins Auge, die für

seinen Staat am vorteilhaftesten schien. Nur insofern kann man sagen, daß er jenes Problem mit preußisch gefärbter Brille ansah.

Auch über die große europäische Frage, die durch den Krimkrieg neuerdings aufgerollt wurde, über die orientalische, fand Ranke Gelegenheit, sich in offizieller Weise zu äußern. Manteuffel ward im Frühjahr 1854 mit einer Spezialmission nach Petersburg beauftragt: vor seiner Abreise konferierte er über deren Gegenstand mit Ranke; dieser faßte hierauf die wesentlichsten Punkte seiner Ansicht in ein flüchtig hingeworfnes Memoire zusammen, von dem er kein Konzept zurückbehielt: Manteuffel nahm es nach Petersburg mit, wo er es bei seinen Verhandlungen benutzte; veröffentlicht wurde es bis jetzt nicht. Dagegen ist ein „Gutachten" über die orientalische Frage, das einige Monate später entstanden ist, sowie eine „Politische Denkschrift aus der Zeit des Krimkrieges" von Mitte Dezember desselben Jahres bekannt, aus denen wir die Auffassung Rankes kennen lernen.

Das „Gutachten" erörtert die Frage, wie der Zustand der Rajah im türkischen Reiche sicher und dauernd verbessert werden könnte. Denn die Reformakte vom Jahre 1839, der sogenannte Hatti-Scheriff von Gülhane, die dem Rajah gleiche Rechte wie dem Muselmann zugesichert hatte, war auf dem Papier geblieben; nach wie vor befanden sich die Christen in der Türkei in einem Zustand fast völliger Rechtlosigkeit. Ranke faßt nun nicht etwa wie jener Hatti-Scheriff eine vollständige Gleichberechtigung ins Auge; diese wäre seiner Meinung nach nicht durchführbar. Was er für den Christen verlangt, ist zunächst nur ein sicherer, gesetzlich gewährleisteter Grundbesitz; ferner will er, daß Christen nur von Christen gerichtet und die Aufbringung der Steuern unter ihnen ihren Vorstehern anheimgegeben werden solle. Mit solchen Reformen sei die Integrität der

Pforte recht wohl vereinbar; die Ergebenheit der Christen für den Großherrn würde zunehmen, dieser würde finanziell sogar gewinnen. Als eine Übergangsbestimmung schlägt Ranke vor, den Christen zu gestatten, Waffen zur Verteidigung im Hause zu haben. Eine Kommission der großen Mächte solle darüber wachen, daß diese Bestimmungen wirklich ausgeführt würden.

Friedrich Wilhelm war mit den Ausführungen des Gutachtens völlig einverstanden. Aber die preußische Regierung war nicht in der Lage, dessen Annahme bei den Mächten durchzusetzen. Nachdem ein Reformprojekt Gortschakoffs, das die Christen in der Türkei zu kompakten nationaleu Verbänden vereinigt und unter Rußlands Protektion gestellt hätte, abgelehnt worden war, gab man sich mit einem neuen, sehr radikalen Reformedikt des Sultans, dem Hat Humayun vom 18. Februar 1856, zufrieden, das ein Werk des englischen Botschafters in Konstantinopel Lord Redcliffe war. Vergleicht man das Gutachten mit der russischen Denkschrift und dem Hat Humayun, so kann man sich in der That, wie Sybel sagt, dem Eindrucke nicht entziehen, daß die großen Staatsmänner, die an diesen beiden gearbeitet haben, vorwiegend doktrinäre Politik trieben, der offne Sinn für das praktisch ausführbare dagegen durchaus auf Seite des deutschen Gelehrten gewesen ist.

Die „Denkschrift" faßt die für Preußen wichtigste Seite der damaligen Lage ins Auge: ob dieser Staat dem am 2. Dezember 1854 zu Wien zwischen Österreich und den Westmächten geschlossenen Bündnis, das seine Spitze gegen Rußland kehrte, beitreten solle oder nicht. Ranke verneint es. Er begründet seine Meinung mit einem Hinweis auf die europäische Stellung Preußens, wobei auch die damaligen Positionen der andern Mächte kurz charakterisiert werden:

in Frankreich sieht er das eigentümliche in der Verbindung der Idee von der Nationalsouveränität mit der absoluten Gewalt eines Diktators; England sei durch die Reform des Parlaments nicht geschwächt worden, es habe immer noch die Übermacht auf allen Meeren, es sei Ostindiens und der persisch-indischen Grenzvölker sicherer denn jemals, Belgien sei völlig von ihm abhängig geworden: durch eine Vereinigung von England mit Frankreich wären dem Verteidigungssystem des östlichen Europas seine besten Außenwerke entzogen. Österreich endlich findet er gleichfalls zu einer gewaltigen Macht konsolidiert: die kaiserliche Regierung habe verstanden, alles zu eliminieren, was ihr in den revolutionären Bestrebungen widerwärtig sein könnte, und nur soviel davon behalten, als ihr selbst konveniere. Die zentralistischen Ideen Josephs II. seien unter Franz Joseph wieder an der Tagesordnung und gehoben durch die enthusiastische Hingebung, die die Persönlichkeit des jungen Kaisers bisher erweckte. Man halte nun dort für möglich, zugleich die innere Ruhe durch Befriedigung der Forderungen der Westmächte zu befestigen, die untere Donau zu unterwerfen, in Deutschland die fast verlorene Autorität zu erneuern. Den Westmächten sei es bisher eher feindselig gegenübergestanden, jetzt aber habe es sich mit diesen vereinigt und eine aggressive Stellung gegen Rußland, eine deprimierende gegen Preußen ergriffen: in der Mitte von allen meine es ein großes Spiel zu haben. Diesen drei Mächten gegenüber stehe Preußen verhältnismäßig schwach konstituiert und isoliert da. Die Unterhandlungen, auf denen das Bündnis vom 3. Dezember beruhe, seien vor Preußen geheim gehalten, der Wortlaut des Vertrags vielleicht noch gar nicht mitgeteilt worden. Und so möge man denn auch vermeiden, sich diesem Bündnis anzuschließen: „sich einer auf diese Weise ausgesprochnen

fremden Politik wider die eigne zu fügen im Angesicht der Welt, widerspreche dem Begriff einer großen Macht." Aber deshalb soll man sich doch nicht etwa „im Gefühl seiner beleidigten Ehre" mit Rußland alliieren. Man würde dadurch den Fehler von 1806 erneuern und eine Feindseligkeit auf sich ziehen, die man nicht bestehen könnte. Die Küsten würden von England blockiert, vielleicht verwüstet, die Rheinlande schwerlich gegen die Franzosen behauptet werden; in Deutschland selbst würde Preußen wenig Verbündete finden: der Bruch ginge mitten durch die Nation, „eine Eventualität, die Friedrich II. mit aller seiner Antipathie gegen Österreich nach dem siebenjährigen Kriege, im Jahre 1771, 1778 soviel wie nur immer möglich vermieden hat." Was also dann? Man müßte unterhandeln, insbesondre versuchen, eine Vertragsbasis zu finden, die auch für Rußland annehmbar wäre: weder von einer Schleifung Sebastopols, noch von einer Herabminderung der russischen Flotte im Schwarzen Meer auf eine Anzahl von Schiffen, wie sie jede andre Großmacht besitze, dürfe die Rede sein; ebenso unthunlich sei es, die Durchfahrt durch den Bosporus für Rußland zu beschränken, für die Westmächte nicht. Dagegen müsse sich Rußland alles gefallen lassen, was zur Stärkung der Position der Türkei von den Mächten überhaupt angeordnet werden könnte.

Das Bedeutungsvolle dieser Denkschrift liegt in der Rücksichtnahme, die sie für Rußland fordert: am Schluß wird geradezu gesagt, die letzten Wendungen der Dinge hätten gezeigt, wie nahe sich Preußen und Rußland stünden; Österreich dagegen, das früher immer als der wichtigste Bundesgenosse angesehen worden war, tritt nun zurück: Ranke verzweifelt daran, daß Preußen aus der Unhaltbarkeit seiner europäischen Lage jemals mit dem guten Willen Österreichs herauskommen werde. Damit ist aber zu-

gleich die Signatur der äußern Politik Preußens für die folgende Periode gegeben.

Erscheint Ranke in diesen Denkschriften als berufner Ratgeber des Königs oder seiner Umgebung, so hat er andrerseits auch nicht verschmäht, einem andern deutschen Fürsten in mehr vertraulicher Weise seine Ansichten über die politische Lage der Gegenwart zu entwickeln und Ratschläge daran zu knüpfen. Dieser Fürst war Maximilian II. von Bayern.

Die Beziehungen Rankes zu diesem stammten aus den ersten dreißiger Jahren. Da war Maximilian, damals noch Kronprinz, in Berlin gewesen, und Ranke hatte ihm einige Vorlesungen gehalten, die ihm, wie er später selber sagte, dessen Gunst fürs Leben gewannen. Die ersten Spuren eines brieflichen Verkehrs sind aus dem Jahre 1845. Damals war Max ein Sohn geboren worden, der spätere König Ludwig. Ranke beglückwünschte den Kronprinzen; vorahnend nennt er dies ein Ereignis, das nicht bloß von Bedeutung für das königliche Haus und für Bayern, sondern für alle Deutschen sei: „man hat so viel von einer imaginären Einheit Deutschlands geredet — sagt er u. a. —, daß man das nötigste, Eintracht, darüber zu viel vergessen hat. Ein Pfand dieser Eintracht sehe ich in dem Neugebornen, der den Häusern Hohenzollern und Wittelsbach zugleich angehört. Sei Gott, der ein Gott ist der Katholiken und Protestanten, dafür gepriesen.“ Mitten in den Verwirrungen des Jahres achtundvierzig bestieg Maximilian den Thron; nachdem er sich befestigt fühlte, war eine seiner ersten Handlungen, an Ranke eine Berufung an die Münchner Hochschule ergehen zu lassen. Dieser lehnte ab, aber es blieb keine Verstimmung zurück, bald darauf zeichnete ihn der König durch Verleihung eines hohen

Ordens aus. In seinem Dankschreiben spricht sich Ranke über „das schwere Amt der Historie" aus, besonders schwer in Zeiten religiöser und politischer Parteiung. „Worin besteht ihr wissenschaftlicher Beruf — fragt er —, als darin, sich von denselben nicht ergreifen zu lassen und doch in keinerlei Indifferenz zu verfallen; mitten in der Afterrede und Schmeichelei, die auch die alten Zeiten verdunkeln, die Wahrheit zu suchen; nur dem Großen und Würdigen ihre Anerkennung zu widmen; die ewigen Ideen, die das geistige Leben der Menschheit bedingen, nie aus dem Auge zu verlieren?" Im Herbst 1854 endlich lud ihn der König ein, einige Zeit bei ihm in Berchtesgaden zu verbringen, er eröffnete ihm damit nach Rankes Worten „eine Seite der deutschen Natur und Nation," die er noch nicht kannte. Rankes Aufenthalt daselbst dauerte von Ende September bis Mitte Oktober, er wohnte als Ehrengast des Königs in dessen Villa in Berchtesgaden selbst oder mit ihm auf dem Jagdhaus der alten Fürstäbte zu Wimbach, höher in den Bergen. In seinen Briefen erzählt er, wie er neben Maximilian auf einem kleinen norwegischen Gebirgspferd in unaufhörlicher Unterhaltung dahinreitet; wie ihm der König den eignen Mantel umhängt, damit er sich nicht erkälte, die Königin einen Lindenzweig bricht, um seinen Hut durch eine Hofdame damit schmücken zu lassen. Das erste Zwiegespräch bezog sich auf Religion; es begann am Morgen, am Abend setzte es der König fort: „er hatte — berichtet Ranke — meine Ansicht von dem Geheimnis der Erlösung mit der Lehre von der Sühne, wie er sie in der Jugend gefaßt hatte, in Verbindung zu bringen gesucht. Die Region unsers Gesprächs wurde von den Differenzen der christlichen Parteien nur wenig berührt." Auch politische Fragen wurden an den folgenden Tagen berührt, zumal da

eben die Kunde von dem Fall Sebastopols eintraf. Zuletzt forderte der König Ranken auf, ihm in großen Zügen den Gang der universalhistorischen Bewegung vorzuführen. Hieraus sind die Berchtesgadner Vorträge hervorgegangen, auf die wir noch zurückkommen werden. Als dann Ranke nach Berlin zurückgekehrt war, scheint ihn der König wiederholt um die dortige Auffassung der politischen Lage befragt zu haben, wir hören von „fünfzehn Fragen" des Königs, die Ranke am preußischen Hofe vorgelegt, und die dort die lebhafteste Teilnahme erregt: das Original ging durch den bayrischen Gesandten von der Pfordten nach München zurück. Ungefähr zur selben Zeit, da er jene Denkschrift über die orientalische Frage verfaßte, schrieb Ranke dem König allerlei Gedanken über die damalige Konstellation: es schwebe eine dunkle Gefahr über Deutschland und Europa, eine unbestimmte Furcht vor dem Schlimmen regiere die Welt und gebe dem einzelnen eine Stellung, in der er nicht mehr ganz er selber sei: „Was hat — fragt er — in unsrer Nachbarschaft einen Kaiserthron aufgerichtet? Die Besorgnis vor einer sozialen Umwälzung, mochte sie gegründet sein oder nicht. Was treibt ein andres Kaisertum in die gefahrvollen Bahnen von Verbindungen, die es nicht übersehen, noch beherrschen kann? Die Furcht vor der Einwirkung mächtiger Nachbarn auf seine innern Zustände." Das Frühjahr darauf suchte er sich, wie er selbst sagt, über die am preußischen Hofe gefaßten Entschlüsse und deren Motive, so genau er konnte, zu unterrichten, um sie dem König mitteilen zu können; er glaubte ihm dies schuldig zu sein: man sei entschlossen, die Neutralität und den friedlichen Zustand, den man bis jetzt innegehabt hätte, auch fernerhin zu behaupten; er selbst ist damit ganz einverstanden, nur zweifelt er, ob es gelingen werde, Österreich vor kriegerischen

Entschlüssen zurückzuhalten. Die Position Napoleons III. findet er damals schon ungeheuer und bedrohlich. Er erzählt von einem Gespräch mit Lord Russel, dem er entnommen habe, daß Österreich und England ursprünglich nicht abgeneigt gewesen seien, auf die russischen Vorschläge einzugehen; aus Rücksicht auf Frankreich habe dann aber alles eine andre Wendung genommen. Napoleon habe alle Hauptstädte der alten Welt inne, Rom, Athen und Konstantinopel; den Engländern erscheine eine Allianz mit ihm als eine unbedingte Notwendigkeit, beiden folge Piemont; er beherrsche Österreich durch Furcht, Beispiel und Unterstützung mit französischen Kapitalien: „vor unsern Augen richtet er, ehe er sich noch in Frankreich recht sicher fühlt, das Empire seines Oheims wieder auf. . . . Sollen wir Deutsche — ruft er aus — es auf uns kommen lassen, abermals nicht gesehen zu haben, was uns zum zweitenmale bedroht! Wäre Österreich verblendet genug, dazu die Hand zu bieten — Preußen will es nicht thun.“

Man sieht, wie in jenen Jahren seine Auffassung der allgemeinen Lage eine ziemlich düstere ist; in der offiziellen Denkschrift tritt das nicht so sehr hervor, da ist er zurückhaltend und gefaßt — hier, wo er sich vertraulich äußert, schlägt doch die Überzeugung durch, daß es zu einem großen Kampfe kommen werde: die Krisen von 1859 und 1870 werden in der Ferne gesehen.

Eben in dem Jahre, da die erste ihren Verlauf nahm, sah Ranke den König wieder auf dem Wimbacher Jagdschloß, dann in München, wo er ihm „einen langen Vortrag“ — offenbar über die Verwicklungen der Gegenwart — hielt; im November schrieb er ihm einen langen Brief, der mehr allgemein historische Fragen behandelt, doch auch einige Beziehungen auf die Gegenwart enthält, so wenn es

heißt, es sei ein gefährlicher Grundsatz, daß jemand um einer welthistorischen Aufgabe willen berechtigt sei, Unrecht gegen dritte zu thun. Das sei ebenso viel, wie dem Grundsatz der Jesuiten zu folgen: der Zweck heilige die Mittel, in majorem Dei gloriam sei alles erlaubt. 1862 berührte er in seinem Glückwunschschreiben zu des Königs Geburtstag die Katastrophe des bayrischen Hauses in Griechenland. Er sieht darin einen Treubruch der Garantiemächte, insbesondre Englands: „der englische Einfluß hat alles gethan, um den Thron zu unterwühlen und seine Autorität zu schwächen. Der russisch-französische Einfluß, verbunden mit neu-italienischen Einwirkungen, hat dann alle widerstrebenden Elemente, die zum Teil nach der alten Barbarei zurückstreben, zum Teil Ziele verfolgen, die doch nicht zu erreichen sind, wachgerufen."

Momente des eignen Lebens

Es giebt Menschen, die gleichsam zwei Leben führen: das eine im Haus, bei den Ihren, in der Gesellschaft, in ihrem täglichen Beruf; dann ein zweites innerliches, in ihren Gedanken. Bei den Gelehrten ist dies am häufigsten: was in ihren Studien vorkommt, was sie in ihren Büchern niederschreiben, es hat gewöhnlich keine Beziehung zu ihrem übrigen Dasein; das geht so unvermittelt neben einander hin. Dann sind aber andre, bei denen sich jedes, auch das alltäglichste Ereignis auf einen geistigen Mittelpunkt bezieht und von diesem wie verklärt wird. Das sind die, die ein wahrhaftes Leben führen, harmonisch in sich abgeschlossene Naturen. Zu diesen gehörte Ranke.

Am Beginn dieses Zeitabschnittes starben ihm rasch nach einander beide Eltern, zuerst der Vater, dann die Mutter. „Du weißt, wie sehr wir sie liebten — schrieb er an Ritter —, wie sehr sie das um uns

verdient hatten. Die größte Hälfte ihres Lebens haben sie nichts vorgenommen, ich möchte sagen nichts gedacht, was sich nicht auf die Erziehung und das Fortkommen ihrer Kinder bezog. Ihr Glück war, daß sie uns alle zuletzt in einem erwünschten Zustande sahen. Jetzt sind sie nun dahingegangen: ohne lange Krankheit, unerwartet, ohne Schmerzen; so kurz hinter einander, obwohl die Mutter um vieles jünger war. Gott hab sie selig miteinander, die Guten! Für uns und besonders für mich ist die Welt durch ihren Tod nun ein gutes Teil ärmer und öder geworden."

Der Kreis seiner äußern Existenz erweiterte sich dagegen in diesen Jahren ungemein. Nachdem Eichhorn und Savigny Minister geworden waren, verkehrte er in der höchsten Gesellschaft. Durch Manteuffel, der bei ihm Vorlesungen über neueste Geschichte hörte und ihm dabei einen Beifall gezollt, „wie ihn nur ein junger Mann fühlen konnte, der bereits mitten im Leben stand," wurde er mit dem Prinzen Albrecht von Preußen bekannt; dieser besuchte ihn oft, „denn er war — wie Ranke selbst sagt — zwar recht fest in seinen Grundsätzen, seiner Haltung, aber doch von einer geistigen Empfänglichkeit, die den Hohenzollern überhaupt eigen ist." Hierzu trat dann vom Jahre achtundvierzig an seine Beziehung zum Könige selbst: er sah ihn jetzt öfter, las ihm einzelne Abschnitte seiner neuesten Werke vor und ward wohl auch zur Tafel oder zum Thee gezogen. Daneben durfte er aber auch in den sogenannten geistreichen Zirkeln der Hauptstadt, so lange wenigstens, als er unverheiratet war — bis 1843 —, nicht fehlen; Fürst Pückler-Muskau, der ihn einmal bei dem Grafen Redern traf, nannte ihn sogar nicht sehr passend in einem Atem mit dem Dichter Raupach einen interessanten bel esprit.

Von allen diesen Beziehungen in der Heimat haben sich in Briefen und Aufzeichnungen Rankes nur sehr

wenig Spuren erhalten. Dagegen können wir deutlicher verfolgen, wie die Fremde — Menschen sowohl wie Dinge — auf ihn wirkt, oder wie er sie anschaut. Schon in Weimar, 1837, war seine Absicht, eine Art Tagebuch zu führen, in dem „der Faden der Studien" immer die Hauptsache bleiben, das aber doch auch „den einzelnen Kreisen gerecht werden sollte, in die das Leben ihn führte." Er hat den Gedanken nicht ausgeführt, nur einzelne Blätter sind erhalten, im Verein mit seinen Briefen aber geben sie uns doch ein ziemlich lebhaftes Bild seines Verhältnisses zur äußern Welt. Auch hier sucht er überall das Ursprüngliche der Erscheinung auf; nur das hat einen Reiz für ihn in den Menschen und in der Natur. So bemerkt er am Weimarer Hof die Thätigkeit der Großherzogin, durch die „das ganze Wesen etwas sehr patriarchalisches bekommt, das immer auch in die Staatsinstitute eingreift." Er schildert die hohe Frau, eine russische Prinzessin, wie sie junge Stämme an die Bauern schenkt, um zu Anpflanzungen zu ermuntern, oder mit den Pfarrern korrespondiert, damit sie die Kranken und Dürftigen kennen lerne. Der Aufenthalt in Paris, 1843, giebt ihm Anlaß zu einer Betrachtung über die Mängel einer konventionellen Bildung: es ist ihm hier zu Mute wie bei bedecktem Himmel. „Was ist das für eine Poesie in den Theatern! — ruft er aus —, sie erhebt sich kaum zum echten Dialog, Sinnenreiz, matte Anspielung ist alles. Das Ursprunglichste, Echteste ist vielleicht eine gewisse Liebenswürdigkeit, welche etwas rein menschliches in sich enthält." In Fontainebleau klettert er wie ein Jüngling auf den Felsgruppen umher, bricht ein paar Pflänzchen, die darauf gewachsen sind, genießt der stillen Aussicht über den dunklen unendlichen Wald und freut sich der Begegnung mit einem jungen Paare, „das Mädchen von weicher und doch zierlicher Schönheit, aus dem ge-

ringen Stand." Von einer jungen Walliserin, die ihm den Weg nach Valeria zeigt, läßt er sich erzählen, wer ihr Vater sei und von ihrem blödsinnigen Bruder; dann, wie er „den Armen tierähnlich krank an der Thür sitzen" sieht, ruft er erschüttert aus: „O menschliche Natur, die allererbärmlichste, wenn sie nicht von Geist belebt wird!"

Für die Schöpfungen der Kunst hat er immer noch das rege Interesse seiner ersten Reisezeit. Im Kölner Dom herum zu wandern ist ihm „ein Gottesdienst"; er erfreut sich an den Gedanken, für den die Varnhagen und Humboldt nur Spott und Ärger haben — daß man dieses Werk nun vollenden wolle, ein großes Portal und den Chor wirklich vollendet habe: „mit vereinten Kräften, ohne Unterschied der Religion, des Nordens und Südens." In Straßburg faltet er seine Hände unwillkürlich, so wie er in das heilige Dunkel des Münsters tritt. Er steigt von der Krypta ältester Zeit, wo die Inschriften vor Alter zerfallen, zu der Höhe des Turmes, „dem leichtesten Werk, das je Menschenhand in die Luft wagte"; er weiß nichts herrlicheres, sinnvolleres, größeres als das Portal des Münsters. In Brügge vertieft er sich in die Memlings der Galerie des Hospitals, besonders bemerkt er einen „Johannes, der die Apokalypse empfängt, mit bloßen Füßen, das Buch auf dem Schoß, in heiligen Einsamkeiten den Eingebungen des Himmels lauschend." In London versäumt er nicht, das berühmte Wachsfiguren- und Raritätenkabinett der Madame Tussaud zu besuchen: da sind die damals regierenden Monarchen, die alten englischen Könige, allerlei Reliquien des Lebens berühmter Männer. Aber da befängt ihn etwas gespenstisch-unheimliches: „es sieht aus wie Historie, ist aber das Gegenteil davon, denn nur das äußere Leben tritt in den Gesichtskreis. Die blassen Schatten dieser Menschen, wie sie um den Besitz des Irdischen ringen, steigen vor

dir auf; man muß das wieder los zu werden versuchen." Aber noch etwas schlimmeres folgt, die sogenannte Kammer of horrors, die Gestalten der Verbrecher, die in den letzten Jahren Aufsehen erregt hatten — „Gesichter, wie sie einem täglich in der Straße aufstoßen, von gesteiften Halskragen eingefaßt." Dann die Guillotine, Marat, einige Mumien, allerlei Werkzeuge des Mordes oder der Marter — es ist ihm, als wenn er in den Zugängen der Hölle und dann in ihr selber wäre, „ein neues Inferno ließe sich dichten." Beinah eine Erleichterung ist es ihm, wie er zu dem Bild eines Gefängnisses der Bastille kommt, wo ein Mensch unter dem Kreuze kniet: „Ja wohl wäre Christi Höllenfahrt nötig — ruft er aus —, um die Erlösung bis hierher zu tragen." Dann erinnert er sich mancher seiner Kollegen, „denen die Geschichte auch eine Kammer, nicht gerade immer von Greueln, aber von Albernheiten und Verbrechen ist." In der Bibliothek von Cambridge, vor der Statue Lord Byrons von Thorwaldsen — wo der Dichter auf den Ruinen von Athen sinnend und am Childe Harold schreibend dasitzt — oder vor der des Philologen Bentley: in diesen Bildern fühlt er „Leben und Historie," nicht in denen von Wachs. Er beneidet fast den Bildhauer um die schöne Aufgabe, das Lebendig-Geistige dem vorübergehenden Tag abzulauschen und in Stein zu fesseln.

Auch für die großen technischen Ausführungen der Gegenwart hat er Sinn: er bewundert die Eisenbahn von Aachen nach Lüttich, die Münchner Industrieausstellung macht ihm wenigstens „einen gewissen Eindruck," da er hier „alle Brauchbarkeiten des menschlichen Lebens von dem Paar Handschuhen an bis zu der prächtigsten Staatskarosse oder der gewaltigen Lokomotive von 120 Pferdekraft geschickt und anmutig" vereinigt sieht.

Überall, im holländischen Flachland, auf den

lieblichen Hügeln des Ardennerwaldes und in den hohen Alpen widmet er liebevolle Blicke der unbelebten Natur, die ihn umgiebt. Aber am tiefsten ergreift sie ihn doch auf einer Hochgebirgswanderung, zwischen den Bergen, „wie sie vor Jahrtausenden waren, von keiner Menschenhand berührt, nur durch die ewigen Gesetze des Weltalls wachsend und abnehmend und erschüttert,“ da weicht „alles Weltwesen aus seiner Seele,“ er fühlt „den Gott des Alten Testaments“ um sich: „so mag es dort sein — meint er —, wo Mose mit ihm sprach.“ Im Gebirge von Berchtesgaden, im Jagdgefolge des bayrischen Königs „fliegen seine Gedanken über die weite Welt und suchen die Tiefe der Dinge.“ Das Alpenglühen, das so schön ist und so rasch vorübergeht, regt ihn zu einer polemischen Bemerkung gegen neuere Philosopheme an: „Es würde sein — sagt er —, auch wenn kein Mensch da wäre, um es zu bewundern, aber durch diesen Reflex im Menschengeist empfängt es erst die Erfüllung seines Daseins.“ Ihm ist alles Geschaffne Realität, die größte menschliches Sein in geistiger Bethätigung, aber auch die tote Natur rings um ihn besitzt sie.

Im Jahre 1843 verheiratete er sich: er stand bereits im achtundvierzigsten Jahre. Kurz zuvor hatte er noch an den Bruder geschrieben, er glaube, Gott habe ihn eigens zum Cölibat bestimmt; nun nach der Rückkehr von der Reise, die er in jenem Jahre gemacht hatte, meldet er seine Vermählung. Die Erwählte hieß Clara Graves und war die Tochter eines Rechtsgelehrten in Dublin, ihre Mutter stammte aus einem der ältesten irländischen Häuser, den Percevals. Sie hatte längere Zeit in Deutschland, in Bonn verlebt, aber Ranke lernte sie durch Zufall in Paris im Tuileriengarten kennen; sie kam dann mit ihrer Mutter, bald nach ihm, nach

London; dort verlobte er sich mit ihr und vier Wochen später wurden sie in einer kleinen Dorfkirche Westmorelands, zu Bowneß in der Windermere Pfarre getraut. „Der famose Hagestolz, dein ältester Bruder hat sich noch verheiratet — schrieb er an Heinrich — ... mir wirst du zutrauen, daß ich nicht ohne die reiflichste Erwägung diesen Schritt gethan habe; mich ängstigte das Wesen mehrerer alten Hagestolze, die ich kurz vorher kennen gelernt. Bei ihr fand ich, was ich immer gesucht und gewünscht hatte: ich denke, ihr sollt sie alle recht herzlich lieb haben; ich hatte in Israel nie solchen Glauben gefunden.“ Wie alles gekommen sei, will er dem Bruder Ernst im nächsten Frühjahr selbst erzählen: „es sind dabei so wunderbare Umstände vorgekommen und beinahe romantische Begebenheiten, daß du ein Gedicht daraus machen kannst.“ Seinem Freunde Ritter vertraut er an, daß sie zwar um vieles jünger sei als er, aber „nicht zu jung.“

Mit dieser Frau lebte nun Ranke in der glücklichsten Ehe. Im August 1844 beschenkte sie ihn mit einem Sohn. „Ich will dir nicht schildern, was ich dabei erlebt und erfahren — sagt er zu Heinrich —, dir ist es längst bekannt, mir war das erste Eintreten eines menschlichen Geschöpfes auf diese Welt noch nie so nahe gekommen. Bei aller Hilflosigkeit doch dieses Vollendetfertige, Lebensfähige, mit allen Anlagen des Geistes und des Charakters hat einen großen Eindruck auf mich gemacht; es ist ein Wunder, beides Gottes und der Natur.“ Er nennt den Knaben Otto zu Ehren der sächsischen Kaiser und des Memleben-Wieheschen Thales. Das Jahr darauf kam ein Mädchen, bei dem der Kronprinz von Bayern Patenstelle vertrat, sie hieß nach ihm Maximiliane; dann wieder ein Sohn, Friedhelm. In stiller häuslicher Zurückgezogenheit brachte nun Ranke die meisten

Abende zu; da lesen die beiden Gatten zusammen einen englischen Roman oder einen Poeten, bisweilen aber auch ernstere Dinge, wie die Bücher Samuelis im Alten Testament. Geht er auf Reisen, so schreibt er ausführliche Briefe an die Frau; die beste Kunde über sein äußeres Leben mit allen Eindrücken, Empfindungen, Erfahrungen schöpfen wir eben aus diesen: überall verrät sich ein inniges Einverständnis, eine herzliche Zuneigung, milde treue Freundschaft, bisweilen drücken sie auch eine fast jugendliche Sehnsucht aus, so wenn er in Paris das Plätzchen im Tuileriengarten aufsucht, wo er mit seiner Frau das erste vertrauliche Gespräch gehabt hat: „Stühle, vielleicht die alten, standen auf demselben Platz. Der Abend war heiter, kühl und ruhig; der Himmel von der untergehenden Sonne beleuchtet; goldne Streifen säumten das leichte Gewölk." Oder wenn sie mit den Kindern ins Seebad nach Dobberan muß: ihre Zimmer in Berlin darf er da nicht betreten, er fühlt sich unheimlich und verlassen darin, und zwischen seinen Büchern geht es ihm unerträglich. Dann bittet er sie, wenn sie noch Sonette mache, wie sie pflegte, in einem ihn selbst redend einzuführen, wie er in jungen Jahren jene Regionen sah — zum erstenmal die offne See, grün und dunkel, in der Ferne gleichsam emporsteigend, so sieht er sie noch vor sich fluten —, und wie er sie wiederzusehen wünsche, aber durch die Pflicht gebunden, sich zufrieden gebe, daß seine Familie sie genieße.

Die Pflicht, die er meint, ist sein Lehramt an der Universität. Immer gefestigter war sein Ruf auch als Lehrer im Lauf der Jahre geworden, aus ganz Deutschland und Österreich, aus allen Ländern Europas strömten die Schüler ihm zu. Zwar in den Vorlesungen schreckte er immer noch eher ab. Wir haben zwei Schilderungen seines Vortrags aus jenen Jahren.

Die eine stammt von Julian Schmidt, der zu Ende 1842 bei Ranke hospitierte. „Vor dem gedrängtesten Auditorium, das sich überhaupt in Berlin zusammenfindet — so berichtet er —, eine Menge Gardeoffiziere geben dem gewöhnlichen Universitätspublikum eine größere Abwechslung, sitzt oder steht ein kleiner Mann mit schwarzem Haar, schwarzen funkelnden Augen. Obgleich in dem weiten Saal eine Stille herrscht, daß man das Fallen einer Feder hören könnte, vernimmt man doch zu anfang von dem Redner wenig. Einige dumpfe und unverständlich herausgestoßne Laute, das ist alles. Dagegen arbeitet es in seinen Augen, die nach dem Plafond gerichtet sind und die beständig zucken, in einer heftigen Gährung. Der dünne feine Mund vibriert unausgesetzt, Gesicht und Körper ist in unruhiger Bewegung. Plötzlich schnellt er vom Sitz in die Höhe und wieder zurück, aus dem Zucken der Augen wird ein scharfer durchdringender Blick und mit einer Volubilität, die etwas unbegreifliches hat, drängt sich das vorher konzipierte in seiner Rede heraus. Dabei bleibt es nicht; der Gegenstand wird — geistig wie physisch — von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten betrachtet, und bei jeder Wendung blitzt ein neuer, überraschender, geistvoller Einfall hervor. Dabei ist der ganzen Darstellung ein gewisses Wohlwollen aufgeprägt; es ist nicht der Ausdruck aristokratischer Abgeschlossenheit und Indifferenz, der seine Objektivität charakterisiert; es ist die Freude am Gegenständlichen, am Seienden überhaupt, das unmittelbare Interesse am Stoff, wie er da ist." Der Bericht des andern Gewährsmannes, der im Jahre 1853 Geschichte des Mittelalters bei Ranke hörte, ist viel ungünstiger: die Vorlesungen hätten, so schreibt er, nur einen halben Erfolg „wegen des außerordentlich schlechten Vortrags"; anstatt daß Ranke „vorher ruhig überdachtes und in gemessene Form gebrachtes

den Zuhörern einfach zum Auffassen übermittle," wolle er sich gleichsam auch auf dem Katheder selbst zu seinen Betrachtungen und Gedanken inspirieren lassen. „Unruhig bewegt sich der kleine Mann auf dem großen Sessel stets sinnend hin und her; das Gesicht fast verzerrt, gespannt nach der Decke gerichtet, hascht er seine Gedanken in dem leeren Luftraum. Ein paar gravitätisch und langsam intonierte Worte kündigen den erfolgten Fang an, hinter denen dann in oft unvernehmlichem Durcheinander eine lange Reihe andrer flüchtig einherrollen, damit ein augenblicklich neu sich darbietender Gedanke weitern Platz finde. Auf diese Weise sind oft die einzelnen Worte unverständlich, der Zusammenhang unklar, da oft gerade das notwendig bindende fehlt. Übersicht mangelt gänzlich. Nichtsdestoweniger geben sich auch diese Übelstände durch die Gewohnheit, und wenn auch nicht das Ganze klar verstanden werden kann, so sind doch die vielen, oft bedeutenden Gedanken interessant." Man könnte diesem Bericht vielleicht Voreingenommenheit schuld geben, aber einer der treuesten Schüler Rankes, Heinrich von Sybel, hat ihn doch gelegentlich bestätigt: es sei alles seltsam in seinen Vorlesungen gewesen, sagt er noch in Nekrolog des Meisters, „der erste Eindruck war Verwunderung." Indes das Entscheidende von Rankes akademischer Thätigkeit lag immer in den Übungen. Seine Schule hatte bereits glänzende Erfolge aufzuweisen: Waitz hatte sich mit der deutschen Verfassungsgeschichte, Sybel mit der Geschichte des ersten Kreuzzugs einen hervorragenden Namen in der historischen Litteratur gemacht, nun gesellte sich Giesebrecht mit den ersten Bänden seiner Kaiserzeit ihnen zu. Ihnen nach strebte ein neues Geschlecht. Auch Ranke selbst schöpfte noch aus seiner Lehrthätigkeit neue Anregungen: so hat er 1859 eine Abhandlung zur Kritik fränkischdeutscher Reichsannalen geschrieben, die offenbar einer solchen entsprang:

sie behandelt die Werke Einhards, die er schon zu Frankfurt a. d. Oder excerpiert hatte, dann die beiden Historiker Heinrich IV., Lambert von Hersfeld und Bruno. Ein Dezennium später hielt Ranke Vorlesungen über die Zeiten der Kreuzzüge und päpstlichen Weltherrschaft, die für den betreffenden Teil der Weltgeschichte die Grundlage hätten bilden sollen. Auch die alte Geschichte verbannte er nicht völlig aus dem Kreise seines Lehramts: wir erfahren von einem seiner Schüler, der 1857 promovierte, er sei von Ranke zu einer Dissertation über den Charakter der antiken Geschichtschreibung ermuntert worden. Mit der Unterscheidung von drei Tendenzen in dieser — die eine absolutsupranaturalistisch-religiös, die andere objektiv-realistisch-pragmatisch, die dritte subjektiv-psychologisch moralisierend — war er ganz einverstanden: es gebe keine andre, meinte er.

Bedeutenden Anteil nahm Ranke auch von Anfang an an der 1859 hauptsächlich auf seine Anregung durch König Max von Bayern ins Leben gerufnen „historischen Kommission" der Münchner Akademie. Er war ihr erster Präsident, und beinah jedes Jahr begab er sich nun im Herbst in die bayrische Hauptstadt, um die Jahresversammlungen zu leiten. An ihren großen Unternehmungen — der Fortsetzung der Jahrbücher, der Herausgabe der Reichstagsakten, der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland und später der Allgemeinen deutschen Biographie — war er wenigstens indirekt beteiligt: so ist eine Denkschrift von ihm erhalten, die Grenzen und Behandlungsweise jener Geschichte der Wissenschaften feststellt; bemerkenswert ist darin, daß er auch der Geschichte der exakten Wissenschaften einen breiten Raum zugestanden wissen wollte: er denkt an eine Geschichte der Chemie, fordert für Botanik, Mineralogie, Geologie gesonderte Bearbeitungen, giebt zu erwägen, ob mit der politischen Ökonomie

Land- und Forstwirtschaftslehre zu vereinigen seien oder nicht, ob sich Technologie und Gewerbelehre verbinden lassen, und erinnert daran, daß bei der Technologie die mechanische und die chemische Seite zu berücksichtigen sei. Nach Ausführung der Geschichte der einzelnen wissenschaftlichen Zweige hält er zuletzt einen Versuch für möglich, „die gegenseitige Einwirkung der verschiedenen Studien auf einander zu verstehen." So erhebt er sich auch hier alsbald von dem Besondern ins Allgemeine: aus der Darstellung der verschiednen Wissenszweige in Deutschland ergiebt sich ihm als letztes Resultat die Erkenntnis des deutschen Geistes in festern Umrissen: „es giebt Epochen — so schließt die Denkschrift —, in welchen die öffentlichen Verhältnisse nur ein sehr ungenügendes Bild von der in der Nation waltenden Thätigkeit geben. Die Dürre dieser Regionen der nationalen Geschichte würde durch die Darstellungen ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen befruchtet werden. Das Bewußtsein der Nation würde sich an demselben stärken." Die Geschichte der Wissenschaften ist dann wirklich ins Leben getreten, und sie stellt heute bereits ein stattliches Denkmal des historischen Sinnes unsers Zeitalters dar. Dagegen kam ein andres Projekt, das ebenfalls in den Beziehungen Rankes zu König Max seinen Ursprung hatte, eine Akademie für deutsche Sprache und Schrift, nicht zur Ausführung: ein Entwurf der Statuten dazu war von Ranke bereits gemacht und ist in seinem Nachlaß gefunden worden. Gedenken wir endlich noch seiner Teilnahme an dem Zustandekommen eines Goethemonuments und eines Denkmals für Friedrich Wilhelm III. in Berlin: für dieses ging er sogar in die Details der künstlerischen Ausführung ein, er bezeichnete die Gegenstände, die die Reliefs am Piedestal darstellen sollten: „Auch hier käme es darauf an — meint er —, die leitenden Ideen zur

Erscheinung*) zu bringen, ohne durch Häufung der Gegenstände die Anschauung und Auffassung zu verwirren. Dem Künstler bliebe die Auswahl überlassen, wenn er nur die Intention im allgemeinen ausspräche."

Tendenzen der Jahrhunderte

Wir haben oben der Vorträge gedacht, die Ranke im Herbst 1854 zu Berchtesgaden dem König von Baiern halten durfte. Ohne irgend ein Buch bei sich zu haben, unterzog sich Ranke dem Wunsche des Fürsten; ein Stenograph mußte jedes Wort aufnehmen, und so sind diese Vorträge Rankes aus seinem Nachlaß zu Tage getreten; auch von den Gesprächen, die sich zuweilen an sie knüpften, ist einiges wortgetreu überliefert worden. Beides giebt uns wertvolle Aufschlüsse über die Ansicht, die sich Ranke damals — als Sechzigjähriger — von dem universalhistorischen Prozeß gebildet hatte: wir haben hier gleichsam die erste Skizze der „Weltgeschichte" vor uns.

Ranke will sich zuerst mit seinem Zuhörer über den Begriff des Fortschritts und über das, was man im Zusammenhang damit unter den „leitenden Ideen" der Geschichte zu verstehen habe, auseinandersetzen. Was den ersten Punkt betrifft, so weist er sowohl die Vorstellung zurück, daß ein allgemein leitender Wille die Entwicklung des Menschengeschlechts von einem Punkte nach dem andern fördre, als auch die, wonach „in der Menschheit gleichsam ein Zug der geistigen Natur liege, welche die Dinge mit Notwendigkeit nach einem bestimmten Ziele hintreibt." Denn dadurch würde entweder die menschliche Freiheit aufgehoben oder eine pantheistische Auffassung konstituiert werden: beides widerspricht seinen religiösen Überzeugungen. Aber abgesehen davon, erscheinen ihm diese Ansichten

*) In der Denkschrift steht hier der Druckfehler „Entscheidung."

auch historisch nicht haltbar, denn fürs erste findet sich noch der größte Teil der Menschheit im Urzustande, also am Ausgangspunkte der Geschichte; dann aber schreiten auch die schon längst in historischer Bewegung begriffnen Völker nicht stetig vorwärts. In Asien ist die Bewegung eher rückgängig gewesen, die älteste Epoche der asiatischen Kultur war die blühendste. Auch dort aber, wo im allgemeinen ein Fortschritt wahrgenommen werden kann, umfaßt er nie zu gleicher Zeit alle Zweige des menschlichen Wesens und Könnens. Wie sehr ist die Kunst vom fünfzehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des achtzehnten heruntergekommen! Von da an erhob sie sich wieder. Ähnlich verhält es sich mit der Poesie: „auch hier sind es nur Momente, wo diese Kunst wirklich hervortritt, es zeigt sich jedoch nicht, daß sich dieselbe im Laufe der Jahrhunderte zu einer höhern Potenz steigert.“ Nein, es besteht wohl eine fortdauernde Bewegung der Menschheit, aber sie ist kein stetiger Fortschritt, vielmehr beruht sie darauf, „daß die großen geistigen Tendenzen, welche die Menschheit beherrschen, sich bald auseinanderheben, bald aneinanderreihen.“ In diesen Tendenzen ist immer eine bestimmte partikulare Richtung, die vorwiegt und die übrigen zurückdrängt; so war in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts das religiöse Element so überwiegend, daß das litterarische davor zurücktrat; im achtzehnten dagegen gewann das Streben nach Nützlichkeit einen solchen Raum, daß die Kunst und die ihr verwandten Thätigkeiten weichen mußten. In jeder Epoche der Menschheit äußert sich also nach Ranke „eine bestimmte große Tendenz, und der Fortschritt besteht nur darin, daß eine große Bewegung des menschlichen Geistes in jeder Periode sich darstellt, welche bald die eine bald die andre Tendenz hervorhebt und in derselben sich eigentümlich manifestiert.“ Daß in jeder

Periode das Leben der Menschheit sich höher potenziere und so jede Generation die vorhergehende übertreffe, kann er wiederum aus einem religiösen Grunde nicht zugeben: es wäre dies eine Ungerechtigkeit der Gottheit; warum sollte die eine Zeit vor der andern bevorzugt sein? „Ich behaupte — sagt Ranke —, jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eignen Selbst." Wir erinnern uns, wie er dasselbe einst bei der Darstellung des Lebens von Consalvi auch von den Individuen gesagt hatte.

Auf die „leitenden Ideen" der Geschichte, von der die Philosophen sprechen, übergehend, wendet sich Ranke zuerst gegen Hegel und seine Schule, nach deren Lehre bloß die Idee ein selbständiges Leben haben würde, alle Menschen aber bloße Schatten oder Schemen wären, die sich mit der Idee erfüllten; er sieht darin eine unwürdige Vorstellung von Gott sowohl wie von den Menschen. „Ich — sagt er — kann unter leitenden Ideen nichts andres verstehen, als daß sie die herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert sind. Diese Tendenzen können indessen nur beschrieben, nicht aber in letzter Instanz in einem Begriff summiert werden." Wir wissen nun, was die Universalgeschichte Rankes enthalten wird: eben die Beschreibung dieser Tendenzen.

Der hauptsächlichste Einwurf des Königs bezog sich auf das Verhältnis von Individuum und Menschheit. Da die Menschheit aus Individuen besteht, so frage es sich, ob, wenn das Individuum sich zu einer höhern moralischen Stufe erhebe, dieser Fortschritt nicht auch die ganze Menschheit umfassen werde. Ranke entgegnet, er glaube, daß in jeder Generation die wirkliche moralische Größe der in jeder andern gleich sei, und daß es in der moralischen Größe gar keine höhere Potenz gebe — „wie wir denn die moralische

Größe der alten Welt gar nicht übertreffen können." Wenn dann der König einwendet, ob man denn nicht doch annehmen dürfe, daß die Vorsehung, unbeschadet der freien Selbstbestimmung des einzelnen, der Menschheit im ganzen ein gewisses Ziel gesteckt habe, auf das sie hingeleitet werde, so nennt dies Ranke nur eine kosmopolitische Hypothese, die historisch nicht nachweisbar sei. Hier überträgt er seinen religiösen Glauben nicht auf das Gebiet der Geschichte. „Wir haben hierfür zwar — meinte er — den Ausspruch der heiligen Schrift, wonach einst nur ein Hirt und eine Herde sein wird, aber bis jetzt hat sich dies noch nicht als der herrschende Gang der Weltgeschichte ausgewiesen."

Den Ausgangspunkt seiner Erzählung selbst nimmt Ranke von der römischen Zeit, indem die frühern Zustände „zwar immer noch einen Einfluß auf die Gegenwart ausüben, aber nur einen indirekten." Mit römischer Geschichte hatte sich Ranke unmittelbar nach den Bewegungen der Revolution, die ihn doch, wie uns einer seiner Schüler versichert, tiefer erschütterten, als man nach seinen ruhigen Denkschriften vermuten dürfte, eingehend beschäftigt: an dem Werke der preußischen Geschichte fortzuarbeiten wäre ihm damals, wie er gesteht, unmöglich gewesen; er bedurfte einer innern Beruhigung durch Versenken in weit entfernte Zeiten, durch Erhebung hoch über die Interessen des Tages. Die Vorträge von Berchtesgaden zeigen, daß ihm bereits aus diesen Studien eine originale Ansicht der römischen Geschichte erwachsen war.

Alle alte Geschichte, so beginnt Ranke den ersten Paragraph, ergießt sich in die römische hinein, „gleichsam in einen Strom, der in einen See mündet," die ganze neuere Geschichte geht wieder von der römischen aus. „Ich wage es zu behaupten — sagt er— daß die ganze Geschichte nichts wert wäre, wenn die Römer

nicht existiert hätten" Waren nun, so fragte der König, in der römischen Geschichte alle Elemente wirksam, die die alte Geschichte angeregt hat? Ranke bejaht es: in religiöser Beziehung ist ihm das Römerreich ein Komplex aller frühern Elemente; politisch findet er das monarchische Element des alten Orients in Syrien und Ägypten bis in die Zeiten, da diese Gegenden römisch wurden, so lebendig, daß Marc Antonius, wenn er gesiegt hätte, vielleicht vermöge seiner orientalischen Sympathien die orientalische Monarchie auf den Occident übertragen hätte. Der griechisch-republikanische Geist aber wirkte in Rom selbst noch zu einer Zeit, wo dort nur noch die Formen der Republik bestanden. Auf diesem griechisch-republikanischen Boden hat Augustus seine Monarchie errichtet, „keine Monarchie, wie wir sie uns denken, sondern ein Prinzipat, in dem alle republikanischen Formen stehen blieben." Auch die Litteratur, die sich zuerst in Griechenland gebildet hatte, ging ins römische Reich über.

In dem ersten Jahrhundert unsrer Ära trat nun dieses Rom, das die ganze orientalisch-jüdisch-semitisch-griechische Welt umfaßte, in Zusammenhang mit dem Occident. Die Vollendung der römischen Eroberung im Westen bezeichnet Ranke als das große Ereignis oder die Tendenz dieses Jahrhunderts, das man gewöhnlich so mißachte, das aber voll Geist und Leben gewesen sei. Nun strömte die in Rom aufgenommne orientalisch-griechische Kultur, die sich mit der lateinischen vereinigt hatte, in den Occident. Als die wichtigste Begebenheit des zweiten Jahrhunderts bezeichnet Ranke die Entwicklung einer Weltlitteratur innerhalb des vereinigten Kulturgebiets; im dritten erfuhr das römische Recht seine Ausbildung zu einem Element von universalhistorischer Bedeutung, zu Ende des dritten und im vierten Jahrhundert konstituierte sich die Monarchie in haltbarer Form; hierauf trat die

Begründung einer Weltreligion als die größte in die Reihe der welthistorischen Produktionen ein.

Das Christentum ist nach der Ansicht Rankes wohl aus dem Judentum hervorgegangen: auf der jüdischen Religion fußend habe Christus den allgemeinen Gott gepredigt. Aber keineswegs ist ihm darum das Christentum bloß eine historische Erscheinung, die vorübergeht wie andre: schon in der Einleitung, da wo er noch den Begriff des Fortschritts erörtert, bemerkt er, daß mit dem Christentum die wahre Moral und Religion erschienen sei und also auf dem Gebiete dieser kein Fortschritt mehr stattfinden könne. Auch sei keineswegs das Wesentliche des Christentums durch frühere Vorstellungen oder Zustände vorbereitet worden, sondern „das Christentum ist eine plötzliche göttliche Erscheinung, wie denn überhaupt die großen Produktionen des Genies den Charakter des unmittelbar Erleuchteten an sich tragen." Eine historische Frage dagegen sei die: Worauf beruht es, daß das Christentum im römischen Reiche begründet werden konnte, und hat das römische Reich seiner Natur nach etwas hierzu beigetragen? Seine Antwort darauf ist, daß dieses die Idee des Christentums, weltlich gefaßt, im höchsten Grade gefördert habe. „Es mußte zuerst ein großer Völkerkomplex entstanden sein, der eine gewisse Einheit hatte, in welchem die Idee der Weltreligion sich Bahn brechen konnte; so lange die Völker nebeneinander als verschiedne Individualitäten mit verschiednen Religionen bestanden, waren nur nationale Gottheiten möglich." Seine Idee von Kirche und Staat — er hatte sie einst in dem „Gespräch," das die Historisch-politische Zeitschrift abschließt, angedeutet — präzisiert er nun dahin, daß der Staat zuerst vorhanden sein müsse, und darnach die Kirche erscheine; der Staat mache die Kirche erst möglich, und dies zeige sich bei der Erscheinung der Kirche im römischen Staat im höchsten

Grade: „ohne denselben wäre die christliche Religion schwerlich auf der Erde eingeführt worden.“

Das nächste große Ereignis der universalhistorischen Bewegung sieht Ranke in dem Eintreten der Germanen in die römische Kulturwelt. In der Schilderung des Gegensatzes zwischen Germanen und Römern folgt er ganz Tacitus: dieser habe so viel „welthistorischen Sinn“ gehabt, um ihn zu erkennen. Das Wesentlichste ist ihm die Gefolgschaftsverfassung, sie gab den Germanen den Römern gegenüber einen stärkern Zusammenhalt, und dies war für die ganze Weltgeschichte von der größten Bedeutung insofern, „als bei den Römern zwar eine Verfassung gefunden war, aber nur als eine Form, die sie nie recht realisieren konnten, indem ein Machthaber den andern ausstieß, dahingegen bei den Germanen in ihrem uralten Königtum und in ihrem eigentümlichen militärischen Wesen der alles durchdringende Kitt der Treue die ganze moderne Geschichte zu dem stempelte, was sie geworden ist.“ Eben im vierten und fünften Jahrhundert, wo römische und germanische Welt sich zuerst intensiver berührten, findet Ranke aber auch den Keim der großen Gegensätze, die heute die Welt bewegen: auf der einen Seite das zentralisierte römische Reich mit seiner Staatsidee an der Spitze, mit seiner Beamtenhierarchie, die trotz ihres Glanzes dem Willen eines Einzigen unterthan war, mit seinem Klerus, dessen Macht eine mehr geistliche, und der in weltlicher Beziehung dem Klerus unterworfen war; auf der andern Seite das erbliche germanische Königtum, beschränkt durch eine Menge gegenüberstehender persönlicher Berechtigungen; das germanische Gefolgschaftswesen im schroffsten Gegensatz zu der strengen Unterthanenpflicht der gewissermaßen zu Verwaltungsobjekten gewordnen römischen Provinzialen; ein starkes aristokratisches Element, das sowohl unter den Laien als unter dem Klerus

sich nach und nach zu immer größerer Bedeutung erhebt. Die Tendenz der Gegenwart nun gehe dahin, alles auszutilgen, was an das germanische persönliche Prinzip erinnere, und den absoluten Staat, „der sich durch sich selbst bewegt," wieder herzustellen. Das germanische Königtum stehe zwischen den beiden Gegensätzen, denn es habe sich sowohl mit der römischen Idee über Verfassung und Verwaltung als mit dem persönlichen Element alliiert. Darin liege die Aufgabe des modernen Königtums, über diesem Gegensatz zu stehen und bald dem einen bald dem andern Rechnung zu tragen. „Würde die neue Staatsidee in Deutschland vollkommen Herr werden, so würde von persönlichen Berechtigungen nichts mehr übrig bleiben, und es wäre von da ab nur mehr ein Schritt zur Republik und später zum Kommunismus. Wenn aber auf der andern Seite der germanische Staatsgedanke sich zu weit entwickeln würde, sodaß die persönlichen Rechte alles wären, so würden die öffentlichen Dinge Gemeingut der Privaten, und der Staat würde ganz zur Privatsache werden." Von der Kirche bemerkt Ranke, daß sie in frühern Zeiten sich mehr auf Seite der persönlichen Berechtigungen gestellt habe, obwohl der Papst eine allgemeine Idee repräsentierte, daß sie aber gegenwärtig eine Tendenz nach der allgemeinen Staatsidee hin entwickle, ohne ihrer Natur nach damit zusammenzufallen, da die kirchliche Idee etwas besondres, für sich bestehendes sei. Zwischen Staat und Kirche bestehe ein natürlicher Gegensatz, der nie zu heben sei, denn würde der Staat die vollkommne Herrschaft erlangen, so würde er alles in seinem Umkreis vollenden müssen; es würde eine Staatskirche entstehen.

Einen sehr breiten Raum in seinem universalhistorischen Prozeß räumt Ranke den Arabern ein: er hat sich wiederholt vernehmen lassen, er werde noch

im Alter Arabisch lernen müssen. Das politische Element, das der Herrschaft der Muhammedaner zu Grunde liegt, findet er auch in der jetzigen Zeit noch fortwirken; er hatte es schon in seinen „Fürsten und Völkern" bei den Türken konstatiert: wer sich nicht zum Islam bekennt, der kann weder teil haben an dem Staat noch an den Waffen; die unterworfnen Unterthanen bleiben von Staat und Kirche ausgeschlossen. „Wir erkennen darin den großen Unterschied zwischen dem Orient und Occident in politischer Hinsicht, dessen Summe nur darin besteht, daß die Staaten des Orients sich nie vollkommen nationalisieren können, weil weder ihr Staat noch ihre Kirche bis auf den Grund der Bevölkerung reicht, sondern dieser immer von beiden ausgeschlossen ist, während im Abendland das Prinzip im allgemeinen das ist, Kirche und Staat zu nationalisieren." Auch den Normannen schreibt Ranke eine große welthistorische Bedeutung zu.

Wir erinnern uns, daß Ranke in dem Aufsatz über die großen Mächte und dann am Eingang dieser Vorträge selbst betont hat, die Tendenzen der Jahrhunderte oder, wie er es wohl früher nannte, die „gleichsam göttlichen Kräfte," die in der Geschichte wirken, könnten nicht auf eine Formel gebracht, sondern nur beschrieben werden. Dennoch hat er, wie wir sehen, für die Charakteristik der ersten Jahrhunderte gewisse Schlagwörter gebraucht, sodaß es aussieht, als wollte er eine Art von historiographischer Systematik begründen. Auch für die folgenden Zeiten liebt er es noch, die leitenden Ideen in einer kurzen Aufzählung, wobei er auch Nummern nicht scheut, zu „resumieren." Je mehr er sich aber der neuern Geschichte nähert, desto mehr tritt auch die Beschreibung wieder in ihr Recht, und zuletzt muß, was die erste Hälfte unsers Jahrhunderts betrifft, der König erst die Frage stellen, welches denn da die vorherrschenden Tendenzen seien. Übrigens

ergeben sich diese schon aus den Titeln, die er den einzelnen Abschnitten seiner Ausführungen giebt. So nennt er das elfte bis dreizehnte Jahrhundert das hierarchische Zeitalter, wobei er wieder drei Phasen unterscheidet: Emanzipation des Papsttums vom Kaisertum, auswärtige Unternehmungen des Papsttums, Überwältigung der weltlichen Mächte durch das Papsttum. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hat nach ihm die Tendenz, die Einheit des Staates und der Kirche aufzulösen und dafür Autonomien zu bilden. Für die erste Hälfte des sechzehnten wird mit dem Wort „Reformation," für die zweite Hälfte und für die erste des siebzehnten mit „Gegenreformation" der Charakter der universalhistorischen Bewegung ausgedrückt. Dann folgen die Zeiten, in denen die allgemeine Tendenz besonders in einer Nation ausgeprägt erscheint: schon die Gegenreformation war vorzüglich von Spanien ergriffen und bis zu einem gewissen Punkte gefördert worden, wobei dieses Volk die höchste Stufe der geistigen Kultur erreichte und unsterbliche Werke der Poesie und Malerei geschaffen hat. Es folgt dann Frankreich, „das die Monarchie auf eine Weise hervorgebracht hat, wie es in Europa noch niemals dagewesen war." Ganz wie in dem Aufsatz über „die großen Mächte" stellt Ranke dann die im Gegensatz zu dieser Potenz emporgekommnen drei Staaten England, Rußland und Österreich in ihrer universalhistorischen Rolle dar, nur daß er das Lebensprinzip eines jeden wieder schärfer bestimmt und aus der Beschreibung gleichsam zur Klassifikation zu gelangen sucht. England beruht nach ihm auf dem „germanisch-maritimen und parlamentarischen Prinzip," Rußland auf dem slawisch-griechischen, Österreich auf dem katholisch-monarchisch-deutschen Prinzip. Dazu gesellte sich dann Preußen, das die deutsch-protestantische Idee darstellt. „So sind sie alle gleichsam auf dem Baume von Europa gewachsen."

Auch den Vergleich dieser Mächte mit Himmelskörpern, „die sich unaufhörlich mit- und nebeneinander bewegen, bald in einer gewissen Konjunktion, bald in einer gewissen Abweichung voneinander,“ wiederholt er hier.

In dem Abschnitt über das Zeitalter der Revolution, das er schon mit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnen und bis in die Gegenwart dauern läßt, begegnen wir einigen neuen Aufstellungen: hier unterscheidet er zuerst eine Periode der Ausbildung der monarchischen Tendenz; dann schlägt er die Einwirkung der nordamerikanischen Revolution, die er früher gar nicht berücksichtigt hatte, sehr hoch an, ja er schreibt ihr allein die Einführung demokratisch-republikanischer Ideen in den europäischen Kontinent zu. „Durch sie — sagt er — trat eine neue Macht in die Welt; denn die Ideen greifen alsdann am schnellsten um sich, wenn sie eine bestimmte, ihnen entsprechende Repräsentation gefunden haben.“ Für seine Auffassung der französischen Revolution ist charakteristisch, daß er die Katastrophe aus dem Konflikt der Regierung mit den Privilegierten hervorgehen läßt, wobei er jener zwar Fehler, diesen aber die Hauptschuld zuschreibt. Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse, sowie die Einwirkung der destruktiven Litteratur berücksichtigt er wenig. Auf die Frage des Königs, worin denn die Fehler Ludwigs XVI. eigentlich bestünden, antwortet er unter anderm auch: darin, daß er die Parlamente wieder herstellte — eine Ansicht, die schon damals sehr bestreitbar war. Den Gedanken endlich, der uns in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift entgegengetreten ist: daß für die Zeiten nach dem Sturze Napoleons die restaurativen Ideen — Wiederherstellung von Religion und nationalem Recht in den einzelnen von der Fremdherrschaft befreiten Staaten — die vorherrschende Tendenz bildeten, scheint er nun nach den Erfahrungen des Jahres achtundvierzig fallen gelassen zu haben; wenigstens zählt er

sie nicht zu den „leitenden Tendenzen unsrer Zeit"; diese sieht er jetzt bloß in der Auseinandersetzung beider Prinzipien, der Monarchie und der Volkssouveränität, ferner der unendlichen Entfaltung der materiellen Kräfte und der vielseitigen Entwicklung der Naturwissenschaft. Dagegen will er in der „Ausprägung der Nationalitäten" keinen so energischen Zug der Zeit erblicken, wenn diese auch größere Bedeutung gewonnen hätten. Die Konstituierung der Nationalitäten als Staaten gehöre allerdings zu den Lieblingsideen der Gegenwart, aber er findet keine notwendige Beziehung zwischen den beiden Begriffen, wie sich denn auch 1813 und 1814 Deutschland wie ein Mann gegen Frankreich erhoben habe, ohne als Staat konstituiert gewesen zu sein.

Keineswegs ist aber der Optimismus, der Rankes Auffassung von Gegenwart und Zukunft in den dreißiger Jahren kennzeichnet, völlig geschwunden. „Eine ungeheure Teilnahme des großen Publikums am geistigen Leben, eine immense Expansion der Kenntnisse, eine lebendige Teilnahme an öffentlichen Dingen charakterisiert unser Zeitalter." Hieran richtet er sich auf. „Man muß — sagt er — diese Zeit nicht verkennen. Es ist ein Glück, in derselben zu leben, aber schwer ist es für jeden, inmitten dieser beiden entgegengesetzten Tendenzen, die alle Kräfte ergreifen und in jedem Augenblick uns nahe treten, und inmitten dieser unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, die sich über die Erde ausbreitet, sich zu bewegen." Aber nach wie vor weist er entschieden zurück, daß die Tendenz der Weltgeschichte heute die sei, die Nationalsouveränität überall herrschend zu machen: wer dies meine, der wisse nicht, was die Glocke geschlagen habe. Denn mit diesen Bestrebungen hätten sich so viele destruktive Tendenzen vereinigt, daß die Kultur und die Christenheit bedroht wären, wenn sie die Oberhand gewinnen würden. Dadurch bekomme auch die Monarchie wieder eine Wurzel in der Welt,

indem sie nötig sei, „um die destruktiven Tendenzen auszurotten, welche von den populären Prinzipien wie von einer großen Flut mit hereingeschwemmt werden.“ In dieser Aktion und Reaktion der Geister liege eine ungeheure Bewegung und zugleich ein großes Lebenselement.

Man darf bei der Beurteilung dieser Vorträge nicht vergessen, was ihr unmittelbarer Zweck war: sie mußten etwas schematisch ausfallen, da, um die Fülle der geschichtlichen Erscheinung darzustellen, die Zeit viel zu kurz war. Ferner waren sie an einen Zuhörer gerichtet, der reiche historische Kenntnisse besaß, die Werke Rankes gelesen hatte und durch den Philosophen Schelling mit gewissen philosophischen Ideen erfüllt war, denen Ranke nicht zustimmte. Darum konnten die Thatsachen hier vor den abstrakten Ausführungen etwas zurücktreten. Man würde aber die Absicht des großen Geschichtschreibers ganz verkennen, wenn man meinte, er hätte damit etwa ein Kompendium der Universalhistorie schaffen wollen, und wer sich nur die Schlagworte recht aneignete, mit denen er die „Tendenzen der Jahrhunderte“ zu bezeichnen versuchte, der hätte den Kern aller Geschichte erfaßt und vernähme, wie der Erdgeist am Webstuhl der Zeit das lebendige Kleid der Gottheit webe. Nein, man muß selber schauen, selber suchen: er hilft uns dann nur den Sinn ausdeuten. Ohne jene Fülle der Gesichte sind seine Worte leerer Schall. Ihren Weg durch die Welt werden sie freilich auch so machen: sie sind heute bereits die Grundlage einer Art von historiographischer Scholastik geworden.

Französische und englische Geschichte

Die innere Konsequenz seiner Studien mußte Ranke früher oder später zu einer intensivern Beschäftigung mit der französischen Geschichte führen: nach seiner An-

sicht des welthistorischen Prozesses haben die Franzosen zwischen dem sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Haupttendenzen der Zeit am ausgeprägtesten dargestellt. In den Sammlungen, die er sich auf der italienischen Reise angelegt hatte, fand sich viel auf Frankreich bezügliches: nun, nachdem die Fortsetzung der preußischen Geschichte einstweilen aufgegeben war, kehrte er zu jener zurück. „In dem Konflikt der urkundlichen Nachrichten mit den angenommnen Meinungen — lesen wir in dem Diktat von 1885 — ist meine Geschichte von Frankreich entstanden.“ Zur Ergänzung mancher Lücken reiste er 1850 zum drittenmale nach Paris: fünf Stunden täglich arbeitete er da mit unglaublichem Genuß: „ich suche eben das, was mir fehlt,“ schreibt er von dorther, „und habe das Glück, es zu finden. Ich erstaune, daß die Franzosen mir überlassen, hier in Paris, wie ich wenigstens denke, einen Teil ihrer Geschichte zu entdecken. Eigentlich kümmert doch die Vergangenheit die lebenden Menschen nicht ernstlich; sie suchen nur Hilfsmittel für die Bestrebungen des Moments in der Geschichte.“

Nicht aber im Archiv bloß sucht er seinem großen Stoff näher zu kommen; er durchwandert Straßen und Plätze, um sich in dem Volk, dessen Geschichte er schreiben will, wieder recht einheimisch zu machen. Das Auffallende ist ihm das Treiben, Thun und Lassen dieser romanischen Menschen, ihr Lärmen und ihr Schmutz. „In den kleinen, engen Straßen ist es mir auch oft wie in Venedig — schreibt er an seine Frau, — dasselbe Rufen und Sichbehaben, ihre Feinheit und angeborne Gabe der Konversation, die die geringste Frau und der Mann in der Straße, sowie sie angeredet werden, an den Tag legen: sowie auf den Straßen das schwere normännische Pferd einen Karren daherschleppt, dessen Form der Urzeit angehören könnte, und dazwischen die eleganteste Citadine, in der man viel-

leicht einen Blusenmann sitzen sieht, dahinfährt. Der Unterschied der Stände ist hier nicht mehr wie in Deutschland und England. Und was sie alles aufstellen: die zierlichste Arbeit, die keinen Augenblick eines langen Abends unbeschäftigt läßt; das Schauspiel, das in seiner modernen Gestalt hier entstanden ist; man sollte glauben, sie hätten den Tanz, wie er heutzutage gang und gäbe ist, erfunden. Und diese Quais, diese Brücken, diese Paläste, alles so groß und breit und glücklich entworfen, auf immer ausgeführt."

Er versäumt auch nicht, die Orte aufzusuchen, an die sich die großen Erinnerungen des alten Frankreich knüpfen: Versailles, wo er die schönste Porträtsammlung, die es giebt, gleich am ersten Sonntag besucht; Ruel, wo Kardinal Richelieu ein Schloß besaß, nunmehr aber nur dürftige Reste an diesen einzigen Bewohner mahnen; Fontainebleau endlich, wo sich eine ganze Reihe von französischen Königen angebaut: „Ach wenn man niemals etwas verändert hätte! — seufzt er hier — es würde einen unvergleichlichen Kursus der französischen Geschichte geben. Jetzt ist eigentlich nur das Älteste und das Neueste übrig. Von Ludwig IX. aus dem dreizehnten Jahrhundert ist ein Säulengang in einem der Höfe übrig, zierlich und harmonisch; auch in einer nahen Halle weht noch der Geist der alten Zeit, doch fängt schon da die Restauration an, die in alles andre einen gleichmäßigen aber falschen Ton gebracht hat. Aus der neuesten Zeit sieht man unfern voneinander das Boudoir von Marie Antoinette, das Badezimmer Napoleons und das Brautbett der Herzogin von Orleans. . ."

Der erste Band erschien 1853; die Fortsetzung führte ihn das nächste Jahr nach Brüssel und 1855 noch einmal nach Paris, wo er im Archiv noch „einige wichtige Punkte" verifizierte, und nach Versailles, um Handschriften über Madame de Maintenon einzusehen,

die ein gewisser La Vallée besaß. Beendigt war das Werk erst 1861 mit dem fünften Bande, der einige kritische Abhandlungen und noch unbekannte Briefe der Herzogin von Orleans an die Kurfürstin von Hannover, die er dem hannoverschen Archiv hatte entnehmen dürfen, enthielt.

„Ich wage es, ein Deutscher, das Wort über französische Geschichte zu ergreifen," so beginnt die Vorrede. Von einer nationalen Geschichtschreibung könne somit die Rede nicht sein, aber es gebe noch eine andre, sowie jedes große Volk neben dem nationalen noch einen andern Beruf habe, den welthistorischen. Welches dieser bei den Franzosen gewesen sei, will er ergründen. Nicht in allen Zeiten trete er hervor, unter diesem Volk hauptsächlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. In den frühern Jahrhunderten sei nur Einzelnes von universalhistorischer Bedeutung, so die Eroberung Galliens durch Cäsar, die Besitzergreifung der Franken, die Zurückweisung der Araber, die Bekehrung der französischen Normannen, der englisch-französische Krieg. In dem Ausgang dieses Kampfes erblickt er „für die Besiegten vielleicht ein ebenso großes Glück wie für die Sieger, denn die Nationen mußten sich trennen, wenn eine jede sich nach ihren eignen innern Trieben entwickeln sollte." Erst durch Zusammenfassung und Ausbildung der nationalen Kräfte werde ein Volk fähig zu einer welthistorischen Rolle. Welche war nun aber die der Franzosen? Ranke schreibt ihnen eine doppelte zu: einmal eine Form des Königtums auszubilden, die der romano-germanischen Welt bis dahin fremd war. Die ersten Ansätze dazu geschahen in den Zeiten eines Philipp August, eines Ludwig des Heiligen, eines Philipp des Schönen. Unter Ludwig XI. zeigt es sich der erstaunten Welt bereits in deutlichen Umrissen. Noch einmal erscheint dann in Ludwig XII. das Königtum der alten Art, um dann

für immer der neuen Entwicklung zu weichen: Franz I., Heinrich II., endlich die Bourbonen und ihre Staatsmänner gehören völlig dieser an, unter Ludwig XIV. erreicht sie ihren Gipfelpunkt und wirkt weit über die Grenzen des französischen Staates. Zugleich findet der deutsche Geschichtschreiber, es sei Frankreich eigen, die Formen des politisch-gesellschaftlichen Lebens, die es selber geschaffen und Europa auferlegt habe, von Zeit zu Zeit immer wieder zu zerbrechen und umzuschmelzen. So wie dort zuerst das mittelalterliche Ständewesen, die autonomen und partikularen Bildungen innerhalb des Staates vernichtet worden waren, so sollte dort auch zuerst das Königtum, das sich auf den Trümmern jener erhoben hatte, zu Grunde gerichtet werden.

Die französische Geschichte übertrifft die „Neun Bücher“ an Kunst der Komposition, Fülle des Lebens und Farbenpracht weit, sie steht der Papstgeschichte am nächsten und zählt zu den Werken, die in Laienkreisen am meisten gelesen werden. Der Kritik gegenüber mußte sie von vornherein einen schwerern Standpunkt haben, da es diesmal an glänzenden Vorgängern nicht mangelte. In Deutschland freilich erfuhren Rankes Schöpfungen damals schon, wie G. Waitz in einer Anzeige des fünften Bandes bemerken konnte, selten mehr eine ausführliche Besprechung: das Publikum griff begierig darnach, es bedurfte keiner Anpreisung, die Gelehrten aber scheuten sich, mit dem schon anerkannten Meister zu rechten.*) In Frankreich freilich lag es anders. Mit Ausnahme der römischen Päpste, die dem französischen Publikum in der verfälschten Übersetzung von Haiber 1848 noch einmal vorgelegt worden waren, und den

*) In unsern Tagen ist aus einem Briefe des Prager Historikers Gindely an Helfert (vom 23. Jänner 1861) ein höchst ungünstiges Urteil über die Rankesche Geschichtsschreibung im allgemeinen und besonders über die französische Geschichte bekannt geworden. Öffentlich hat Gindely unsers Wissens dieses Urteil nicht geltend gemacht.

Fürsten und Völkern von Südeuropa, von demselben Litteraten etwas getreuer 1845 übertragen, war dort von Ranke noch nichts bekannt. Er selber aber war, wie wir sahen, in Paris mit den ersten Historikern der Nation in persönliche Beziehungen getreten: einer von ihnen, Thiers, war sein intimer Freund geworden. Übersehen konnte deshalb seine französische Geschichte nicht werden, auch erschien bereits 1854 der erste Band einer Übersetzung von Jacques Porchat, die 1856 vollendet vorlag und gut genannt werden durfte. Aber konnte man den Fremden gelten lassen, der sich vermaß, in den Fußstapfen eines Amadée Thierry zu wandeln, der mit einem Mignet und Henri Martin zu wetteifern schien? Allzu liebenswürdig aber war seine Eigenart als Schriftsteller, als daß die Franzosen ihn nicht hätten anerkennen sollen: von „gotischem" Wesen, von germanischer „Morgue" war so gar nichts in ihm, kein chauvinistischer Zug; er schien beinah kein Deutscher zu sein, wenn er von Frankreich sprach; nur ein Europäer. So begrüßte ihn denn auch das in der Pariser litterarischen Welt damals tonangebende Journal, die Revue des deux mondes, durch die Feder René Taillandiers, eines der besten Kenner deutscher Litteratur. Er schildert zuerst den Zustand der deutschen Historiographie vor Ranke mit der stolzen Geringschätzung eines Landsmanns von Villehardouin, Froissart und Commines, von Bossuet, Montesquieu und Voltaire: wen hatte auch das alte Deutschland diesen Namen entgegenzusetzen! Mit karger Anerkennung geht er dann an den Schlosser, Dahlmann, Leo, Luden, Raumer vorbei, um endlich Ranke um so glänzender einzuführen. „Wie ist doch dieser ein so ganz andrer Mann! — ruft er aus —, man fühlt es, das ist eine Individualität, eine ursprüngliche Natur!" Nicht bloß auf die französische Geschichte beschränkt Taillandier seine Besprechung, er zieht alles, was Ranke geschrieben

hat, herbei, er kennt alles und bewundert beinah alles. In allen Werken Rankes findet er denselben großen Vorwurf, den modernen Geist des germano-romanischen Europa: dies sei überall der Heros Rankes, niemand habe dessen souveräne Natur besser verstanden als er. Den neolatinischen Völkern die germanischen als ein Gegenbild vorzuhalten, welch ein Gemeinplatz, hundertmal vorgebracht, neuerdings wieder und — wie es dem Franzosen schien — mit unerträglicher Anmaßung von Gervinus in der Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bei Ranke ist davon nichts, ihn ergreift nur das Gemeinsame beider Rassen, das sucht er auf, das verfolgt er, hier liegt ihm der Angelpunkt aller neuern Geschichte. Einem Schriftsteller, der seine Lebensaufgabe darin sah, die Produkte des germanischen Geistes dem romanischen Wesen zu vermitteln, mußte ein solcher Historiker unendlich sympathisch sein. Aber auch die Stellung Rankes in den religiösen Fragen ist ganz nach seinem Sinne: mit voller Seele stimmt er dem Wunsche bei, daß die beiden christlichen Bekenntnisse das Trennende immer mehr abstreifen, das Vereinigende immer mehr entwickeln möchten. Auch im einzelnen hat er nur wenig auszustellen: an der Papstgeschichte, daß der herrliche Aufschwung der gallikanischen Kirche im siebzehnten Jahrhundert zu wenig gewürdigt sei, an der preußischen Geschichte die apologetische Charakteristik Friedrich Wilhelms I., die Farblosigkeit in der Darstellung des großen Königs. Aber im ganzen ist ihm Ranke ein Historiker, der sich mit Augustin Thierry wohl vergleichen lasse — damit meint er die höchste Anerkennung auszusprechen. Indem er dann am Schluß der Historisch-politischen Zeitschrift gedenkt und wie rasch sich Ranke von der praktisch-publizistischen Thätigkeit in das stille Gebiet der Studien zurückgezogen habe, wendet er das stolze Wort auf ihn an, das Sallust

den römischen Senatoren zugerufen: „Die Welt wird aus meiner Muße mehr Nutzen ziehen, als aus eurer Geschäftigkeit."

Wir werden heute in dem Urteil Taillandiers immer noch eine gewisse Beschränktheit sehen, den Vergleich mit Augustin Thierry können wir nicht gelten lassen: an Universalität des Geistes, an Fülle und Neuheit der Ideen kommt ihm jener doch nicht im entfernten gleich. Aber es ist doch eine höchst bedeutsame Anerkennung Rankes in der romanischen Welt, die wir da vernehmen. Tiefer drang zur selben Zeit Thiers in das Wesen des Deutschen ein: als er ihn 1855, nach dem Erscheinen des dritten Bandes in Paris wiedersah, sagte er ihm, er sei der größte Historiker Deutschlands und vielleicht Europas, denn er sehe auch die Dinge der Gegenwart von einem historischen Standpunkte aus.

In einem der Gespräche, die Ranke im Anschluß an die Lektüre der französischen Geschichte in den Abendstunden mit dem Könige zu führen pflegte, sprach er zuerst von der Absicht, nun die Geschichte Englands zu bearbeiten. „Thun Sie das! Vielleicht dringen Sie durch," rief ihm der König beifällig freudig zu.

Der neue Vorwurf beschäftigte Ranken über ein Jahrzehnt, von 1857 bis 1868; er trat darüber ins Greisenalter ein. Dreimal führte er ihn nach England, dreimal wieder nach Paris, zweimal in den Haag. 1857 arbeitete er drei Monate im Britischen Museum täglich fünf bis sechs Stunden, wobei ihm seine Nichte Luise, geb. Tiarks, häufig als Kopistin und Sekretär diente, 1860 und 1861 im Archiv des Auswärtigen Amtes zu Paris, im letztern Jahr auch in mehreren großen Familienarchiven im Haag, dann im Auswärtigen Amte zu London; 1865 endlich meinte er trotz seines vorgerückten Alters noch einmal „eine historische Pflicht zu erfüllen," indem er sich wiederum

nach den großen Metropolen des Westens begab: es handelte sich für ihn damals um die Zeiten Wilhelms III., der Königin Anna und der ersten George — „der Gegenstand ist zu groß — schrieb er an seinen Bruder Ernst —, als daß ich nicht verpflichtet gewesen wäre, ihn so gut wie möglich mit allen erreichbaren Mitteln zu erläutern." In London arbeitete er übrigens diesmal wenig, desto mehr in Cheltenham, wo ein Privatmann, Sir Thomas Philipps, achtzehn bis zwanzigtausend Manuskripte zur englischen Geschichte aufgestapelt hatte, die er dem deutschen Historiker zur Verfügung stellte; zuletzt benutzte Ranke noch das Dubliner Archiv.

Auch diesmal versäumte er nicht, Eigenart und Institutionen des Volkes, mit dessen Geschicken in der Vergangenheit er sich trug, sowie die historisch denkwürdigen Orte des Landes kennen zu lernen. Schon 1857 war er auch in dieser Hinsicht von seinem Aufenthalt in England vollkommen befriedigt. „Wohlbekannt meine Feder — schrieb er da nach Hause —, wohlaufgenommen von vielen und noch empfänglich für den Reiz neuer Bekanntschaften und des Lebens, in einer zwar verwandten, aber doch abweichenden Welt und zugleich in einer fortschreitenden Forschung, die nicht ohne Erfolg ist begriffen, genieße ich heitere und zuriedne Tage." 1865 beginnt er seine Reise im Mai mit Paris, weil er da noch in die volle Saison gerät, im Juli geht er in den Haag, wo es dort am lebhaftesten ist, denn — so bekennt er — neben den Studien haben immer noch die Beziehungen des Lebens viel Reiz für ihn. Der Kreis, in dem er sich hier wie dort bewegt, ist freilich nur high life und Gelehrsamkeit, alles andre streifen nur flüchtige Blicke von fern. Der König hatte ihm schon 1857 ein Empfehlungsschreiben an den Prinz-Gemahl Albert mitgegeben, er wurde von diesem aufs schmeichelhafteste empfangen;

als Ranke ihm sagte, er komme nach England, um da zu studieren, entgegnete er: „Das ist Recht, denn Sie werden hier studiert.“ Einige Tage darauf sehen wir ihn schon bei Hofe speisen, er sitzt zwischen einer Granville und einer Hohenlohe; die beiden Damen wetteifern an Liebenswürdigkeit gegen ihn, „doch hatte die deutsche Fürstin den Preis.“ Während des Aufenthalts von 1865 durfte er einem feierlichen Empfang, einem sogenannten Drawing room, beiwohnen: „Neben den europäischen Sprachen, wie bei uns, hörte man auch asiatische Laute; persische Gesandte waren zugegen. Man sah einen indischen Fürsten in goldnem Gewand. . . . Zwischen dem preußischen Botschafter und dem ersten Gesandtschaftsrat — so berichtet er seiner Frau — schritt dein kleiner und nicht gerade schöner Ehegemahl einher. Ein gewisses Ansehen mochte ihm die Tracht eines französischen Akademikers geben, die ihm der Botschafter erlaubt hatte.“ Auch zu einem Hofkonzert im Buckinghampalast wurde er geladen: es frappierte ihn da „die Verehrung einer Macht (der königlichen), die doch sehr beschränkt ist, durch die glänzende und reiche Gesellschaft, welche das Wesen der Macht besitzt.“ In Paris ward er sowohl von Napoleon III. als auch von der Kaiserin Eugenie in privater Audienz empfangen; im Haag lud ihn die Königin — „von den vornehmen Damen gerade die, für die ich eine Ader freier und ungezwungner Hingabe habe“ — öfters zum Frühstück oder zum Thee. In Dublin verkehrte er mit den höchsten Würdenträgern; mit dem Lordleutnant hatte er ein politisches Gespräch, von dem er sagte, er werde es nicht so leicht vergessen.

Von Gelehrten suchte er zuerst Macaulay, seinen berühmten Vorgänger auf dem neu betretenen Gebiete auf; er sagte ihm, daß er die Form seiner Schriften bewundre und besonders die Art, wie er die Gegen-

wart durch die Vergangenheit erläutere, daß er aber nicht in jedem Punkte mit ihm übereinstimme. Daß er sich selbst nun mit englischer Geschichte beschäftige, schien Macaulay doch nicht ganz recht zu sein.

Die eigentliche gelehrte Welt lernte er auf seinen kurzen Besuchen in Cambridge und Oxford kennen. Besonders in Cambridge wurde er glänzend aufgenommen. Den größten Eindruck machte ihm der Gottesdienst der Studenten in der großen Kapelle. Sie sangen einen Psalm: „Der Gesang dieser unvergleichlichen Überreste des hohen Altertums in den Weisen, die man ihnen im Mittelalter gegeben hat, ward mit großer Vollkommenheit ausgeführt, ohne daß eigentliche Reden diesen Genuß unterbrochen hätten." Er ist gerührt und erbaut: „Der große Zug der Gottesfurcht — sagt er —, der alle Jahrhunderte verbindet, schlug in meinem Herzen und machte es erbeben." Es waren zur selben Zeit in Cambridge die Parlamentswahlen; er wohnte selbst einer Vorwahlversammlung bei und hörte zwei Kandidaten an. Seine Begleiter drückten die Befürchtung aus, durch die Wahlen würden die radikalen und destruktiven Elemente verstärkt werden; er aber ist guten Mutes: „diese altenglischen Kircheninstitutionen werden dadurch nicht umgestürzt werden." Desselben Abends versammelte sich alles, was sich in Cambridge mit Litteratur beschäftigte, bei dem Vicemaster; er fühlte sich glücklich, jedermann bekannt zu sein; als das beste Lob, das man ihm spendete, bezeichnet er den Ausruf des Vicemasters: „Früher bewunderten wir ihn, jetzt aber sehen wir, daß er auch ein guter Junge ist." Am andern Tage gab ihm Lord Granville „ein sehr gewähltes historisches Diner"; neben Macaulay, der das große Wort führte, sah er hier Grote, den Geschichtschreiber Griechenlands, und schloß Freundschaft mit ihm. In Dublin promovierte ihn die Universität zum Ehrendoktor der Rechte.

Von historischen Lokalen erwähnt Ranke in seinen Briefen nach der Heimat nur Windsor und das Schlachtfeld an der Boyne. „Dorten, in der Bibliothek, genießt er die wunderschöne Aussicht auf die Landschaft von dem Zimmer, wo Königin Anna die Nachricht von der Schlacht von Höchstädt empfing. Die Boyne erscheint ihm als der Mittelpunkt der alten irländischen Geschichte: „In der King Tara hielten die alten Könige, denen die Häuptlinge des ganzen Eilandes gehorchten, ihren Hof. Am andern Ufer ist eine Art Nekropole: ein künstlicher, aus zusammengebrachten Felsstücken errichteter Hügel mit schmalem Eingang. . . . Da hat St. Patrick seine erste Bekehrung gemacht, und der Fluß selbst ist ihm dabei zu Hilfe gekommen. Es ist der Schauplatz der altirischen Gedichte, welche häufig Gespräche zwischen den Helden und den Priestern enthalten." Ein Landedelmann weist ihm die Erinnerungen der spätern Zeit: den Hügel, auf dem König Jakob II. der Aktion zugesehen und von wo er die Flucht ergriffen haben soll; die Gräber der Gefallnen, das Denkmal des Siegers. Er erzählt ihm, daß der Vater des Carpenters seines Urgroßvaters erzählt habe, er habe die Leiche Schombergs auf seinem Karren nach Dublin gefahren, wo sie in St. Patrick beigesetzt worden sei. „Das ist noch ein Faden von lebendiger Tradition — ruft er aus —, der aus jener Zeit in die unsre herüberreicht."

In politischer Beziehung erregt Irland beinahe ein größeres Interesse in ihm als England. Er bemerkt, wie Dublin die einzige Hauptstadt in der Welt ist, wo die Mehrheit der Einwohner katholisch ist, aber von einer protestantischen Minderheit regiert wird: man empfindet das doch zuweilen, wenn man etwa in eine katholische Kirche tritt, wo man Beichtstühle und einzelne Andächtige wahrnimmt, und dann auf den Straßen, den nächsten Nachbar fragend, inne wird, daß er den

ganzen Katholizismus haßt und verwirft. Der Gegensatz der beiden Glaubensmeinungen beherrscht die Gefühle und die Meinungen. Da steht denn in der Mitte die Reiterstatue Wilhelms III., ein Gegenstand der Verehrung für die einen, des Abscheus für die andern. Der Staat, den er gründete, besteht noch; hier regiert er gleichsam noch. In der Bevölkerung fallen ihm viele naturwüchsige Gestalten und ausdrucksvolle Gesichter auf, „zuweilen schön, öfters häßlich, aber immer des Anblicks wert. Für einen Maler würde so ein Obstverkäufer, um den sich die verschiedensten Alter sammeln, gute Studien darbieten.“ . . . Sehr gern würde er nach dem Norden des Landes gehen und dem Lärm der Wahlen, die dort eben stattfinden, beiwohnen.

Am 13. August 1865 meldete er dem Bruder die Rückkehr von der letzten Reise, die er um der „Englischen Geschichte“ willen unternommen: „Ich bringe eine reiche Sammlung mit — schreibt der Siebzigjährige —, möge es nicht eine Sammlung bleiben, die zerstreut werden würde. Wünsche auch du mir gute Muße und gedeihliche Zustände, damit ein lebensfähiges Buch zuande kommt.“

Das neue Werk umfaßte sieben Bände: so wie die französische Geschichte schildert es ausführlich nur das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert; die frühern und spätern Zeiten werden nur in großen Zügen dargestellt, doch auch diese nicht ohne Originalität der Auffassung. Das erste Buch insbesondre, betitelt: „Welthistorische Momente der frühern Geschichte Englands,“ darf zu den durchdachtesten und formvollendetsten Abschnitten in Rankes Werken überhaupt gerechnet werden: es giebt Beurteiler, die darin das Großartigste sehen, das er je geschrieben hat.

In dem eigentlichen Kern des Werkes, der Schilderung der beiden Revolutionen und der Befestigung der parlamentarischen Monarchie unter Wilhelm III., wird

man, mehr noch als in den entsprechenden Partien der französischen Geschichte, gewahr, wie alle diese Studien nur eine Fortbildung des Ideenkeimes sind, dessen erste Ansätze in dem Aufsatz über die großen Mächte und in den Vorlesungen vor König Max zu Tage traten. „Vor allem — heißt es da in einem zusammenfassenden Überblick über die Periode Wilhelms III. — setzte sich das neugestaltete England der politischen Übermacht Frankreichs in langen und blutigen Kriegen entgegen; zugleich aber kam auch der Gegensatz der Staatsformen zur Frage; während die eine das übrige Europa einnahm, gelangte die andre auf der Insel zur vollen Wirksamkeit, um später auch auf dem Kontinent in dessen eignen Zerwürfnissen mannigfaltige Nachahmung hervorzurufen. Zwischen diesen verschiednen Tendenzen, welche entgegengesetzte Pole einschließen, hat sich seitdem das europäische Leben bewegt."

Aber vielleicht mehr als bei irgend einer andern welthistorischen Erscheinung muß man — so meint Ranke — diese in der Fülle ihrer Einzelheiten ansehen: um sie zu begreifen, muß man so nahe wie möglich treten. „Man kennt einmal, wie die großen, einander entgegengesetzten Intentionen aus den frühern Zeiten beinahe unveränderlich hervorgingen. . . . Zugleich aber nimmt man wahr, wie viel doch wieder auf die Sinnesweise und Energie der Individuen ankam, ihrem Verhalten zu sich selbst, zu den großen Interessen, die sie vertreten, zu den Gegnern, die sie bekämpften. Waren die Menschen den Dingen gewachsen, oder waren die Dinge nicht stärker als die Menschen?" Mit dieser Frage war das Problem berührt, von dem alle Rankesche Geschichtsforschung ausgegangen, sie führt uns zugleich zu einer neuen Gruppe von Studien und Werken des Greises. Von einer Geringschätzung des Individuums in der Geschichte ist er trotz der Neigung, die „leitenden Ideen" mehr hervortreten zu lassen, als er früher pflegte,

auch jetzt noch weit entfernt: er giebt selbst zu, daß Bestrebungen, die in ihren Trägern zu Grunde gerichtet scheinen, eine nachhaltigere Wirkung auf die Ereignisse ausüben, als die Macht des Siegers. Und so hoch er es anschlagen will, daß „die objektiven Ideen, die mit der Kultur des menschlichen Geschlechts verbunden sind, zur Geltung und Repräsentation gelangen," so giebt er doch zu bedenken, daß das geistige Leben nicht sowohl „auf einer gläubigen und gehorsamen Annahme derselben, als in einer freien, subjektiv vermittelten, als auch beschränkten Aneignung" beruhe, die nicht ohne Kampf und Streit zu denken sei.

Nicht bloß den politischen Individualitäten wird er gerecht, sondern auch den litterarischen. Denker wie Hobbes oder Locke, Dichter wie Milton oder Dryden, besonders aber Shakespeare fesseln ihn aufs innerlichste, er sucht dem Wesen ihrer Erscheinung beizukommen, und es gelingt ihm mit wenigen Worten oft besser, als den langatmigen Auseinandersetzungen der Litterarhistoriker von Fach. So nennt er Shakespeare „eine geistige Naturkraft, die den Schleier wegnimmt, durch welchen das Innere der Handlungen und ihre Motive dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über das geheimnisvolle Walten der Dinge und der menschlichen Seele dar, durch die sie selbst zu einer großen historischen Erscheinung werden."

Mehr noch als in der französischen Geschichte hatte Ranke hier mit der Erinnerung an große Vorgänger zu kämpfen: Hume in erster Linie war ein klassischer Geschichtschreiber eben der Periode, die Ranke darstellte; von den Modernen erfreute sich Macaulay nicht nur bei der eignen Nation einer beinahe unbestrittenen Autorität. Ranke weiß das alles; er will nicht mit diesen wetteifern, er will keine Na-

tionalgeschichte schreiben: es wäre „ein Widerspruch an sich," wollte ein Fremder eine solche unternehmen. Seinem natürlichen Standpunkt gemäß richtet sich seine Absicht nur auf die Epochen, „die für die Entwicklung der Menschheit von der eingreifendsten Wirksamkeit gewesen sind." Die englische Kritik gab die Berechtigung dieses Standpunktes zu. Die Beurteilung, die das Werk von ihr erfuhr, war auch fast durchaus günstig. „Es kann nicht unsre Absicht sein, den Lorbeern des anerkannten und verehrten Hauptes zeitgenössischer Geschichtswissenschaft neue beizufügen," heißt es u. a. in der Quarterly Review nach dem Erscheinen der englischen Übersetzung des Werkes im Jahre 1875; Ranke, so fährt der Rezensent fort, habe es nicht nötig, den Vergleich mit den nationalen Historikern zu scheuen, das Land werde stolz sein auf das Denkmal, das er zu Ehren Englands aufgerichtet habe.

In Deutschland dagegen erfuhr Ranke über den ersten Band der Englischen Geschichte einen so heftigen Angriff, wie ihn seit Leo niemand mehr gewagt hatte. Zwar die deutsche Schulgelehrsamkeit hatte hie und da an seinen Büchern Einzelheiten gar zu hochmütig gerügt, und ein Marburger Professor, Rehm, sich dadurch unsterblich lächerlich gemacht, daß er Rankes Werke nicht für würdig erklärte, in der Universitätsbibliothek aufgestellt zu werden. Das war aber doch innerhalb eines beschränkten Kreises geschehen, die Welt erfuhr nichts davon; nun aber trat Bergenroth, ein junger Historiker, der auch die Feder gut zu führen verstand, in einem viel gelesenen Wochenblatt, den damals noch von Freytag redigierten „Grenzboten," gegen ihn auf und wies ihm nicht nur eine Menge Versehen, sondern auch falsche Zeichnung einzelner Personen — Heinrichs VIII. und Elisabeths insbesondre — nach. Insofern mochte er Recht haben, als Ranke für die ältern Zeiten nicht überall auf die Quellen zurückging — seine Aufgabe

erforderte dies nicht: er hätte da sein ganzes Leben nichts andres mehr schreiben können als die Englische Geschichte. Eine unerträgliche Anmaßung aber — die um so abstoßender wirken mußte, als sie einem fünfundsechzigjährigen Greise gegenüber geübt war — lag in den allgemeinen Äußerungen, die sich Bergenroth bei diesem Anlaß über Ranke erlaubte: „Es ist ein gebildeter Mann — so läßt er sich am Eingang vernehmen —; eine Masse von Ideen, in denen die Gegenwart lebt, sind ihm vollkommen geläufig. Der Leser ist erfreut, sie in das Gewand von Geschichte gekleidet bei ihm wiederzufinden. Und doch ist nur das Gewand historisch. Sobald der Verfasser von der Höhe seines gezimmerten Systems herabsteigt, um auf englische Geschichte einzugehen, zeigt er zwar das volle Selbstvertrauen eines Mannes, der zu leiten gewohnt, zugleich aber auch die Hilflosigkeit eines Führers, der des Landes unkundig ist. Sein Grundfehler ist, daß er für das Wachstum und die allmähliche Entwicklung eines Landes kein Auge hat.“ Zuletzt muß er aber doch zugeben, daß die Wechselwirkung zwischen England und dem Kontinent vortrefflich erzählt ist: eben darin lag ja die Aufgabe, die sich Ranke gesetzt hatte.

Der Schlosser-Ranke-Streit

Während der Zeit, da Ranke mitten in der Arbeit über die Englische Geschichte war, knüpfte sich an ein äußeres Ereignis, den Hingang des Historikers Friedrich Christian Schlosser, eine polemische Erörterung über das Wesen seiner Geschichtschreibung überhaupt. Sie ward eröffnet durch einen Nekrolog von Gervinus, einem begeisterten Schüler und Verehrer des Verewigten. Ohne Ranke zu nennen, zog er darin eine Parallele zwischen seiner Eigenart und der Schlossers, die nicht gerecht war. Wenn Gervinus darin Ranke zu jenen Historikern zählt, die in der Aufdeckung des

Unbekannten, auch wenn es an und für sich nicht von unbedingter Wichtigkeit wäre, den Hauptreiz ihres Berufes sehen — er nennt eine solche Ansicht „im Grunde eine kleinliche“ —, so brauchen wir nicht erst zu sagen, wie wenig diese Charakteristik das eigentliche Wesen der Rankeschen Geschichtschreibung trifft. Und nicht besser verständlich ist uns heute die Bemerkung, die Gervinus hieran knüpft, Schlosser habe auf die Thaten, Ranke auf die Worte der Geschichte geachtet: „wo es dem Mann dieser Methode (der kritischen) am heimlichsten und dem der andern am unheimlichsten ist, in den Urkunden der Leute, deren Schrift und Wort so oft nur zur Verstellung der Wahrheit dienen muß, für die die Geschichte erst ein Geschehendes, nicht ein Geschehenes ist, die in der Befangenheit von Dienern und Schreibern mit verengtem Blick in Rücksicht auf die Herren schreiben, für die sie beobachteten, über die sie berichten.“ Die blindeste Verkennung aber des Rankeschen Geistes liegt darin, wenn ihm der Vorwurf gemacht wird, er gehöre zu jenen, die in der Geschichte wie in der Moral eine Methode wollen, „die waschen soll, ohne naß zu machen,“ — „die das Leben sanft, mild, umsichtig in allen seinen Beziehungen fasse und billige, wenn es nur nicht gar zu schlecht sei.“ Als ein glänzendes Gegenbild wird Schlosser, der nie Furcht hatte, „es mit den Menschen zu verderben,“ jenen „verwaschnen Seelen“ gegenübergestellt, die es für teuflisch halten, überall zuerst das Schlechte zu sehen.

An diese Schrift, die, wenn sie auch Ranken nicht gerecht wird, doch als ein Denkmal Schlossers alles Lob verdient, schließt sich eine ganze Litteratur von Streitartikeln. Der heftigste Kämpe für Ranke und gegen Schlosser war Loebell, einer der Mitarbeiter der „Historischen Zeitschrift,“ die, 1859 von Sybel begründet, zu einem Organ der Rankeschen Schule geworden war; zu einer objektiven Würdigung beider suchte sich

der Verfasser eines Aufsatzes in den „Preußischen Jahrbüchern“ zu erheben. Die öffentliche Meinung aber, soweit sie sich in der Presse und in den breiten Schichten des deutschen Lesepublikums ausspricht, gab Gervinus Recht: es war die Zeit des preußischen Verfassungskonflikts, und da konnte, was konservativ war, nicht gut und wahrhaft sein. Weit aber über jene Tage hinaus hat dieser litterarische Streit das Bild Rankes für die Augen des korrekt liberal gesinnten Deutschen verzerrt: noch an seinem neunzigsten Geburtstage sprach eine Zeitungsstimme ironisch von dem „seltnen Talent, an jedem das beste zu finden.“

Historisch-Biographisches

Rankes Stellung als Präsident der historischen Kommission verdanken wir eine Reihe von Nekrologen, die er an den Eröffnungstagen den im abgelaufnen Jahre Dahingegangnen widmete. In die Periode vor 1870 fallen die von Dahlmann, Schlosser, Savigny, Loebell, Böhmer, Lappenberg, Johannes Voigt, Jakob Grimm. Allen ist gemeinsam, daß er darin auf Grund authentischer Mitteilungen, die bei einzelnen bis auf die Knabenjahre zurückgingen, zuerst das Individuelle der einzelnen Persönlichkeit möglichst getreu zu fassen versucht; dann zeigt er, wie sich diese durch Studien und Lebensschicksale entwickelt und auf die Welt gewirkt hat. So sind diese Gelegenheitsreden zu einer Galerie biographischer Denkmale von Zeitgenossen geworden, die sich wohl denen von Varnhagen zur Seite stellen können, wenn auch die Lebensläufe der Männer, die in ihr geschildert sind, an Fülle und Glanz denen jener andern nicht zu vergleichen sind. Um so größer, möchten wir sagen, ist die Kunst des Schilderers.

Aber unmittelbar nach dem Abschluß der englischen Geschichte ging Ranke auch an eine biographische Ar-

beit größern Stils: an Wallenstein. Es liegt keine Äußerung Rankes vor, die uns über die nächste Veranlassung dieses Werkes unterrichtete. Wahrscheinlich entsprang die Idee dazu der neuerlichen Beschäftigung mit deutscher Geschichte im zwölften und siebzehnten Jahrhundert, zu der Ranke durch die Veranstaltung einer Gesamtausgabe seiner Werke genötigt wurde: die ersten Bände sollten — wie er im Januar 1867 an Giesebrecht schreibt — eine neue Ausgabe der Reformationsgeschichte enthalten.

Hieran schloß sich dann der Aufsatz der Historisch-politischen Zeitschrift über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II., an den er noch im Jahre 1868 eine Studie zur Reichsgeschichte, die Periode von der Wahl Rudolfs III. bis zur Wahl Ferdinands II., anknüpfte: damit war er schon in das Zeitalter des großen Krieges und Wallensteins selber eingetreten. Übrigens hatte er auch in der französischen Geschichte, der er in einem Brief an Waitz auch ein Verdienst um die vaterländische Geschichte in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zuschrieb, dieses Problem berühren müssen. Im Herbst 1868 sehen wir ihn in Wien, in dem Archiv, das unter der Leitung Alfred von Arneths viel zugänglicher geworden war, wohl auch mit Wallensteinakten beschäftigt: „Ich fand nicht allein, was ich suchte, sondern mehr als das — schrieb er nach Hause —; ich habe in diesen vierzehn Tagen viel gelernt, was ich nicht wußte.“ Das Buch erschien 1869.

Die universalhistorische Seite des Problems liegt hier nicht etwa in der direkten Einwirkung des Helden auf die Weltverhältnisse, als vielmehr darin, daß es die Wechselwirkung zwischen „Dämon“ und „Tyche,“ die Ranke schon in jungen Jahren gefesselt hatte, an einem gewaltigen Beispiel deutlich macht. So faßt es der Geschichtschreiber auch selbst: „Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll — heißt es in

der Vorrede —, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. Indem man den großen Gang der welthistorischen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihre Impulse empfangen. . . . Die Begebenheiten entwickeln sich in dem Zusammentreffen der individuellen Kraft mit dem objektiven Weltverhältnis. Die Erfolge sind das Maß ihrer Kraft." Und dann wieder: „Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, die die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandnen Tendenz. Aber von der andern Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft."

Seitdem Schiller die Gestalt des großen Heerführers auf die Bühne gebracht hatte, gab es für die Gebildeten unsrer Nation wenig historische Persönlichkeiten, denen sie ihr Interesse in gleich hohem Maße zugewandt hätten. Auch die gelehrte Forschung hatte sich lange vor Ranke auf diesen Stoff geworfen, ohne aber auch nur in den Hauptfragen zu einem sichern Resultat gelangen zu können; besonders blieb die eine strittig: ob Wallenstein ein Verräter war und sein Schicksal verdiente. Ranke kommt zu dem Schluß, daß es sich nur um wechselnde, von den verschiedenartigsten Momenten bedingte Pläne handelte, die allerdings hochverräterisch waren, in denen aber das entscheidende letzte Wort nicht gesprochen ward. Man kann sagen, daß keines der Werke Rankes in den Einzelheiten anfechtbarer ist als dies — die wichtigsten Dokumente, die erst in der letzten Zeit hervorgetreten sind, hat er gar nicht ge-

kannt und erlogne Berichte wie den Sezyma Rasins für echt genommen —, und dennoch hat der Meister im großen und ganzen mit einer seltnen Ahnungsgabe das Richtige gesehen — wie ein geistreicher Beurteiler sagt: seine Ansicht von der Sache beruht auf nichts anderm als auf der Erwägung dessen, was sich als das Glaubwürdigste aus den unglaubwürdigen Nachrichten ergab. Er ging selber nicht anders zu Werke als der Zeitgenosse Wallensteins Khevenhiller in seinem großen Annalenwerk, von dem Ranke zeigt, wie er seine Quellen teils annimmt, teils ablehnt und verändert, ohne daß man sagen könnte, welche objektiven Gründe ihn zu dem einen und dem andern veranlaßt haben.

Dasselbe Problem, das Ranke an der Geschichte Wallensteins hauptsächlich zeigte — jenes Wechselverhältnis zwischen eingebornem Wesen und äußern Einflüssen, hat ihn einige Jahre später noch einmal in die Zeiten zurückgeführt, von denen er in der Jugend ausgegangen war. Äußere Veranlassung dazu bot die Fortführung der Gesamtausgabe: da er in diese auch die Aufsätze über Consalvi und Don Carlos aufnehmen wollte, so entschloß er sich zu einem Band „Historisch-biographischer Studien," der 1874 erschien. Neu sind darin ein Stück über Savonarola und eines über Filippo Strozzi und Cosimo Medici, beide aber höchst wahrscheinlich nur Ausführungen längst entworfner Skizzen aus der italienischen Wandermappe. Der Aufsatz über Consalvi ist wenig verändert, dagegen der „kritischen Abhandlung" über den spanischen Infanten ein ganz neuer zweiter Teil „Die Geschichte Don Carlos" selbst hinzugesetzt. In der Vorrede zu allen diesen Studien wird als das Gemeinsame eben jenes Problem bezeichnet, das die Einleitung zu Wallenstein aufrollt. „Auch in der Geschichte — lesen wir — bekämpfen und durchdringen sich Freiheit und Notwendigkeit. Die Freiheit erscheint mehr in der Persön-

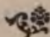
lichkeit, die Notwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens. Aber ist wohl die erste eine vollkommne, und die andre, wäre sie eine unbedingte? ... Jede großartige Thätigkeit erwächst in dem Mitgefühl mit den allgemeinen Gegensätzen, die die Welt immer entzweien; sie entfaltet sich inmitten des Kampfes der vorherrschenden Gewalten. Der Anteil, den ein bedeutender Mann an demselben nimmt, beruht allerdings auf seinen innersten Impulsen, aber zugleich auch auf den Umständen, unter denen er in die Handlung eintritt. Der Widerstand, den er findet, entspringt aus den bestehenden Verhältnissen, der Macht der Bildungen, die im Laufe der Zeit unter analogen Wirkungen und Gegenwirkungen zu stande gekommen sind und das gemeinschaftliche Leben der Zeitgenossen und des Gemeinwesens hervorbringen. Der Kampf kann nie vermieden werden; er ist eine Notwendigkeit." Nicht diese Notwendigkeit will er, wie es wohl andre thun, dämonisch nennen, denn der Dämon liegt seiner Überzeugung nach und einem Worte Goethes gemäß nicht außerhalb des Menschen, sondern in ihm. „Der Ausgang hängt vor allem von den Kräften ab, die auf beiden Seiten eingesetzt werden, nicht allein der materiellen, sondern auch der moralischen." Ausdrücklich verweist Ranke darauf, daß er in diesem Sinne schon die Geschichte Wallensteins geschrieben habe.

Indes haben die meisten Personen, die er vorführt, ebenso wie Wallenstein noch ein bestimmteres historisches Interesse; sie repräsentieren gewisse Ideen. So treten in Savonarola „die idealen Gegensätze gegen die faktische Erscheinung des Papsttums in einem der lebensvollsten Zeiträume der neuesten Geschichte an den Tag," das Interesse, das er erweckt, hat seinen Ursprung „in der Coincidenz des positiven Glaubens und der Negation der absoluten Macht des Papsttums." Indem Savonarola in dem heidnisch gesinnten Florenz

predigt, offenbart sich „das Geheimnis der Religion, das unaufhörlich frisch entspringt und die Gemüter durch eine denselben eingeborne Sympathie mit sich fortreißt." Cosimos Wirksamkeit in Florenz erscheint Ranke universalhistorisch wichtig, „denn das Übergewicht der spanischen Monarchie und die exklusive Herrschaft des Katholizismus in Italien beruhten auf der Haltung Cosimos und seinen Erfolgen;" Strozzi aber repräsentiert ihm das auswärtige Florenz, das, dem innern entgegengesetzt, in Politik und Krieg des sechzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle spielt. Von Consalvi wissen wir bereits, daß er in ihm den Versuch, die moderne Verwaltung mit den historischen Formen des Kirchenstaats zu vereinigen, gleichsam personifiziert hat. In Don Carlos dagegen tritt eine andre Frage, die er auch in seinen Jugendwerken flüchtig gestreift hatte, in den Vordergrund: sie hängt mit jener andern nach der Wirksamkeit des Individuums in der Welt zusammen. „Woher stammt die angeborne Eigenheit des Menschen, die diese so oft verändert, wenn sie auch selber dabei verändert wird?" Einmal hatte Ranke hierauf schon geantwortet: es ist ein Geheimnis, sie stammt — wie die Philosophen sagen — von jenseits der Kausalität. Aber diesmal geht er einen Schritt weiter: von den Eltern und Vorfahren ist bisweilen ein Teil. Auch diese Frage war damals lange schon aufgeworfen und hin und wieder erörtert worden. Die Rationalisten und Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts bekämpften den Gedanken von der Erblichkeit physischer und moralischer Eigenschaften aufs heftigste, nach ihnen ist alles anerzogen, vererbbar aber nichts; Helvetius u. a. behauptete, daß alle Menschen gleich und mit ganz denselben Fähigkeiten geboren werden, und daß alle Unterschiede nur auf Erziehung beruhen, er entwickelte dieses — wie ein moderner Forscher sagt — „unglaubliche Paradoxon mit einer Wut, die uns er-

starren läßt.“ Dagegen hatte Voltaire, in so vielen Dingen über die Vorurteile der Aufklärer weit erhaben, opponiert: „die Leiblichkeit — so hatte er in seinem Dictionnaire philosophique gesagt —, dieser Vater der Seele pflanzt denselben Charakter von Vater auf Sohn Jahrhunderte fort.“ Auch in unserm Jahrhundert sind die Physiologen in dieser Frage nicht einig, aber eine sehr bedeutende Schule, an deren Spitze der Franzose Ribot steht, hat die Meinung Voltaires wieder aufgenommen und durch ein stattliches Beweismaterial gestützt.*) Ranke hat von ihren Forschungen kaum Kenntnis genommen, aber religiöse Überzeugung und historische Erfahrung bringen ihn zu demselben Glauben. „Darf man wohl annehmen — sagt er im Don Carlos —, daß die Seelen der Menschen, urspünglich gleich, ihre Verschiedenheiten erst durch das Leben auf Erden empfangen? Unmöglich. Wir sehen Trunkenheit und Wahnsinn forterben; wir lernen nationale Eigenschaften kennen, einzig in einem Volke, von allen andern abweichend, und niemandem wird der Genius anerzogen. Um das Innere eines Menschen kennen zu lernen, muß man auch nach seinem Namen und seiner Herkunft fragen.“ Auch auf die Frage, wie weit die Erziehung dieses eingeboren-ererbte Naturell zu ändern vermag, geht Ranke ein: er meint nur in sehr geringem Maße, aber — setzt er hinzu — „vielleicht wäre es gar nicht einmal zu wünschen, daß sie es könnte, denn sie würde die ursprüngliche Individualität dem allgemeinen Begriff unterordnen; dieser allein würde leben, nicht das Individuum. Nur dafür kann sie sorgen, daß die Triebe den Grundlagen der menschlichen Gesellschaft nicht zuwiderlaufen und sie verletzen.“

*) Dies leugnen allerdings die Gegner, indem sie beinah alle Fälle, die die Ribotsche Schule zu ihren Gunsten anführt, auf unwillkürliche Nachahmung u. s. w. zurückführen wollen.



Sechstes Kapitel

Die Weltgeschichte

Man könnte nicht sagen, daß Ranke bei der Auswahl der historischen Probleme bis dahin vornehmlich durch die Zeitereignisse bestimmt worden sei: seine Studien haben ihren besondern, von jenen ziemlich unabhängigen Gang oder — wie er sich selber ausdrückt — ihr eignes inneres Leben. Aber ganz ohne Einfluß sind die Geschehnisse seiner Epoche doch nicht auf seine schriftstellerische Thätigkeit geblieben. Wir haben gesehen, wie die Julirevolution den Plan zur „Historisch-politischen Zeitschrift“ veranlaßte und Ranken so indirekt zu einer eindringenden Beschäftigung mit den Ereignissen führte, die jene Katastrophe vorbereitet, und mit den Folgen, die diese für Deutschland und Europa gehabt haben. Die Revolution von Achtzehnhundertachtundvierzig unterbrach die Fortsetzung der Preußischen Geschichte und bewirkte dafür eine Aufnahme längst aufgegebner Studien über das alte Rom. Am deutlichsten und stärksten aber werden die Vorwürfe von Rankes letzter Schaffensperiode durch die äußern Weltbegebenheiten bestimmt. Er giebt darüber selbst unzweifelhaften Aufschluß: „Die universale Aussicht für Deutschland und die Welt [die die Ereignisse von 1870 und 71 boten] hat mich veranlaßt — so lesen wir in der autobiographischen Aufzeichnung

von 1885 —, meine letzten Kräfte einem Werk über die Weltgeschichte zu widmen, in dem ich noch begriffen bin." Und in der Ansprache, die der Meister an seinem neunzigsten Geburtstag an die Glückwünschenden in seiner Wohnung richtete, läßt er sich vernehmen: „In den Ereignissen, die wir erlebt haben, läßt sich vor allem eine Niederlage der revolutionären Kräfte erkennen, welche die regelmäßige Fortentwicklung der Weltgeschichte unmöglich machen. . . . Ich meines geringen Ortes würde nicht daran gedacht haben, eine Weltgeschichte zu verfassen, wenn nicht für mich im allgemeinen das Problem der beiden großen Weltgewalten nach langen Kämpfen und Abwandlungen wäre entschieden gewesen, sodaß es einen unparteiischen Rückblick auf frühere Jahrhunderte gestattete."

So steht denn der Ausbau der „Weltgeschichte" mit der Gründung des deutschen Reichs als einer konservativen Vormacht Europas nach dem eignen Geständnis des Geschichtschreibers in einem ursächlichen Zusammenhang. Aber an die Ausführung dieses letzten großen Lebenswerkes ging Ranke erst 1879, in seinem fünfundachtzigsten Jahre. Der Zeitraum, der zwischen jenem Ereignis und diesem Beginne liegt, war einer Reihe von andern Arbeiten gewidmet, die aber alle mit der endlichen Lösung der deutschen Frage durch Preußen in enger Beziehung stehen: sie betreffen durchaus neuere deutsche Geschichte und schließen sich chronologisch an die frühern Arbeiten über preußische, französische und englische Geschichte an. Insofern gehören sie auch zur „Weltgeschichte," als Ranke auf diese Zeiten ausführlich nicht mehr zurückzukommen, sondern sie bloß in einem summarischen Überblick zusammenzufassen gedachte: die entfernteste und die nächste Vergangenheit fehlten noch in dem universalhistorischen Gemälde, das er längst entworfen hatte: hier wie dort eilte er nun zur Vollendung.

Lösung der deutschen Frage

Während der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. geschah von Preußen aus nichts, was die Lösung der deutschen Frage hätte fördern können. Nach dem Abkommen von Olmütz zeigte sich, daß Österreich doch nicht geneigt war, Preußen eine Stellung in Deutschland zu gewähren, die über das Stimmrecht im Bundestag hinausgereicht und den wirklichen Machtverhältnissen entsprochen hätte. Der König sah zuletzt selbst ein, daß eine solche Stellung nur durch Waffengewalt werde errungen werden können. Aber die Armee war nicht in dem Zustande, daß man dies hätte versuchen können, der König besaß nicht die Energie und das Talent, auf diesem Gebiet organisatorisch zu wirken. Auf der andern Seite ward dem Verlangen der bürgerlichen Kreise nach einem Ausbau der Verfassung in liberal-demokratischem Sinn auch nicht Genüge gethan, und der Konflikt im Innern blieb so an der Tagesordnung. Unter solchen Umständen ergriff nach der schweren Erkrankung des Königs Prinz Wilhelm als Prinzregent die Zügel der Regierung.

Vorher wurde Ranke einmal als Ratgeber aufgerufen: im Juni 1860 überreichte er dem Prinzregenten ein Memoire über die Lage der Monarchie, von deren Inhalt wir aber keine nähere Kunde haben. Wir wissen nur, daß er darin den Satz aufgestellt hat, es gebe drei Stadien in revolutionärer Bewegung: die Fürsten werden gestürzt, wenn sie keine Armee haben oder sie vernachlässigen, hierauf folge die Wildheit revolutionärer Wirren, endlich ein Usurpator, der die Waffen zu führen wisse. In einer Audienz, die der Geschichtsschreiber hierauf bei dem Prinzen hatte, verlangte dieser zu hören, ob er seinem Memoire etwas hinzuzusetzen habe. „Ich befand mich — berichtet Ranke — eine halbe Stunde in der Region historisch-politischer Anschauungen einem Manne gegenüber, welcher ver-

steht und vermag.“ Jenen Satz von den drei Stadien fand der Prinzregent „sehr wahr und konsequent gebildet,“ als die Summe seiner Entschließungen sprach er zuletzt aus, daß jede, auch die leiseste Verwicklung mit Frankreich zu vermeiden, aber kein Haarbreit in politischen Fragen nachzugeben sei; daß Preußen die deutschen Fürsten in ihrer Souveränität schonen, aber in militärischen Dingen eine Einheit hervorbringen müsse, die eine große gemeinsame Wirksamkeit ermögliche.

Der liberal-demokratischen Strömung war die Regierung des Prinzregenten einige Zugeständnisse zu machen, bereit. Ranke stimmte damit vollkommen überein: „Unsre Lage — sagt er am Schluß des Tagebuchblattes über jene Audienz — beruht eben darauf, daß die Militärgewalt der Fürsten und eine liberale Regierung kombiniert werden sollen.“

Wie dann aber die Militärorganisation in Angriff genommen wurde, zeigte sich, daß die Majorität der bürgerlichen Kreise damals noch keinen Begriff von deren Bedeutung hatte: sie setzte sich ihr hartnäckig entgegen, und so entstand jener Konflikt, der in der neuern deutschen Geschichte so berüchtigt geworden ist. Ranke stand, wie nicht anders zu erwarten war, auf seiten der Regierung: mit Befriedigung meldete er 1862 dem König von Bayern, daß König Wilhelm unerschütterlich an der Militärorganisation festhalte. Wenn dann dic preußische Regierung dem immer lebhaftern Drängen der Nation nach einer größern Freiheit kühl und ablehnend gegenüberstand, so verstand Ranke auch dies und unterstützte in seinen öffentlichen Äußerungen die zuwartende Haltung der Berliner Staatsmänner: in dem Nachruf, den er im Oktober 1864 seinem verstorbnen Gönner Maximilian widmete, sagte er u. a., die Idee der Nationalität beruhe nicht auf einer vagen Einbildung, nach der sie

sich erst in der Zukunft realisieren müßte, diese Idee sei vielmehr aus den alten Kämpfen naturgemäß wieder hervorgewachsen: „das Reich war niemals vollkommen gefallen, es beherrscht noch immer die Gemüter, in denen das Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit erst recht stark geworden ist; auf diesem Boden bewegt sich der heutige deutsche Staat, das deutsche Fürstentum . . ."

Die Dinge entwickelten sich, wie Ranke sie vorausgesehen hatte: was er an den Ereignissen von 1866 am meisten beklagte, war, daß Bayern auf Seite von Preußens Gegnern stand. „Wäre König Max am Leben geblieben — schrieb er an Giesebrecht —, so wäre alles anders geworden. . . . So viel kann ich mit Bestimmtheit sagen: mit Österreich wäre er nicht gegangen; wie die Dinge im Frühjahre 1866 standen, würde er neutral geblieben sein und sich durch keine Aufwallung eines vermeinten, doch nur lokalen Patriotismus davon haben abbringen lassen. Dann aber würden auch andre sich nicht haben fortreißen lassen. . . ." Den Krieg selbst sah er für Preußen zuletzt doch als unvermeidlich an, den Ausgang als entscheidend für die Bedeutung und Weltstellung der preußischen Monarchie, den Erfolg schrieb er durchaus den militärischen Einrichtungen des Königs zu; als dieser am 1. Januar 1867 den sechzigsten Jahrestag seines Eintritts in den militärischen Dienst beging, schrieb er ihm mit Bezug auf die Siege des abgelaufnen Jahres: „So ist Ew. Majestät militärische Bildung ein historisches Moment geworden und verknüpft sich auf das engste mit dem Geschick des preußischen Staates und selbst jedes einzelnen. Denn allerdings bedrohte die feindliche Aufstellung das eigenste Selbst des Staates; nicht allein seine Macht, sondern auch das Prinzip der religiösen Unabhängigkeit und geistigen Durchbildung, auf welchem derselbe beruht."

Nach dem errungnen Siege boten sich — so sieht es Ranke in dem 1878 aufgezeichneten „Rückblick" an — drei verschiedne Systeme dar: das eine wäre auf eine allgemeine Schwächung der deutschen Mittelstaaten zu Gunsten eines „Groß-Preußen" ausgegangen. Dieser Gedanke stimmte aber nicht mit der herrschend gewordnen liberalen Tendenz; man ergriff einen andern, demzufolge Hannover und Hessen völlig eingezogen, dagegen mit den andern Mittelstaaten eine enge Verbindung geschlossen wurde. Dieser Bund realisierte eigentlich bereits das kleindeutsche Programm, ohne daß dies ausgesprochen worden wäre. Ranke billigte auch dies: „man mißverstehe mich nicht — sagt er — der Untergang Georgs V. war mir unendlich schmerzlich, peinlich auch die Mißgriffe, die bei den ersten Einrichtungen in Hessen vorkamen; aber dabei hätte man sich doch auch die Augen verschließen müssen, wenn man das große Interesse mißkannte, das eine konsolidierte Bundesverfassung dem mächtigen französischen Reiche gegenüber für den deutschen Namen hatte."

Als dann endlich die große Krisis ausbrach, da war es der Natur Rankes nicht gemäß, in den allgemeinen Enthusiasmus laut einzustimmen oder gar als ein Wortführer des kriegerischen Patriotismus aufzutreten. Voll Humanität und Mäßigung ist seine erste öffentliche Äußerung über den Krieg von 1870 in der Rede, mit der er im Oktober des Jahres die Plenarversammlung der Münchner Historischen Kommission eröffnete. „Es giebt einen nationalen Geist — hatte er an derselben Stelle schon 1867 gewarnt — der sich in dem bewußten Ausschließen des Fremden als solchen und dem Mißkennen seines Werts bewegt. Ein solcher ist dem deutschen Wesen fremd und würde es sogar verfälschen." Nun ruft er aus: „Wer von uns allen ist ohne Einfluß des französischen

Geistes geblieben!" Bei einer Begegnung mit seinem alten Freunde Thiers in Wien, wohin dieser in vergeblicher diplomatischer Sendung gegangen war, gewann er dessen Herz, wie er meint, aufs neue, da er ihm sagte, Paris habe bei allen deutschen Litteraten die größte Sympathie, sie hätten da die Gastfreundschaft des Geistes genossen. So bewahrte er sich auch in dem Moment der heftigsten nationalen Antipathien seinen irenischen Geist: so wenig wie religiöse Überzeugungen konnten politische ihn unbillig machen. Denn diese politische Überzeugung besaß er: er war nicht etwa der Anwalt eines vorzeitigen Friedens; nur einen Augenblick hat er gemeint, auf Metz könne man verzichten, daß aber das Elsaß zurückgenommen werden müsse, davon war er so gut durchdrungen, wie die preußischen Machthaber selbst. Seinem französischen Freunde konnte er nur raten, Frieden zu machen; „um Gottes willen," so lange Paris nicht gefallen sei, und die deutschen Armeen nicht davorstünden: „laßt uns Frieden miteinander machen — sagt er ihm —, denn wir denken nicht daran, Frankreich herabzuwürdigen. Wir wollen euch euern Einfluß auf Italien und die südliche Welt überhaupt nicht nehmen; aber ihr müßt euch auch erinnern, daß Frankreich und Deutschland als Teile des alten karolingischen Weltreichs emporgekommen sind. Ein mittleres Reich zwischen ihnen wurde beabsichtigt, ist aber nie zustande gekommen. Über diese Gebiete sind die beiden Nationen miteinander handgemein geworden, hatten sich aber auseinandergesetzt. Als wir sehr schwach waren, habt ihr uns eine und die andre unsrer westlichen Provinzen entrissen, und ihr könnt euch nicht wundern, wenn wir sie, nachdem wir euch von dem vermeintlichen Kaisertum befreit haben, zurückfordern." Auf den Einwurf einer der Begleiter von Thiers, daß alsdann ein ewiger Krieg zwischen beiden Nationen entstehen werde, ent-

gegnet er, anders sei es doch einmal nicht. Sedan würden die Franzosen nie vergeben, und bei dem dortigen unzuverlässigen Zustande verlange die deutsche Nation, die dafür geblutet habe, eine Sicherheit für die Zukunft; sie werde es unerträglich finden, ihre alten Provinzen in französischen Händen zu lassen. Wenn der König auch wollte, das ganze Territorium könne er nicht zurückgeben: „Straßburg und Metz müssen wir haben.“ Thiers forderte ihn zuletzt auf, dem König zu schreiben, er möge den Franzosen den Frieden geben. Ranke wies das ab, aber er schmeichelte sich doch mit dem Gedanken, etwas zu dem Frieden beizutragen, „so wenig es auch immer sein mag.“ In einem zweiten und dritten Gespräch verlor er freilich diese Hoffnung wieder. Wohl machte es „einen gewissen Eindruck,“ wenn er bemerkte, daß der Krieg nicht mehr gegen Napoleon gerichtet sei, der sich ja in Gefangenschaft befinde, noch auch gegen Frankreich an und für sich, das die Deutschen immerhin in einer gewissen Größe zu sehen wünschten, als gegen die Politik Ludwigs des Vierzehnten, der einst einen Zeitpunkt der Schwäche des deutschen Reichs benutzt habe, um nicht allein ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg unsern Händen zu entwinden. Aber dann erwiderte man doch: wolle man auf Ansprüche dieser Art zurückkommen, was werde dann übrig bleiben? Vergebens wandte er ein, daß jenes alte Unrecht nie vergessen worden sei, daß es die deutsche Nation noch heute, wenn nicht zur Rache, denn das liege ihr fern, doch zu einer Gegenwirkung entflamme; er gesteht selbst, daß er damit niemand überzeugt habe, niemand von seiner Meinung zurückgebracht worden sei.

Ein sehr großes Gewicht legte Ranke sowohl gleich damals als auch später auf die Haltung des Königs von Bayern. „Es grenzt an das wunderbare — schrieb er im Januar 1871 an Giesebrecht —, daß dieser junge

Fürst, der an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Anteil zu nehmen schien, dennoch in den beiden größten Fragen, die vorkommen konnten, die Initiative zu Gunsten der großen deutschen Ideen ergriffen hat. Nachdem er erst den casus foederis in dem entscheidenden Moment freudig anerkannt hat, hebt er die Notwendigkeit dieser Anerkennung für die Zukunft selber auf — das ist das wesentliche an der Sache, alles andre ist mehr der äußere Schmuck."

Der endliche Ausgang des großen Kampfes erfüllte auch ihn mit Befriedigung. „Die Thatsache [der Wiederherstellung des Reichs] an und für sich verknüpft die Jahrhunderte unsrer Geschichte — sagte er im Oktober 1871 in der Münchner Plenarversammlung —, sie ist der Ausdruck des Gemeingefühls der Nation, wie es von Urzeiten her gebildet, die Gegenwart erfüllt. Und dadurch, daß die neue Würde erblich übertragen worden ist, bietet sie eine Gewähr der Einheit für die Zukunft, wie sie noch niemals vorhanden war." Daß das Verhältnis zu Österreich sich nun auch so zu gestalten schien, wie er es für das Heil Deutschlands schon mehr als ein Menschenalter vorher gewünscht hatte, eröffnete ihm die frohe Aussicht auf Dauerhaftigkeit des Gegründeten: „das gesammelte Nationalgefühl kann der Zukunft ruhig entgegensehen."

In diesen Ansichten und Stimmungen liegen nun die Impulse zu einer ganzen Reihe von Schriften Rankes, die alle in den siebziger Jahren entstanden sind; es sind dies: der „Ursprung des siebenjährigen Krieges," die „Genesis des preußischen Staates," der „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege," „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund." Auch „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates 1793 bis 1813," wenngleich durch einen äußern Umstand veranlaßt, steht in einer engen Beziehung zu den Ereignissen dieser Periode.

Die Schrift über den Ursprung des siebenjährigen Krieges knüpft an die ältern Studien über preußische Geschichte an: der letzte Band der „Neun Bücher" hatte vor diesem Ereignis Halt gemacht, eine Abhandlung über dessen Ursachen war aber schon vorbereitet. Im Sommer 1870, als es unmöglich war, die Aufmerksamkeit auf etwas andres zu richten, als was in nahem Zusammenhang mit dem ausgebrochnen Kriege gestanden hätte — indem sich die Jugend um ihn her rüstete, in den Stunden des Abschieds —, nahm er die zurückgelegte Abhandlung wieder vor. Denn der große Zusammenstoß von 1870 war nach Rankes Meinung auch durch den Krieg von 1756 vorbereitet worden. Aus französischen, englischen und preußischen Archiven hatte er neue Aufschlüsse in Fülle entnehmen können, Alfred von Arneths Buch über die große Kaiserin ergänzte seine Kenntnisse zur rechten Zeit aus dem Wiener Archiv. Überdies benutzte er den kurzen Aufenthalt, den er im Spätherbst 1870 in der Kaiserstadt nahm, um dort auch selber einige Akten einzusehen. Bald sah er vor sich „ein großartiges Schauspiel, eine in ihrer Art einzige Krisis" sich abwickeln. Das Eigentümliche der Schrift, mit der er, wie er sagt, den großen Ereignissen und Handlungen des letzten Jahres seinen Tribut darbrachte, liegt wiederum in der Weile des Gesichtskreises ihrer Anschauung. Denn nicht bloß auf den beschränkten kontinentalen Schauplatz, wo man gewöhnlich allein jenen Krieg verfolgte und seine Ursachen suchte, ist der Blick dieses Geschichtschreibers gerichtet: er erblickt in dem österreichisch-preußischen Konflikt gleichsam nur eine sekundäre Erscheinung des großen Weltkampfes zwischen der französischen und englischen Macht. Freilich hat jener dabei doch auch seinen eignen Anteil an der universalhistorischen Entwicklung: das österreichische Bündnis und die Niederlage der französischen Waffen in Deutschland haben nicht wenig

dazu beigetragen, das französische Königtum zu erschüttern, sie waren Mitursachen der großen Revolution, durch die das alte Reich zerstört und die Neugestaltung Deutschlands vorbereitet worden ist. Andrerseits ist die Größe Preußens aus der Behauptung der Stellung, die es durch die schlesischen Kriege erlangt, gegenüber dem Ansturm von halb Europa hervorgewachsen, in dem Andenken an den Ruhm dieser Jahre lagen lang fortwirkende Impulse, die selbst noch die Generation von 1806 aufgerichtet haben, „sodaß eine Wiederherstellung folgte, wie sie die Welt ebenfalls noch nicht gekannt hat."

Es war sehr naheliegend, dem wunderbaren Emporkommen des Staates, der aus so kleinen Anfängen zu einer welthistorischen Rolle gelangt war, eine besondre Aufmerksamkeit zu schenken. Ranke hatte es im ersten der Neun Bücher preußischer Geschichte bereits gethan, aber nur flüchtig und in großen Umrissen; inzwischen war eine Menge neues Material zu Tage gefördert und zahlreiche Einzeluntersuchungen waren unternommen worden, auch eine zusammenfassende Darstellung hatte die preußische Politik gefunden. Da nun gleichzeitig für die Gesamtausgabe der Werke eine Durchsicht der Neun Bücher notwendig wurde, so entschloß sich Ranke zu einer völligen Umarbeitung der ersten zwei Bücher, aus denen nun fünf wurden: die Kolonisation von Brandenburg und Preußen, die Geschichte des Kurhauses vom fünfzehnten bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erfuhren eine ausführliche Behandlung, dem Großen Kurfürsten und den ersten beiden Königen wurden jedem ein besondres Buch gewidmet. Hierfür hat Ranke zum letztenmal in seinem Leben Studien in öffentlichen Archiven gemacht. In den spätern Büchern sind die Übergänge von dem einen zum andern zum Teil neu. Die Grundansicht des Werkes ist jedoch unverändert, auch wird den Persön-

lichkeiten des hohenzollernschen Hauses nach wie vor der mächtigste Einfluß auf die Geschichte des Staates zugeschrieben, wenn diese auch nicht immer schöpferischen Genius besaßen. „Den großen Individualitäten, die neue Stufen der Entwicklung erreichen und bestimmen — heißt es nun im ersten Kapitel des vierten Buches — reihen sich andre minderbegabte an, die sich jedoch auf diesen zu behaupten wissen und ein jeder zu seiner Zeit ebenfalls den allgemeinen Fortgang fördern. Wenn man darüber nachdenkt, wie das bei den Gebrechen, die der menschlichen Natur anhaften, geschehen konnte, so wird die Lösung dieser Frage darin liegen, daß immer ein geistiges Ziel vor Augen schwebt, das durch das Interesse des Staates selbst gegeben ist."*)

Die zwei nächsten Schöpfungen lassen doch eine leise Abnahme gestaltender Kraft erkennen. Weniger noch „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund" als der „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege." Hier wie dort werden wir wieder in das Getriebe der europäischen Diplomatie geführt: während aber dorten den Institutionen des alten Reiches, dem partikularen Leben der Landschaften, den Tendenzen der Litteratur endlich, die allein diese Periode anziehend machen können, doch einige Aufmerksamkeit geschenkt wird, und daher einzelne bedeutende Persönlichkeiten immer noch hervortreten dürfen, ist hier die Darstellung, die sich nur auf Debatten, Unterhandlungen und wenige, keineswegs bedeutende Kriegsereignisse bezieht, gar zu farblos ausgefallen: das Interesse an den Individuen tritt vor dem für die „Ideen" gänzlich zurück. Der Zusammenhang beider Bücher mit dem Gang der Rankeschen Lebensstudien liegt aber klar zu Tage: dort wird in den Formen des alten Reiches, wie sie sich

*) Das so erweiterte Werk erschien später unter dem Titel: Zwölf Bücher preußischer Geschichte, die ersten Bücher als Genesis des preußischen Staates 1872.

in jener späten Periode darstellen, dessen Idee gesucht: weniger in dem hauptsächlich von internationalen Gesichtspunkten ausgehenden Kaiser als in Preußen und in dem Bunde, dessen Seele Preußen war, ist sie nach Rankes Meinung zu finden Im Schlußwort verweist er darauf, wie die Formen des Reiches zwar von Grund aus zertrümmert worden sind, nicht aber seine Idee: damit war die Beziehung zur Gegenwart sowohl wie zu der gesamten Weltgeschichte gegeben. In der andern Schrift liegt sie darin, daß Ranke den 1792 begonnenen Kampf eben erst 1870 ausgetragen sieht. Zu Neujahr 1879 kam bei einem Thee der Kaiserin Augusta das Gespräch auf Koblenz, wo die hohe Frau eben geweilt hatte und dabei an die Zeiten der Emigration erinnert worden war: sie warf nun die Frage auf, wie das damalige Verständnis von Preußen und Österreich aufgelöst worden sei. „Ich entwickelte — erzählt Ranke — meine historische Theorie von dem Zusammenhang des Jahres 1792 mit dem Jahre 1870."

Das zweite Kapitel der Schrift über Ursprung und Beginn der Revolutionskriege enthält eine „Ansicht der französischen Revolution." Wir wissen nicht, ob es dieselbe ist, die er sich nach seinen autobiographischen Diktaten bereits 1826 und 1827 gebildet hatte. Aber das ist gewiß, daß sie in vielen Punkten bestritten werden kann. Die despotischen Tendenzen der Regierung unter den beiden letzten Königen erscheinen bei Ranke etwas abgeschwächt, die ungeheuern Fehler, die sie zuletzt beging, nicht ins rechte Licht gesetzt, dagegen wird der Widerstand der Privilegierten gegen jede vernünftige Reform übertrieben und ihnen einseitig beinah alle Schuld an der Katastrophe beigelegt; auch finden wir die zersetzende Wirkung der revolutionären Doktrinen, die freilich erst durch das später erschienene Buch von Taine über den Ursprung des modernen

Frankreichs recht aufgeklärt wurde, kaum berührt. Es ist, wenn man so sagen darf, eine vom Standpunkt der damaligen preußischen Regierung geschriebne „Ansicht der Revolution": für das absolute Königtum und seine Befugnisse tritt sie vor allem ein; durch die Verbindung dieser mit den liberalen Tendenzen des Jahrhunderts wäre nach ihr jene furchtbare Erschütterung zu vermeiden gewesen: daß Adel und Klerus dem widerstrebten, nötigten das Königtum, sich an den dritten Stand zu wenden, den es doch nicht mehr zu beherrschen vermochte. Auch in der Darstellung des Kriegsausbruchs bemerken wir eine etwas liberal gefärbte Anschauung: er nimmt wohl an, was vor ihm Sybel und Hüffer nachgewiesen hatten, daß nicht die verbündeten Mächte das revolutionäre Frankreich angegriffen und dieses sich nur verteidigt habe, wie die französische Legende wollte, aber er sucht doch die Anmaßung der Legislative, von der die Kriegserklärung eigentlich ausging, zu rechtfertigen: er sieht darin eine Äußerung des Selbstgefühls der Nation, die durch das europäische Konzert doch verletzt worden sei. Die Idee von Kaunitz, daß eine Intervention der Mächte im Völkerrecht begründet sei, habe — so führt er aus — den nationalen Berechtigungen jedes Volkes und jedes Staates, die unleugbar seien, widersprochen: „Es ist sehr wahr — lesen wir —, daß in diesem Augenblick (1792) eine Gestaltung der Dinge in Frankreich zur Herrschaft gelangte, die den Prinzipien, die in Europa obwalteten, schärfer widersprach als jemals eine andre; und kein Mensch könnte leugnen, daß die französischen Doktrinen eine Gefährdung für andre Regierungen enthielten, die auf ähnlicher Grundlage beruhte, wie die, die man dort umstürzte. Der Kongreß, wie ihn Kaunitz im Sinne hatte, würde einen europäischen Areopag konstituiert haben, der denn doch eine Verfassungsform hätte vorschreiben oder durch

seine Anerkennung sanktionieren müssen, die Frankreich anzunehmen genötigt sein würde: der Staatskanzler hoffte noch ohne Anwendung von Gewalt. Setzen wir den Fall, daß es möglich gewesen wäre, wohin hätte es geführt? Alle spontanen Bewegungen der Nationen hätten reprimiert werden müssen, wie das in der Epoche der Restauration in der That versucht worden ist. Aber das lag nun nicht in dem Sinn und der Natur des europäischen Gemeinwesens. Wenn es unleugbar ist, daß die Revolution sich mit der historischen Gestaltung von Europa in Widerspruch setzte, so ist doch auch ebenso wahr, daß die Errichtung gleichsam eines obersten Tribunals über die französischen Angelegenheiten dem ganzen Laufe der europäischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten widersprochen haben würde. Die Frage über die Zulässigkeit der revolutionären Ideen, wie sie in Frankreich zur Geltung gekommen waren, hat doch in diesem Stadium erst eine sekundäre Bedeutung: die vornehmste, über alle schwebende ist die, ob das Selbstbestimmungsrecht einer Nation ohne alle Rücksicht behauptet oder durch das übrige Europa eingeschränkt werden darf. Erwägungen können nicht darüber entscheiden, sondern nur die Kraft der Gegensätze, die miteinander ringen." Es ist das im Grunde die alte Ansicht Rankes von der Individualität der Völker und dem Recht eines jeden, so zu sein, wie es seiner Natur entspricht. Aber indem die französische Revolution von Anfang an zugleich propagandistisch und angreifend war — wie Ranke an andern Stellen selber ausdrücklich zugiebt —, scheint es sich doch hier eher um das Selbstbestimmungsrecht der andern Staaten und Völker zu handeln: dieses war von Frankreich bedroht, es zu verteidigen vereinigten sich zuerst Österreich und Preußen, dann die übrigen kontinentalen Mächte.

Das Buch „Hardenberg und die Geschichte des

preußischen Staates 1793—1813“ ist durch den offiziellen Auftrag, die Denkwürdigkeiten jenes Staatsmannes herauszugeben, entstanden: 1822 war Hardenberg gestorben, er hatte testamentarisch festgesetzt, daß seine Aufzeichnungen fünfzig Jahre lang im Staatsarchiv aufzubewahren, dann aber zu veröffentlichen seien. 1872 wurde Ranke zu dem Fürsten Bismarck beschieden: mit eigner Hand löste der Reichskanzler die Siegel von den vergilbten Papieren. Sie enthielten teils ursprüngliche, teils von einem litterarischen Freunde Hardenbergs bereits umgearbeitete Mitteilungen aus den Jahren 1794 bis 1812; das wichtigste darunter war eine Denkschrift über die preußische Politik von 1806—1807. Ranke gab das Originale davon heraus; aus der Einleitung dazu, für die er auch Haugwitzsche Aufzeichnungen und andre Archivalien benutzte, entstand ihm zuletzt ein besondres Buch. Obwohl dessen Vorwurf eine einzelne Persönlichkeit ist, so tritt doch das Biographische darin sehr zurück; er rechtfertigt dies in der Einleitung damit, daß das, was man von den Biographien des Gelehrten bemerkt habe — hauptsächlich die Zeit ihrer Bildung erwecke Teilnahme für ihre Person —, noch in höherm Grade bei dem Staatsmann der Fall sei: „denn die Elemente des öffentlichen Lebens sind so mannigfaltig und für einen jeden so gewichtig, daß sie in der Regel eine bei weitem größere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als die darin thätigen Persönlichkeiten.“ Ja er geht so weit, etwas im Widerspruch mit der Auffassung seiner Frühzeit zu behaupten, die allgemeine Bewegung sei das eigentlich Lebendige in der Geschichte, wahre Bedeutung habe der Staatsmann nur insofern, als er sie an seiner Stelle fördert und vielleicht leitet. Die ersten Ansätze dieser Beurteilung des Persönlichen finden wir allerdings schon hie und da in den Werken

der dreißiger Jahre, wo die einzelnen historischen Größen bisweilen nur als Vertreter gewisser Tendenzen erscheinen, aber je mehr Ranke sich dem Abschluß seines Schaffens — der Weltgeschichte — nähert, desto höher erhebt er sich gleichsam über die Einzelheiten des Menschendaseins, desto mehr verliert er die Persönlichkeit über dem Volke aus den Augen. Und wenn an seinen ersten Büchern getadelt werden konnte, daß sie allzuviel Anekdotenhaftes aufnahmen, so weist er jetzt selbst dergleichen Einzelheiten streng aus dem Bereich der Historie: „Für die Muse der Geschichte, wenn ich sie recht kenne — sagt er —, giebt es Dinge, die sie unbekümmert auf sich beruhen lassen kann. Die Memoiren haben ihre besondre Stellung in der Litteratur; von den Zufälligkeiten des persönlichen Lebens kann der Geschichtschreiber abstrahieren, sein Augenmerk ist vor allem auf die allgemeinen Angelegenheiten gerichtet.“ Von Hardenberg erfahren wir denn auch im zweiten Buch, es repräsentierten sich in ihm, obwohl er preußischer Staatsmann sei, doch zugleich „Tendenzen des europäischen Lebens, die der Revolution einigermaßen homogen waren.“

So wie in dem Buch über den Ursprung der Revolutionskriege gewahren wir auch hier eine gewisse Annäherung an die liberalen Ideen des Jahrhunderts: seitdem der preußische Staat in der Verbindung mit ihnen zur Wiederherstellung des Reiches und einer gewaltigen europäischen Stellung gelangt war, hatte er sich mit ihnen auch historisch abgefunden. Dann aber tritt hier auch eine spezifisch preußische Tendenz stärker als irgendwo hervor: bisweilen scheint es, als habe er bei der Abfassung vor allem seinem Amt als Hofhistoriograph gerecht werden wollen. Denn alle Wendungen der preußischen Politik werden doch aus den Verhältnissen nicht nur

erklärt, sondern auch gerechtfertigt: der Basler Friede erscheint als ein Segen für Deutschland, weil er der klassischen Litteratur, die eben im Aufblühen war, ruhige Muße zur völligen Entfaltung gab. Die leise Parteilichkeit aber, die sich in einer solchen Auffassung verrät, geht nicht so weit, daß sie ihn ungerecht gegen Österreich machte. Von dem Kriege von 1809 erkennt er an, daß Österreich da die Waffen zur Behauptung der Unabhängigkeit der europäischen Staaten ergriffen habe.

Hardenberg lebte bis 1822. Aber über die Zeit über 1813 hinaus wollte Ranke doch nicht gehen, teils weil er dafür in dem Nachlaß wenig fand, teils weil es, wie er sagt, die innere Einheit seiner Darstellung gestört hätte. Aber er bedauert, daß ihm nicht mehr vergönnt sei, den gigantischen Kampf, der nun ausbrach, zu schildern: hierzu wären umfassende Forschungen in London, Wien, St. Petersburg notwendig, die auszuführen er nicht mehr hoffen dürfe: an der Schwelle eines großen Ereignisses legt er „nicht ganz gern" die Feder nieder.

Diesen größern Arbeiten über preußische und deutsche Geschichte schließen sich zwei Beiträge zur Allgemeinen deutschen Biographie an: der eine Friedrich den Großen, der andre Friedrich Wilhelm den Vierten behandelnd, beide erschienen 1878. Mit dem letzten war Ranke selbst keineswegs zufrieden. Beide sind formvollendete Essays, aber nirgends spricht sich in ihnen die Eigenart Rankes aus, sie liefern keiner einen neuen Beitrag zur Kenntnis seines Geistes.

Kirchenstreit. Noch einmal die orientalische Frage

1879 war die Gesamtausgabe so weit vorgeschritten, daß an den Wiederabdruck der „Päpste" gedacht werden mußte. Ranke beschloß dem dritten

Bande des Textes ein Schlußwort über das vatikanische Konzilium hinzuzufügen. „Für mich selbst wäre das beste, davon zu schweigen — schrieb er an seinen Verleger —; aber für das Buch und ich hoffe auch für das Publikum ist es besser, daß ich meine Ansicht darüber ausspreche.“ Er meinte damit eine brennende Frage zu berühren. Auch in seinen Tagebuchblättern finden sich mit den Daten August 1874 und März 1875 Aufzeichnungen über diese. Er sieht jenes Konzil als den Endpunkt einer Okkupation des Papsttums an, die mit dem Sturz des alten Reiches und der weltlichen Gewalt der Bischöfe begonnen habe. Aber das Konzil sei nicht zu Ende geführt worden, es habe nur eine einzige Satzung beschließen können, die auch nur nach den schwersten Kämpfen zustande gekommen sei. Wohl wurde sie mit aller möglichen Feierlichkeit proklamiert, aber — fragt er — ist sie darum giltig? Muß sie anerkannt werden? „Nach den alten Begriffen und ihrer Tradition gewiß nicht. Nachdem das tridentinische Konzilium seine Beschlüsse gefaßt hatte, wurde in allen Reichen erst die Frage vorgelegt, ob diese von denselben acceptiert werden sollten oder nicht, was sich trotz des Anteils, den die Staatsgewalten der verschiednen Länder an dem Konzil genommen hatten, keineswegs von selbst verstand. Denn daran hat überhaupt niemals die Welt gedacht, die Selbständigkeit des Staates den kirchlichen Beschlüssen unterzuordnen; in dem Begriffe des christlichen Staates läge das nicht . . . die bürgerliche Ordnung bestand, als die kirchliche eintrat. Die Kirche wurde von dem Kaisertum regiert . . . die weltliche Gewalt nimmt auch ihrerseits die göttliche Autorität in Anspruch. Es muß ihr überlassen bleiben, ob sie neue kirchliche Satzungen annehmen will oder nicht. Dadurch, daß die Infallibilität des Papstes in Rom proklamiert wurde, ist

sie noch nicht eine für den deutschen oder irgend einen Staat giltige Regel geworden. Ihre Annahme muß nach den Bedürfnissen der verschiednen Reiche modifiziert werden."

Ranke ist deshalb ein Gegner jener Juristen, die in dem Kirchenstreit von der abstrakten Theorie des Staatsrechts ausgehen: „ich weiß nicht — wendet er ein —, ob das Vorhaben, die Kirche der juridischen Praxis zu unterwerfen, zum Ziele führen kann. Nicht von dem absoluten Staat, sondern von den verschiednen konkreten Staaten, wie sie existieren, ist die Rede." Jeder Staat habe sein besondres Motiv zur Opposition gegen das neue Dogma: England im Anglikanismus, Österreich in den konstitutionellen Anforderungen, die es nicht mehr beseitigen könne, Frankreich in den alten gallikanischen Grundsätzen, die es niemals aufgegeben habe, Italien durch die Idee seiner Einheit, selbst die amerikanischen Staatsgewalten seien von dem Übergewicht der Kirche bedrängt. Aber alle hätten auch das Recht dazu, denn sie waren von dem vatikanischen Konzil ausgeschlossen: sie müssen sich nun womöglich vereinigen und der Kirche gegenüber ihre alten Rechte behaupten.

1875, da der Kirchenstreit immer größere Dimensionen annahm, wurde Ranke an den Konflikt Heinrichs V. und Paschalis II. erinnert. Auf eine Trennung der weltlichen Begabungen von der Hierarchie kam es hier wie dort an. Heinrich V. habe das kaiserliche Prinzip für zu schwach gehalten, um diese Trennung durchzuführen; nun werde sie unternommen, ohne daß man der geistlichen Macht hinreichend Rechnung trüge, er fürchtet, daß diese sich in der Folge mit den radikalen Ideen der Zeit verbinden werde. Sehr bemerkenswert, wie auch hier der Geschichtschreiber dem Staatsmann vorauseilt: dieselbe Erwägung hat schließlich zu dem Frieden mit der

Kirche geführt, den Ranke vollkommen billigte. Wenige Tage vor seinem Tode äußerte er zu einem Freunde: „Bismarck konnte nicht anders, es mußte ein modus vivendi geschaffen werden."

Auch auf die orientalische Frage zurückzukommen, gab es für Ranke in dieser Periode einen doppelten Anlaß: auch hier wieder war der eine litterarisch, der andre lag in den Ereignissen. 1878 versammelte sich in Berlin der denkwürdige Kongreß, der eine neue Epoche in jener Frage bedeutet. Als das größte neue Verhältnis, das er gebracht habe, bezeichnet Ranke auf einem Tagebuchblatt die Okkupation Bosniens durch Österreich. Er sieht für diesen Staat manche Schwierigkeiten entstehen: das Land sei verödet und werde mehr kosten, als es einbringe, die griechisch-gläubige Bevölkerung sei dagegen, von den Mohammedanern sei noch ungewiß, wie sie sich verhalten werden, auch wie sich Italien stellen werde, wisse man noch nicht. Allein auf der andern Seite erachtet er es doch als dringend geboten, den bosnischen Unruhen, „die eine Quelle von Unruhen für alle Nachbarländer waren," ein Ziel zu setzen. Österreich habe die Mission übernommen, darin liege historisch eine große Neuerung, „denn die Bewegungen der Nationalitäten im Gegensatz gegen die Pforte waren in Österreich niemals angenehm noch gutgeheißen. Jetzt aber muß Österreich sich ihrer annehmen und sie verteidigen."

Ein ganz besondres Interesse hegte er für die veränderte Lage Serbiens. Seit er in Wien gemeinsam mit Wuk an dem Buch über die serbische Revolution gearbeitet hatte, waren seine Gedanken, seine Sympathien wiederholt diesem Staat und dessen Volk zugewandt gewesen. Noch von Rom aus, im Jahre 1830, hatte er an jenen Freund geschrieben: „Sie haben an der Wiederherstellung Ihres Vaterlandes

gearbeitet: ich habe in Italien alte Geschichten aufgesucht. Immerfort habe ich mich an Sie erinnert, Ihnen und den Serben alles Heil gewünscht; Sie werden mich auch nicht vergessen haben." 1833 hatte er ihn aufgefordert, für die Historisch-politische Zeitschrift über die bosnischen Vorgänge zu berichten; 1844 von ihm Nachrichten „über die Vorgänge in Bulgarien, Makedonien und über alle Länder an der serbischen Grenze" verlangt; zur selben Zeit — es war mitten in seinen Honigmonden — gab er eine mannigfach veränderte und erweiterte Auflage ihres Buches heraus. Wuk war dann 1865 gestorben. Drei Jahre später besuchte Ranke dessen Tochter in Wien: sie kam dem alten Freunde des Vaters mit Thränen entgegen. Nun, während des Berliner Kongresses, besuchte ihn der serbische Minister Ristitsch, der im Jahre 1851 Vorlesungen bei ihm gehört hatte, und erzählte ihm von dem Ursprung der letzten Bewegungen unter den Christen der Balkanhalbinsel. Lebhaft gedachte dabei Ranke des abgeschiedenen Freundes. Er trug sich damals wohl schon mit dem Gedanken, die „Serbische Revolution" für die Gesamtausgabe vorzubereiten. Die Anerkennung der Unabhängigkeit Serbiens durch die Kongreßmächte, die wenige Tage nach jenem Besuch von Ristitsch erfolgte, mußte die Bedeutung des Gegenstandes erhöhen. „Darin — so schrieb er dem serbischen Minister — liegt die Auflösung einer Verbindung, die zuletzt nur zu chaotischen Verwirrungen geführt hat. So hat sich einst die Republik der vereinigten Niederlande von der spanischen Monarchie, bald darauf das Herzogtum Preußen von Polen losgerissen. In Serbien tritt dadurch die Emanzipation einer kompakt gewordnen Nationalität ins Leben, die sich nun nach ihrem eignen besten Wissen und Vermögen regieren kann. Es ist die Vollendung *aller* der Ereignisse, die auf die erste Erhebung der

Knesen gegen die Gewaltherrschaft der Janitscharen mit einer gewissen Folgerichtigkeit eingetreten sind. Ich wünsche der Nation und ihrer Regierung Glück dazu: möge ihr Heil und Segen daraus entspringen." Das Jahr darauf finden wir ihn bereits mit Zusätzen für die dritte Ausgabe beschäftigt, „die sehr ins Gebiet des neunzehnten Jahrhunderts streifen"; er benutzte dazu besonders die Berichte des preußischen Generalkonsuls Meroni in Belgrad und war erstaunt, „daß darin eine zeitgenössische und doch eigentlich unbekannte Geschichte aus den fünfziger und sechziger Jahren des Jahrhunderts lag," ja er glaubte, „eine Art Schatz damit zu heben." Er führte nun die Erzählung der Ereignisse bis zum Sturz des Obrenowitsch; die in der zweiten Ausgabe auf Wuks Andringen unterdrückte Vorrede von 1829 stellte er wieder her: es war kein Grund mehr vorhanden, persönliche und nationale Empfindlichkeiten, die damit in den vierziger Jahren hätten verletzt werden können, zu fürchten.

Andenken an Friedrich Wilhelm IV.

Wenn Ranke nach den Ereignissen des Jahres 1848 die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung des Königtums mit den liberalen Tendenzen nicht nur zugegeben, sondern diese sogar empfohlen hatte, so war er davon doch innerlich keineswegs erbaut — es war nur ein Sichfügen ins Unvermeidliche, keine Änderung der eignen Gesinnung. Nach wie vor blieb er denn auch mit hochkonservativen Männern wie Manteuffel oder Senfft von Pilsach befreundet, während er keinem von den Politikern der liberalen Seite nahetrat. Als nun nach der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs der Liberalismus die Oberhand zu gewinnen schien, stiegen allerlei Zweifel und Bedenken

in ihm auf, ob die von Preußen eingeschlagne Bahn wirklich zum Heil gereiche. In einer Sylvesterbetrachtung von 1872 spricht er von den schmerzlichen Eindrücken, die der Gang der öffentlichen Dinge auf seine Freunde mache, und giebt zu, daß eigentlich alles, worauf die Gesellschaft beruhe, erschüttert sei: die Religion werde angefochten, man werde bald nicht mehr taufen, nicht mehr trauen lassen, Heiligkeit des Eides gelte nicht mehr, Assoziationsrecht und Freizügigkeit lösten alle Bande auf, schon finde man keine Schullehrer mehr, selbst nicht die nötigen Beamten, weil sie besser bezahlt sein wollten. Aber Ranke sieht zuletzt doch einen Trost darin, daß die Verbindung mit den liberalen Elementen notwendig war: nur dadurch konnte der Partikularismus niedergehalten werden. „Um aber diese Elemente zu gewinnen, muß man selbst liberal sein. Man ist dem Herrenhause zuleibe gegangen, weil es verhaßt ist.... Aus dieser Verbindung entspringt der Kanzelparagraph, das Schulaufsichtsgesetz." Man könne nun freilich fragen: War das Reich denn notwendig? Aber er bejaht dies: im Kampfe gegen Frankreich habe sich das Reich gebildet, so müsse es behalten werden. Es sei doch kein Zweifel: wenn das südliche Deutschland sich auf die französische Seite gestellt hätte, so würde die Lage Preußens, da noch Österreich und Italien gegen dieses gewesen wären, sehr schwierig, vielleicht unhaltbar geworden sein. Einer ähnlichen Gefahr müsse man unter allen Umständen zuvorkommen. Wenn man einwende, Frankreich sei nicht mehr zu fürchten, es werde sich in Bürgerkriegen vernichten, so schüttelt er ungläubig das Haupt: über all ihren Zerwürfnissen schwebe doch der Wunsch, die Leidenschaft, sich zu rächen; es werde in absehbarer Zukunft immer ein Feind vor Deutschland stehen, den abzuwehren dieses nicht stark genug sein könne.

Überdies hegt er die Befürchtung nicht, daß die radikalen Tendenzen so tief Wurzel fassen möchten, daß sie die Gesellschaft gefährden könnten: „diese aber braucht die Religion, der Staat selbst kann sie nicht entbehren. Es wird also nicht soweit kommen können, wie man fürchtet, die falschen Intentionen werden ein Korrektiv in sich selbst finden.“

Indes empfand Ranke doch das Bedürfnis, der allgemeinen Strömung, von der auch so mancher von seinen ältern Schülern erfaßt worden war, eine Äußerung seiner im Grunde immer konservativ gebliebnen Sinnesart entgegenzusetzen. Ein Anlaß bot sich, als ihm der Auftrag wurde, den Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen zu veröffentlichen. Denn die Persönlichkeit des verstorbnen Königs war den Liberalen immer verhaßt gewesen, die Gegenwart schrieb ihm überdies große politische Fehler zu; Publikationen, wie Humboldts Briefe oder Varnhagens Tagebücher, hatten ein Zerrbild von ihm entworfen. Dem entgegen war Ranke von der tiefsten Pietät für den König erfüllt, in allen großen Fragen, Religion, Philosophie und Geschichte betreffend, verehrte er in ihm einen Gesinnungsgenossen. Ausdrücklich sagt er denn auch in der autobiographischen Aufzeichnung von 1875, die Herausgabe jenes Briefwechsels sei in Opposition zu dem liberalen Zeitgeist, der gegen die nächste Vergangenheit ungerecht war, geschehen. Er beschäftigte sich damit während der Jahre 1872 und 1873. Dabei trat er in einen lebhaften Verkehr mit der Königin-Witwe Elisabeth, er fuhr eine Zeitlang fast täglich mit der Pferdebahn zu ihr nach Charlottenburg hinaus, um über die Publikation zu konferieren, bisweilen — so berichtet einer seiner Sekretäre — „kehrte er thränenfeuchten Auges in die Wohnung zurück.“ Auch dem Reichskanzler ist das Manuskript vorgelegt worden: an einer Stelle

nahm dieser eine leise Korrektur vor, mit der Ranke vollkommen einverstanden war.*)

Das Buch, betitelt „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen," (es erschien 1873), bietet keine vollständige Biographie des verewigten Fürsten; nur die Begebnisse seines Lebens werden berichtet, zu denen die vorliegenden Briefe eine Beziehung hatten: die Kölner Irrungen, der Besuch in England, die Begründung der ständischen Zentralverfassung, die Neuenburger Verwicklung, die Periode der Revolution, das Verhältnis zur Verfassung von 1850, zu Napoleon III, zur orientalischen Frage. Ranke giebt die meisten Briefe vollständig, von andern nur Bruchstücke, er verbindet sie durch Erläuterungen, in denen er „den jedesmaligen Standpunkt des Königs, dem Gang und dem Wechsel der Ereignisse gemäß, nach bestem Wissen zur Anschauung bringt." Im Vorwort schreibt er den mitgeteilten Briefen einen historischen und selbst einen litterarischen Wert zu: „sie verbinden — sagt er — Tiefe und Humor; sie zeugen von einer unvergleichlichen Gabe des Ausdrucks und der Sprache. Es würde ein Verlust für die Litteratur sein, wenn sie unbekannt blieben; noch einen größern aber würde damit die Geschichte erleiden."

Aus der „Historisch-politischen Zeitschrift," aus Denkschriften und privaten Aufzeichnungen kennen wir die eignen Ansichten Rankes über die großen Fragen des Staatslebens. Es ist einer der unverständigsten Vorwürfe, der ihm gemacht worden ist, und der ihn auch am meisten empörte, er sei in politischen Dingen indifferent gewesen: im Gegenteil, er hatte eine sehr scharf ausgeprägte Meinung darin,

*) S. 512 sagte Ranke ursprünglich: „Es befriedigte einen tiefen Ehrgeiz seines Herzens." Bismarck änderte: „Es entsprach einem tiefen und berechtigten Ehrgeiz seines Herzens."

ein Glaubensbekenntnis, dem er mit Konsequenz und Festigkeit anhing. Das ist nun das Charakteristische des Buches über Friedrich Wilhelm, daß er uns die Übereinstimmung des Fürsten und des Geschichtschreibers in allen wesentlichen Punkten religiöser und politischer Auffassung enthüllt. Beide hegen dieselben Gedanken über das Verhältnis des menschlichen Geistes zu dem göttlichen. Der König hatte nach langen Zweifeln in dem Ausspruch des Augustinus Beruhigung gefunden: „Der menschliche Geist zeugt von dem Licht, ist aber nicht das Licht. Das wahre Licht ist das Wort, welches Gott ist und alles geschaffen hat.“ Hierauf begründete er die Ansicht, daß die Kirche das jenseitige und diesseitige Leben verbinde und diesseits das Vorbild des göttlichen Stifters in dem einzelnen Menschen zu realisieren suche; der Staat sei hiernach eine nach Umständen und Volkstümlichkeiten beschränkte Gemeinschaft, mit der Kirche verbunden, aber nicht mit ihr identisch, „denn in dieser erscheint der Begriff der Menschheit und ihrer allgemeinen Vereinigung in dem Glauben an den Gott-Menschen.“ Aus diesen religiösen Gedanken ergab sich endlich auch die Rankesche Auffassung des geschichtlichen Lebens, wie er sie in den Vorträgen von 1859 niedergelegt hatte: das Vergangne hat nicht etwa bloß Bedeutung, inwiefern es das Gegenwärtige hervorbringt, sondern „die historischen Erscheinungen jeder Zeit haben ihre eigne Beziehung zu den göttlichen Dingen; sie haben einen unmittelbaren Wert, ihr Zusammenhang ist zugleich providentieller Natur.“

Dieselbe Übereinstimmung herrscht auch zwischen beiden in der praktischen Frage der Kirchenorganisation: der König ist nicht minder irenisch gesinnt wie Ranke, wie dieser durchdrang er sich „mit der Überzeugung, daß es nur darauf ankomme, die ur-

sprünglichen Formen der apostolischen Kirchen herzustellen, was ihn umsomehr anzog, weil er auf diesem Wege zu einer Gleichstellung der Konfessionen und Kirchen gelangte, welche die Welt erfüllen könnten, ohne sich in stetem Hader zu bekämpfen." Er war so gut evangelisch wie Ranke; in Luthers Lehre erblickte er „den reinsten Ausdruck des Gedankens des göttlichen Stifters, in dessen Wesen er sich mit Inbrunst vertiefte." Aber er gab keinem Hasse, weder gegen die Griechen, noch gegen die Katholiken Raum, er hatte selbst für die Formen der Quäker seine herzliche Anerkennung, nur da hörte diese auf, „wo der lebendige Gott nicht mehr unmittelbar angebetet und das ewige Heil aus den Augen gesetzt wurde."

Auf dem Gebiet der theoretischen Politik stimmten beide zunächst in der Abneigung gegen das Repräsentativsystem überein: nur die Einsicht von der Macht der Zeittendenzen vermochte sie zu Kompromissen zu bestimmen. Wenn Bunsen es im August 1848 als die Mission des Königs bezeichnete, das Gute im Alten, das untergegangen sei, in neuen Formen aufleben zu machen, so war dies weder der Sinnesweise des Königs gemäß, noch mochte Ranke es billigen. „Die Formel, die Bunsen zuweilen braucht — sagt er —, z. B. von der Monarchie Friedrichs II., sie sei verstorben und begraben, kann man unmöglich gelten lassen. Diese Monarchie lebte damals und lebt noch heute, nur nicht in jeder Zufälligkeit, aber in dem, was ihr Wesen ausmachte, namentlich in dem vorwiegend militärischen Charakter des Staates. Ewig ist allerdings nichts auf Erden, und alles hat seine Bedingungen. Aber indem die Umstände wechseln, mehr oder minder gewaltsam, wird doch das Lebensfähige sich behaupten. Zu der Vermittlung des Alten und des Neuen, zu dem Übergang der einen Epoche *auf* die andre wird also das Festhalten an dem

Wesentlichen gehören; denn nur dann kann eine Kontinuität zwischen dem Vergangnen, Gegenwärtigen und Nachfolgenden sich bilden."

Darin sieht denn Ranke auch die große historische Bedeutung des Königs, daß er die Regeneration seines Staates in konservativem Sinne, der aber die wahrhaft freie Entwicklung begünstigt, versucht. In der Rede, in der er 1847 den vereinigten Landtag eröffnete, sieht er „die letzte Manifestation des mit dem Ständewesen verbundnen Königtums," die Summe seiner Ideen erscheine darin. Friedrich Wilhelm hatte darin erklärt, daß er den Herren eine dem deutschen Begriff von dem Herrenstand entsprechende Stellung gebe; er hatte den Ritterstand aufgefordert, sich wie von jeher um das Banner der Hohenzollern zu scharen; die Bürger, die Intelligenz, deren sie sich rühmen, in Verbindung mit Religion und Sittlichkeit zu entwickeln; die Landgemeinden, im Krieg wie im Frieden mit Gott für König und Vaterland zu streiten; ihre Rechte sollen sie wahrnehmen, aber keinen Schulmeinungen folgen; das natürliche Verhältnis zwischen Fürsten und Volk will er herstellen, aber keine Konstitution geben im Sinne der Zeit: denn wechselnden Majoritäten könne sich das preußische Königtum nicht unterwerfen. An der Legitimität festhaltend, hatte der König den Entschluß offenbart, von der ihm zustehenden unbeschränkten Gewalt einen Teil aufzugeben, jedoch nicht im Sinne der revolutionären Tendenzen, die er haßte; den Repräsentativverfassungen hatte er „eine andre von ständischer Natur zur Seite stellen wollen, auf Grundlagen, die er schon als vorhanden betrachtete, sodaß nur eine Zusammenfassung und Vollendung derselben erforderlich sei."

Es sind das alles Ansichten, die Ranke wenigstens eine Zeit lang gehegt hat: erst das Jahr Achtund=

vierzig hatte in ihm die Überzeugung gereift, daß den aus der Revolution entsprungnen Tendenzen infolge ihrer Verbreitung eine historische Geltung zukomme, der man Rechnung tragen müsse.

König Friedrich Wilhelm unterlag mit seinem Plane einer Regeneration der Welt auf konservativer Grundlage, aber indem er sich dem Repräsentativsystem bequemte, gelang es ihm doch die wesentlichen Bedingungen einer Monarchie überhaupt zu retten: er brachte in die Verfassung von 1850 die Bestimmungen, die das finanzielle Bestehen des preußischen Staates in den Parteistreitigkeiten der folgenden Periode selbst bei jeweiligem Übergewicht der Opposition unabhängig machten, er sicherte auch dem Königtum seine unmittelbare Autorität über das Heerwesen. Deshalb schreibt ihm Ranke auch ein sehr großes Verdienst um den preußischen Staat zu, das man nicht verkennen sollte.

Nicht aber bloß für Preußen sieht Ranke die Regierung Friedrich Wilhelms als epochemachend an, auch für Deutschland. Denn einmal habe seine Ablehnung der Kaiserkrone bewirkt, daß die Idee der Nationalsouveränität — wir wissen, wie gram ihr Ranke war — in Deutschland nicht Wurzel schlagen konnte, dann war der Versuch eines engern Bundes unter Preußens Führung ungemein fruchtbar für die Folgezeit, wenn er auch damals nicht durchgeführt werden konnte.

Einen ahnungsvollen Scharfblick endlich erkennt Ranke in der oft und energisch ausgesprochnen Befürchtung des Königs, der Liberalismus werde zuletzt dem Radikalismus, der nur eine vorgeschrittnere Form jenes enthalte, weichen, und dann müsse es zu einem Kampf um den Bestand der Gesellschaft selber kommen; aus einem ähnlichen Gefühl ist ja die ganze Publikation über Friedrich Wilhelm IV. her-

vorgegangen: „vielleicht stand es in den Sternen geschrieben — sagt Ranke —, daß die organisierte Welt noch einmal den Kampf mit den destruktiven Kräften bestehen sollte. Soviel ich sehe, hat dies niemand deutlicher vorausgesehen als Friedrich Wilhelm IV."

An einigen Differenzen freilich fehlt es auch nicht zwischen den beiden: dafür sind sie geistige Individualitäten, eine jede für sich, bei aller Ähnlichkeit, doch scharf ausgeprägt. Die Entwürfe, die Friedrich Wilhelm im Jahre 1848 für die Rekonstruktion des alten Reiches hegte, nennt er phantasiereich, er teilt sie nicht. Auch verkennt er nicht, daß zwischen den Ideen des Königs und ihrer praktischen Durchführung „ein weiter Abstand eintrat," mit der Bureaukratie, die doch verdienstvoll war, konnte er sich nie verständigen, und dieser Widerstreit gab seiner Regierung „den Charakter der Unsicherheit und des Schwankens." Endlich giebt er zu, daß es 1850 als ein politischer Fehler erscheinen mußte, Österreich so weit nachzugeben, aber — wir wissen es schon — er entschuldigt den König damit, daß er nicht anders habe handeln können, seine Lage sei schwieriger gewesen als die Friedrichs des Großen im Jahre 1756: der hatte doch eine Großmacht für sich, Friedrich Wilhelm keine einzige.

Seine hohe Ansicht von dem verstorbnen Fürsten faßt er in der Schlußbetrachtung beredt zusammen: „Nach beiden Seiten hin erhielt er das Selbst des preußischen Staates. In der Verfassung behauptete er den Nerv des monarchischen Prinzips; in Bezug auf das deutsche Reich bezwang er seinen Ehrgeiz und ließ sich nicht durch den geheimen Wunsch seines Herzens dazu verführen, das Prinzip zu verleugnen, das er bekannt und auf seine Fahne geschrieben hatte. Dazu gehörte ein Mann von der idealen und doch strengen, der im einzelnen biegsamen und im ganzen

festen Gesinnung, von der geistvollen, aber in den Institutionen und das Leben alter Zeit versenkten Weltauffassung, die ihm eigen waren. Eine Überzeugung von einer Nachhaltigkeit und Tiefe, wie sie ihm innewohnte, war erforderlich, um die konservativen Grundsätze, die aus einer großen Vergangenheit stammten, nicht untergehen zu lassen für Zukunft und Welt."

Das Werk über Friedrich Wilhelm IV. ist ziemlich kühl aufgenommen worden, selbst Schüler des Meisters, die sonst ein sehr feines Verständnis für dessen Wesen besaßen, wurden dem Buche nicht gerecht und kamen ihm mit politischer Voreingenommenheit entgegen. Ob die Bedeutung des Königs nicht überschätzt, ob ihm nicht hie und da ein Verdienst zugeschrieben wird, das seinen Ratgebern zukommt, kann heute noch nicht entschieden werden, da die Dokumente seiner Regierung noch nicht vorliegen. Neuere Beurteiler betonen mehr, als Ranke dies thut, den Einfluß, den der quietistische Grundzug der Haller-Stahlschen Doktrin auf die Handlungsweise des Königs geübt hat; sie wollen selbst die Abmachungen von Olmütz weniger einem äußern Druck als dieser Einwirkung zur Last legen. Dies bleibe dahingestellt. Auf jeden Fall ist das Rankesche Buch nicht nur so formvollendet wie die besten seiner Werke, es zeichnet sich auch durch die Wärme des Tones aus, die den persönlichen Anteil verrät, den der greise Verfasser an seinem Vorwurf nahm: der Briefwechsel Friedrich Wilhelms mit Bunsen ist ein Dokument der Zeit, insofern es den Rückschlag des konservativen Geistes gegen den mit der öffentlichen Gewalt verbundnen Liberalismus bezeichnet; es ist ein lehrreicher Beitrag zur Kenntnis von Rankes eigner Sinnesart; aber es besitzt auch seinen eignen innern litterarischen Wert: den verbindenden Text, den Ranke schrieb, möchten

wir in dieser Hinsicht sogar höher anschlagen, als die Briefe des Königs, denen er bloß als Erläuterung dienen soll.

Viel weniger Eindruck macht dagegen die biographische Skizze Friedrich Wilhelms IV., die Ranke fünf Jahre später für die Allgemeine Deutsche Biographie lieferte. Er ging auch nicht gern daran, und erst als Reumont, auch einer von den Freunden des verstorbnen Königs, ablehnte, verstand er sich dazu. Mit der Ausführung aber war er selbst nicht zufrieden: „Er bringt doch eigentlich nicht das — meinte er — und ist viel zu ausführlich [nämlich für den Charakter des Artikels, nicht für die Sache] in einigen Stücken, in andern desto kürzer und ungenügender. Aber ändern kann ich daran nichts mehr, und für die Geschichte des Königs liefert er immer einen nicht unerheblichen Beitrag." Über zwei Punkte bringt Ranke darin neue Aufschlüsse: über die Erziehung des Prinzen, die zu berühren in der Ausgabe des Briefwechsels kein Anlaß vorlag, und über die Genesis des vereinigten Landtags.

Sozialismus. Bismarck

Die Befürchtungen von 1872 erhielten bald eine furchtbare Bestätigung: es erfolgten die Attentate Hödels und Nobilings. Das zweite, vom 2. Juni 1878, gab Ranke Anlaß zu einer Tagebuchaufzeichnung. Er erinnert darin, wie bei dem deutschen Kaisertum nie Glück gewesen sei, von seinen Trägern habe keiner die Sympathien der Nation gehabt, eine solche habe sich immer bloß an das territoriale Fürstentum angeschlossen. Daß nun der König von Preußen, dessen Macht im Gegensatz zum Kaisertum emporgekommen war, dieses selbst in die Hand nahm, lag nicht in seinem Weg, er habe auch nie darnach getrachtet, er habe es nur angenommen, gleichsam als Preis für den

Sieg. Dadurch wurde er aber in einen doppelten Widerspruch verwickelt: einmal wurde die kräftige Organisation der Monarchie durch die Rücksicht auf die andern Territorialmächte, die sie nehmen mußte, gelockert, dann mußte berücksichtigt werden, daß in allen einzelnen Staaten die konservative Partei für das eingeborne Fürstentum, die liberale dagegen für das Reich war. So war man denn auch genötigt, um des Reiches willen die liberalen Tendenzen zu pflegen. Dabei aber ging man über den bisherigen Liberalismus weit hinaus; das allgemeine Stimmrecht wurde proklamiert, die Sozialdemokraten drangen in den Reichstag und in die Gemeindevertretungen, in der Hauptstadt erlangten sie die Oberhand. Zugleich wurden alle die Riegel weggeschoben, die bisher das Zudrängen einer besitzlosen Menge nach der Hauptstadt verhindert hatten; die Preise der Lebensmittel wuchsen auf eine früher nie gekannte Höhe. „Aus allen diesen Elementen — schließt Ranke — ist eine Gärung hervorgegangen, wie wir sie noch nie gekannt haben. Ein Symptom derselben sind die Attentate auf den Kaiser. Er war einst an der Spitze der Konservativen und des preußischen Partikularismus. Von dieser Position hat ihn der Gang der Dinge hinweggedrängt. Die Tragödie seines Lebens ist, daß sich nun die allgemeine Verwirrung gerade über ihn ergießt." — „Bin ich dazu aufgespart — ruft er schmerzbewegt aus —, um alles dies, und was noch kommen wird, zu erleben?" Als er einige Tage später im Bellevuegarten der Kaiserin begegnete, sagte er ihr, daß es ihm Anstrengung koste, sich aus dem dumpfen Druck dieser Tage zu den Studien zu erheben. „Glücklich — entgegnete sie —, daß Sie Studien haben, zu denen Sie sich erheben zum Nutzen der Welt. Sie werden auch über dies Ereignis einmal das Wort ergreifen."

In einem Rückblick vom Juli desselben Jahres beschäftigt er sich wieder mit den Ursachen der überall hervorbrechenden radikalen Bewegung. Die eine findet er in dem übermäßigen Gewicht, das man auf Industrie und Fabriken legt, in der Vermehrung der Menschenzahl in starken Proportionen, die ihre Ernährung in eben diesem Fabrikswesen fanden, in der untergeordneten Rolle, die ihnen darin angewiesen war; eine andre darin, daß eine Partei aufgekommen war, die nicht bloß die Religion leugnete, sondern auch alle Moral, und dies als Fortschritt der Welt betrachtete. Durch das allgemeine Stimmrecht gelangte sie zu wirklicher Macht; die Freiheit der Presse und der Vereine gab der Agitation ein weites Feld. Das Gegenteil der Religion wurde auf den Dörfern gepredigt. „Und da nun alle diese Aufregung doch keine Erleichterung hervorbringt, so erfolgte, daß sie in immer heftigern Schwingungen pulsierte und zuletzt zu gräßlichen Attentaten geführt hat.“ Ranke glaubt nicht an ein Komplott, aber an ein Miasma, das durch die Presse fortgeleitet wird und besonders da, wo eine Prädisposition des Geistes bestehe, die abscheulichsten Gewaltthaten hervorrufe. Die liberalen Gesetze — Freizügigkeit und Zivilehe — hätten diese Bewegung nicht hervorgebracht, aber die Gesellschaft der Mittel beraubt, ihr zu widerstehen. Was soll man aber nun thun? Gesetzlich widerrufen, was gesetzlich eingeführt sei, „das Organ des Fortschritts zum Organ des Rückschritts zu machen,“ sei unendlich schwer. Dennoch aber dürfe man nicht verzweifeln. „In der Gesellschaft — so tröstet sich der achtzigjährige Greis — liegt doch ein Selbsterhaltungstrieb, der unvermeidlich wirken muß. Wir haben noch immer erlebt, daß der Verkehrtheit, der Immoralität und Gewaltsamkeit auch ein Ziel gesetzt ist. Ormuzd und Ahriman kämpfen immer.

Ahriman arbeitet immer an der Erschütterung der Welt, aber sie gelingt ihm nicht."

So verleugnet Ranke den unverwüstlichen Frohmut, mit dem er von jeher sich mit allen Erscheinungen des Lebens abgefunden hatte, auch am Rande des Grabes nicht. In der Ausbreitung der Kultur will er die große Tendenz des sinkenden Jahrhunderts sehen. Die soziale Bewegung, indem sie alle positiven Hervorbringungen regiere, scheine damit in Widerspruch zu stehen, äußert er sich im August 1880, aber sie bewirke doch, daß die bisher von dem geistigen Leben ausgeschlossenen an demselben teilnehmen. „Die positiven Hervorbringungen, die sie anficht — so hofft er —, werden schon die Kraft haben, zu bestehen, indessen wird der Kreis der Teilnahme an dem geistigen Leben selbst erweitert."

Dabei war er nun aber freilich auch der Meinung, daß man nicht die Hände in den Schoß legen und der Entwicklung der Dinge ruhig zusehen dürfe. Mit der Wendung, die 1879 in der Politik der Reichsregierung eintrat, war er mit ganzer Seele einverstanden. Der Staatsmann, der sie leitete, erschien ihm nun erst in seiner vollen Größe.

Es ist eine wunderbare Fügung, daß der größte Geschichtschreiber, den die Deutschen je gehabt haben, mit dem größten Staatsmann, der seit Jahrhunderten unter ihnen erstanden war, zusammentreffen mußte. Aber noch wunderbarer, daß der Staatsmann alles so ausführen und vollenden sollte, wie es der Historiker Jahrzehnte hindurch gewünscht, vorgedeutet und vorausgesehen hat. Nur daß sich dann alles rascher, größer, glücklicher vollzog, nur daß der Impuls unerwartet von einer gewaltigen Persönlichkeit gegeben ward! Der alte Glaube Rankes an die entscheidende Wirksamkeit des gottbegnadeten Individuums in der Geschichte fand die seltsamste und er-

freulichste Bestätigung. Wann er zuerst die politische Genialität Bismarcks erkannt hat, wissen wir nicht; aus der Konfliktszeit ist keine Äußerung Rankes über ihn bekannt geworden. Begegnungen der beiden fanden damals schon statt: Ranke erzählte später von einem Gespräch über Italien, das er 1862 mit Bismarck geführt, und worin dieser geäußert, Preußen habe dasselbe Interesse wie Italien. Unvergeßlich ist ihm dann ein Wort geblieben, das Bismarck bei einem Diner zu Anfang 1866 zu ihm sagte. Ranke brachte die Gerüchte zur Sprache, die über ein beginnendes Mißverständnis mit Österreich umliefen. „Österreich beträgt sich schlecht," bemerkte Bismarck. Von dem Wagnis des Krieges mit Österreich hatte Ranke ganz dieselbe Ansicht, die Bismarck hernach öfters ausgesprochen hat: wäre die Sache unglücklich ausgegangen, es hätte ihm den Kopf kosten können. Bei der Wiener Zusammenkunft mit Thiers im Herbst 1870 fiel das Gespräch wohl auch auf den Kanzler, aber Ranke registrierte nur, wie der Franzose über ihn urteilte: „In Bismarck sieht er den Staatsmann von größtem Geist, von größter Begabung. Er bewundert ihn vollständig, er sagte kein Wort des Tadels." Erst der Umschwung von 1879 bewog ihn ein eignes Urteil über Bismarck niederzuschreiben: er nennt ihn „eine Herrschernatur, vielleicht die erste durch Natur, Eigenschaften und Ehrgeiz dazu befähigte seit Napoleon I." Bisher sei er mit den Nationalliberalen gegangen, weil es ihm vor allem darauf ankam, die Idee der Einheit des deutschen Reiches durchzuführen: dies konnte nur in Verbindung mit jener Partei geschehen, so gelang es ihm, alle reichsfeindlichen Elemente auszustoßen. Aber daraus entsprang ein andrer Übelstand: die ungehinderte Bewegung der liberalen Ideen hatte eine Ausartung zur Folge: alles alte Herkommen in Religion, Zucht und Sitte

wurde angegriffen. Auch wirtschaftlich zeigte sich das liberale System ungenügend. Die Beamten erklärten mit den neuen Gesetzen, die man diesem zuliebe erlassen hatte, die Verwaltung nicht länger führen zu können. Bismarck habe nun den Mut gehabt, mit der bisherigen Politik zu brechen. Dagegen erhob sich nun freilich aus dem Schoß der liberalen Parteien der heftigste Widerstand. Der greise Geschichtschreiber hatte ein volles Gefühl für die Tragweite des parlamentarischen Kampfes, der sich nun entspann: es galt, „ob die Formen der Konstitution und Administration sich, wie sie sind, behaupten, oder ob sie von einem dominierenden Geist, der große Ziele verfolgt, modifiziert und fortgerissen werden sollen." Die feste Haltung, die Bismarck behauptete, erfüllte ihn mit Bewundrung und Zuversicht: er fand es außerordentlich, daß es einem Mann gelinge, die konstitutionellen Versammlungen zu spalten und zu beherrschen. Reden, wie die vom 24. Januar 1882, wo Bismarck den konstitutionellen Fiktionen der Fortschrittspolitiker den historischen Charakter des preußischen Königtums entgegenhielt, ergriffen ihn aufs tiefste: er sah darin einige der schwersten Agonien des Zeitalters berührt, neue Gesichtspunkte darin auch für den, der — wie er — den Gang der Begebenheiten mit großer Aufmerksamkeit verfolgt hatte. Eben damals hatte er vom Kaiser den Titel Exzellenz erhalten und richtete aus diesem Anlaß ein Dankschreiben auch an Bismarck: darin sprach er dies alles aus, auch als Historiker sei er so dem Fürsten Dank schuldig geworden. Das aber, was das engere und weitere Vaterland ihm verdanke, wie könne er das auch nur mit einem Wort berühren wollen! Nur dies eine will er sagen, daß die innere und äußere Ruhe, die der Fürst zu behaupten wisse, auch für die Studien unentbehrlich sei: „das Selbstgefühl, das die

großen Entscheidungen in den Deutschen überhaupt hervorgerufen, teilt sich einem jeden unwillkürlich mit."

Bismarck seinerseits wußte sehr wohl, mit welchem Verständnis der Geschichtschreiber seine Thaten verfolgte: in den Worten, die er am Tage nach dessen Tod an die Söhne Rankes gerichtet, hat er ihm ein leuchtendes Ehrenmal errichtet: „Ich bin — so schrieb er ihnen — mit Ihrem Herrn Vater aufs innigste verbunden gewesen durch die Übereinstimmung der politischen Gesinnungen."

Persönliches aus dem Greisenalter

Für das Familienleben Rankes war das Jahr 1871 gleichfalls epochemachend: seine Frau starb. „Das Zerreißen eines solchen Bandes thut gar zu weh — schrieb ihm die Königin-Witwe Elisabeth —, wenn man auch unter Thränen dem Herrn dankt, der einem langen und schweren Leiden ein Ende machte." Er ist „in Gott gefaßt," als er unerwartet vor der Leiche steht, ja er besitzt selbst in dieser Stunde die Fähigkeit, sich des Wunderbaren andächtig zu freuen, wie die Natur „auch in dem Toten arbeitet und hervorbringt, oder vielmehr alles Zufällige ist ab" — das Individuum in seiner Reinheit tritt hervor, das Geheimnis der Persönlichkeit offenbart sich in dem ruhig-bleichen Antlitz. „Das muß alles so sein — schrieb er an Manteuffel —, die Natur arbeitet gleichsam plastisch. Da verschmilzt Erinnerung, Trauer, Liebe mit Bewundrung der Natur, Anbetung Gottes." Dann aber kommt „der betrübendste Augenblick, wenn die Decke des Sarges unserm Blick die entzieht, die wir oft gesehen hatten und noch immer zu sehen Verlangen tragen." Er steckt seiner treuen Freundin noch eine rote Rose an den Busen, noch einen halben Blick hat er, indem der Deckel sich herabsenkt. Otto, der älteste Sohn,

der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, sprach die Leichenrede; der Vater rühmt ihn, daß er Selbstbeherrschung genug hat, um sein Gefühl nicht über sich Meister werden zu lassen. Dann fuhren sie nach dem Kirchhof bei der Sophienkirche, wo das jüngste früh verstorbne Kind begraben war und nun „die Mutter den Vater erwartet." „Welch ein eigentümliches Geheimnis liegt in diesen Familienbeziehungen — ruft er aus —; wie ist da Leib und Seele, Jenseits und Diesseits in einander verschmolzen."

1876 schieden dann hochbetagt zwei Brüder von ihm: zuerst Ferdinand, der jüngere, hierauf Heinrich. Ferdinand war seit langen Jahren als Gymnasialdirektor in Berlin angestellt, sodaß er am meisten von den Brüdern mit Leopold verkehrte: ihr Einverständnis ist nie getrübt gewesen. Gewöhnlich Sonntags kam er abends gegen zehn zu Besuch, und dann lasen die beiden Greise einen alten Autor oder ein Stück aus der Bibel; noch wenige Monate vor Ferdinands Tode beschäftigten sie sich mit Stellen aus Euripides, bei denen sie erwogen, worin sie sich von der Weltauffassung der ältern Tragiker unterschieden; zuweilen lasen sie auch Pindar. Ranke sagt von diesen Stunden, sie hätten ihn aus dem Umkreis der Anschauungen, die die moderne Welt beherrschen, in höhere und gleichsam reinere Regionen hinaufgehoben. Am Ende seines Lebens machte Ferdinand einige bittre Erfahrungen, die mit seinem Amt zusammenhingen; nach seinem Tode meinte Ranke, sie hätten dazu beigetragen, ihn zu vollenden: „Ich habe ihn erst da hochhalten gelernt, eigentlich bewundert — er war vollendet und reif geworden, um in Gottes Hand zurückzukehren." Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er gar zu sehr daran denke, was er an ihm verliere, ohne gehörig in Betracht zu ziehen, was der Abgeschiedne denn eigentlich war.

Heinrich hatte er nur in den Jugendjahren viel gesehen. Aber innerlich ist er ihm am meisten verbunden gewesen. „Ich konnte immer meine Augen nach ihm richten, dem Getreuen, Gerechten, Gütigen," ruft er bei der Nachricht von seinem Tode aus. Doch will er nicht klagen. „Ich sage nicht: Gott hat sie gegeben, Gott hat sie genommen. Das wäre viel zu subjektiv; nein, ich sage: Gott hat sie gemacht, wie sie waren; so, wie sie waren, lebten sie mit mir und werden sie in mir fortleben."

Wenn in dem Greise selbst der Tod seiner Nächsten nur milde Trauer erwecken kann, da er auch darin das Walten Gottes und der Natur verehrt, so erfüllt ihn das Erscheinen neuen Lebens um ihn mit der Empfindung, von der Goethe einmal so schön gesagt hat: es sei, als ob man bei Sonnenaufgang stürbe und noch einmal recht mit äußern und innern Sinnen wahrnehme, wie die Natur ewig produktiv, immer ihren Typen getreu und unerschöpflich sei. So schrieb er nach der Taufe des ersten Enkelchens an Giesebrecht, daß „so in der eignen Familie das Werden und dessen rasche und unerwartete Folge zu sehen und in dem Gefühl gleichsam mit durchzumachen, die Aussichten des Lebens erweitere." „Freilich — setzt er hinzu — muß dann auch ein baldiges Vergehen folgen." Und in einem Brief an Heinrich meinte er damals: „Was giebt das auf die Welt kommen eines Kindes alles zu denken! Eine Ehe, die so viele zufällige Bedingungen hat, welche alle zusammenwirken müssen, die, so scheint es, auch leicht nicht zustande kommen könnte — und nun nach allem Geschwätz und kleinlichen, aber unermüdlichen Sorgen das Dasein eines Wesens, das die Züge des Geistes trägt, welche dem Göttlichen nahestehen. Es hat etwas für sich, die Geburt des Gottmenschen aus der Jungfrau zugleich symbolisch zu fassen. Alles ist Mysterium,

Ehe und Geburt, Leben und Tod. . . ." Achtundsiebzigjährig wohnt er dem ersten Geburtsfest seines jüngsten Enkels bei: „Es machte mir doch Eindruck — gesteht er dem Bruder —, das lieblich unbewußte kleine Wesen vor mir auf dem Boden zu sehen; mit beginnender Aufmerksamkeit auf die Dinge der Welt." Und gleich regt sich auch hier wieder in ihm die alte Frage, die ihn einst zur Beschäftigung mit der Historie geführt hat: „Wie wird dieses Naturell sich durch eingeborne Kraft und die Einwirkung der Welt entwickeln?" Auch das einfache Alltagsleben setzt sich seiner Ansicht nach „aus dem Gegensatz von beiden und der Wechselwirkung beider" zusammen.

Während des letzten Jahrzehnts von Rankes Leben war es in seinem Hause sehr einsam. Nicht nur die Frau, auch die Kinder waren fort: die Tochter Maximiliane verheiratet, der ältere Sohn Prediger, der jüngere Offizier. Gesellschaften besuchte der Greis nicht mehr. „Alter ist an und für sich Einsamkeit," bemerkt er im Sommer 1875 auf einem Tagebuchblatt. „Denn der alternde Körper verliert an sinnlicher Reaktionsfähigkeit, die Seele wird auf sich selbst angewiesen. Das Leben der Gemeinschaft zieht sich von uns zurück, so wie wir uns von derselben zurückziehen. Wenn nun die Gebrechlichkeiten des Leibes zunehmen, kann dann wohl die Lebenskraft des Geistes bestehen? Ich finde, daß der Geist einen großen Einfluß auf das allgemeine, selbst das leibliche Leben ausübt. Nichts ist dafür wichtiger, als die Gedanken in den Studien, die zugleich produktiv oder regenerativ sein müssen, zu fixieren. In der Welt der Gedanken wird man selbst durch Einsamkeit gefördert; man wird auch weniger durch die Zufälligkeiten der Lage und des Umgangs gestört. Ich erschrecke fast, wie wenig ich dafür empfänglich bleibe. Ist das nicht Egoismus? Doch wohl ein erlaubter,

selbst ein gebotner; denn das eigne innere Dasein beruht darauf."

Vorlesungen hielt er zum letztenmale im Sommer 1871: der Gegenstand war „Neueste Geschichte"; die Teilnahme aber war so gering, daß er sie schon nach der ersten schloß. Übungen hat er dagegen noch länger abgehalten. Bei seinen eignen Studien konnte er der Hilfe andrer nun nicht mehr entbehren, während er in frühern Jahren nur das Kopieren von Akten von andern hatte besorgen lassen: jetzt ließ er sich Excerpte aus Büchern anfertigen oder bestimmte Stellen vorlesen; konzipiert hat er nicht anders als durch Diktat. Dabei stand er von dem Schreiber abgewendet, um im Meditieren nicht gestört zu sein. Die geringste Unterbrechung war ihm dann peinlich, denn er hatte immer die Besorgnis, „den einmal im Geist aufgetauchten Gedanken nicht wieder auf die Oberfläche bringen zu können, unvermögend zu sein, auf eine wie zufällig gefundne Redewendung sich zurückzubesinnen." Wie sehr Ranke aber auch in seinen letzten Jahren die Kräfte andrer benützte, so sind doch die Werke, die er da schuf, so gut sein eigen, wie alle vorhergehenden; unwillig hat er es oft abgewiesen, wenn man seine Hilfsarbeiter „Assistenten" nannte: „er sah darin eine für ihn unerträgliche Anmaßung, sehr geeignet, die falsche Meinung hervorzurufen, als schaffe er seine Werke nicht selbständig."

Auch als Achtzigjähriger widmete Ranke noch täglich acht bis neun Stunden der Arbeit, sie ward nur unterbrochen durch die Mahlzeiten und den gewohnten Spaziergang, der von 1871 an in Begleitung eines Dieners unternommen werden mußte. In der Wirtschaft waltete nun die frühere Gehilfin der verstorbnen Frau, Alwine Lobbe, unumschränkt. Aber sie war auch an die Wohnung förmlich gekettet; Ranke mochte sie keinen Augenblick entfernt wissen,

sie hat nicht einmal der Trauung ihrer einzigen Tochter in einer ganz in der Nähe gelegnen Kirche beiwohnen können. Niemals jedoch unterließ sie, wenngleich immer ohne Wissen Rankes, am Todestage der verstorbnen Herrin deren Grab zu besuchen. Sie allein durfte ohne weiteres in das Arbeitszimmer treten, ihre minutenlangen Gespräche störten Ranke nie, ihre spaßhaft berlinisch-derbe Ausdrucksweise belustigte ihn oft: sein Gelächter darüber vernahmen die Sekretäre im Nebenzimmer; er bewies selbst Interesse für die Neuigkeiten aus der Nachbarschaft, die sie ihm erzählte.

Nicht selten erschienen am Abend eines langen Lebens die Erinnerungen an die Jugend, die während des Mannesalters sich gewöhnlich zu verdunkeln pflegen, wieder in voller Klarheit: mit wehmütiger Freude wandelt der Greis in den Gefilden der Kindheit. Auch Ranke gedachte während der letzten zwei Jahrzehnte häufiger denn je seiner Jugendzeit und seiner Heimat. Auf einem kurzen Aufenthalt in Venedig 1863 hat er zum erstenmal einen Aufsatz zur eignen Lebensbeschreibung diktiert, er schildert darin den Aufenthalt im väterlichen Hause, auf den Klosterschulen und auf der Universität; im Mai 1869 setzte er die Erzählung fort und führte sie bis ins Frühjahr 1825, wo er Frankfurt verließ. Auf einem Besuch in Wiehe, im Sommer 1872, beschäftigte ihn der Gedanke, ein Denkmal für seinen Vater aufzurichten. Der Tod seines Schwagers Schmidt, der Tod des Bruders Ferdinand regten ihn zu biographischen Rückblicken an. Endlich hat er an seinem achtzigsten und neunzigsten Geburtstage summarische Ansichten seines Lebens diktiert, in dem bloß dessen vornehmste Momente hervortreten. Alle diese Aufsätze können zu den wertvollsten Erzeugnissen der deutschen autobiographischen Litteratur gezählt werden: es ist

etwas in ihnen, was an Goethes Dichtung und Wahrheit erinnert. Freilich so wie dieses geben auch sie von der Fülle der Jugend, die der Verfasser durchlebt hat, keinen Begriff, aber die Beziehungen der allgemeinen Zeitverhältnisse zu dem persönlichen Dasein sind rein aufgefaßt und mit behaglicher Ruhe dargestellt.

Es war kein schmerzloses, ungetrübtes Alter, das der Einsame führte, ein peinliches Leiden verdüsterte so manchen seiner Tage. „Dem Menschen ist nicht verliehen, ohne Bedrängnis und Qual zu existieren,“ sagte er beim Tode seines Ferdinand auch aus eigner Erfahrung. Aber Lebensmüdigkeit erfaßte ihn nie. Noch an seinem neunzigsten Geburtstage sprach er von der Vollendung der fünf Jahre früher begonnenen Weltgeschichte und „der andern Aufgaben,“ die er sich gestellt. Den Glauben an eine Auferstehung, an ein Wiedersehen mit den Personen, die er auf Erden liebte, erhielt er sich bis in den Tod. So rief er der Freundin Hertha von Manteuffel, die sechs Jahre vor ihm hinüberging, den Scheidegruß nach: „Auf Wiedersehn! Gottes Gnade über uns!“ Bis über sein achtzigstes Jahr hinaus hat er den sonntäglichen Gottesdienst besucht: er beklagt 1877, daß seine körperliche Beschaffenheit ihm nicht mehr gestatte, in die Kirche zu gehen. Eine Annäherung zur Orthodoxie, wie sie wohl sonst zuweilen im höhern Alter vollzogen wird, zeigte er jedoch nicht: in seiner Frömmigkeit war immer ein Hauch von Freisinn und Milde. Ein schönes Gebet, das er in den achtziger Jahren aufzeichnete, spricht von der Kraft, die ihm Leben, Erkenntnis, Verständnis gegeben, die die Seele bewahre vor der Sünde: der Allgewaltige seis, der Eine und Dreifaltige: „Du hast mich aus dem Nichts gerufen — so schließt es —, hier liege ich vor deines Thrones Stufen!“

Ausführung der „Weltgeschichte“

Im April 1880 kündigte Ranke seinem Verleger Karl Geibel ein neues Manuskript an; der Titel solle sein „Allgemeine Ansicht der Weltgeschichte“: „zunächst sollten zwei Bände von mäßigem Umfange, etwa zu dreißig Bogen, erscheinen — schreibt er ihm —, die die ältere Geschichte, eingeschlossen die griechische, enthalten werden, überdies aber einen ansehnlichen Anhang gelehrter Erörterungen. Die beiden Bände sollen zusammen erscheinen und nur eine einzige Lieferung ausmachen.“ Wirklich erschien der Doppelband zur Weihnacht desselben Jahres unter dem Titel „Weltgeschichte. Erster Band.“ In den folgenden fünf Jahren hat Ranke dann noch fünf weitere Bände veröffentlicht: mitten in der Arbeit über den siebenten überraschte ihn der Tod, aus dem Nachlaß sind dann noch ein paar nur teilweis oder gar nicht ausgearbeitete Abschnitte zum Vorschein gekommen.

Als die erste Kunde von dem Vorhaben des Greises ins Publikum drang, war es zuerst ein Gefühl ungläubigen Staunens, das alle ergriff. Und als dann das, was man kaum für möglich gehalten hatte, wirklich begonnen ward, da beunruhigte der Gedanke, ob er es denn wohl zu Ende führen, ob seine Kraft nicht vor der Zeit erlahmen würde. Denn die Empfindung war in allen Gebildeten, daß hier sich etwas ganz außerordentliches vollzog, man gedachte des Sophokles, der noch in seinem neunzigsten Jahre eine Tragödie verfaßt. Die, die Rankes Geistesart näher kannten, wußten, daß hier ein Werk zu erwarten war, in dem die Anschauung des Jahrhunderts von der geschichtlichen Weltentwicklung den künftigen Generationen überliefert werden würde: was René Taillandier ein Menschenalter zuvor von den Deutschen verlangt hatte, ein Kosmos auf dem Gebiete der Historie.

Es trat auch keine Enttäuschung ein. Nur im Stil verriet sich an manchen Stellen die Ermattung des Alters, die Komposition aber war von vollendetem Gleichmaß und überall hohe und tiefe Gedanken.

Wir wissen, wie langsam diese Weltgeschichte in dem Haupte Rankes gereift ist. Noch fast ein Jüngling, hatte er einst geseufzt: Die Entdeckung der Weltgeschichte wäre mein größtes Glück! Unentwegt war er diesem Glücke nachgegangen, die Arbeit seiner Mannesjahre und seines Greisenalters war seiner Erreichung geweiht. Wohl waren lange die neuern Jahrhunderte der Hauptvorwurf seines Forschens und Schaffens gewesen, aber aus dem Auge verloren hatte er auch die andern niemals ganz. So hat er denn, wie er als Fünfundachtzigjähriger an die Ausführung ging, nur wenige Lücken zu füllen: 1877 beschäftigte er sich damit, über einige dunkle Punkte in der Spaltung Israels durch Vergleichung des griechischen und hebräischen Textes der Bibel ins klare zu kommen, im Jahre 1879 liest er zum erstenmale Scaligers Zusammenstellung über den Kirchenvater Eusebius. Meist aber ists bloß eine Auffrischung und Ergänzung alter Studien: er liest die Klassiker in denselben Büchern, die er schon in Schulpforta benützte, und verwertet kleine Arbeiten, die er in Frankfurt ausgeführt hatte. Häufig dienten Vorlesungen, die er zu verschiednen Zeiten über einzelne Teile der Universalhistorie gehalten hatte, als Grundlage. Aber zuletzt war doch alles harmonisch verbunden, nirgends Stückwerk, ein majestätischer Bau.

Die Vorrede wiederholt die Ideen, die wir kennen: Bei der Geschichte einzelner Völker kann man nicht stehen bleiben; die Aufgabe der „welthistorischen Wissenschaft" ist, den Zusammenhang zu erkennen, in dem sie unter einander stehen. Daß dieser stattfindet, lehrt der Augenschein: es giebt eine Gemeinschaft der

Kulturbestrebungen. Das Wesen dieser wird nur unvollkommen durch ein einzelnes Wort ausgedrückt, es umfaßt religiöses und politisches Leben, die Grundlagen des Rechts und der Gesellschaft. Aber in dem, was wir Kultur und Zivilisation nennen, liegt nur eines der wirksamsten Motive der historischen Entwicklung, diese entspringt noch aus andern Impulsen, „vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang untereinander kämpfen. In diesem Kampfe, der allezeit auch die Gebiete der Kultur umfaßt, bilden sich historische Weltmächte, die unaufhörlich um die Herrschaft mit einander ringen, wobei denn das Besondre von dem Allgemeinen umgestaltet wird, zugleich aber auch sich gegen dasselbe behauptet und reagiert.“ Von dem festen Boden der Nationalgeschichten darf sich die Weltgeschichte nicht losreißen, in den Nationen selbst erscheint die Geschichte der Menschheit. Es giebt ein historisches Leben, das sich fortschreitend von einer Nation zur andern bewegt. Im Kampf der verschiednen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen, haben sich die Nationalitäten selbst gebildet. Denn nicht bloß Schöpfungen des Landes und der Rasse sind die großen Nationen, sondern auch der Begebenheiten.

Es sind das Sätze, die wir in mehr oder weniger veränderter Form bei Ranke immer wieder angetroffen haben: 1833 in dem Aufsatz über die großen Mächte, 1854 in den Vorträgen vor König Max, 1869 im Wallenstein: sie bilden hier gleichsam das Präludium der Weltgeschichte.

Hierzu kommen einige, denen wir noch nicht begegnet sind. Der Beginn aller Geschichte wird mit dem der Schrift identifiziert. Und so bleibt das Geheimnis der Urwelt jenseits der Geschichte: das Verhältnis des Menschen zur Natur sucht die Natur-

wissenschaften zu ergründen, das zu Gott ist Gegenstand der religiösen Auffassung. Die Historie selbst verfolgt, nebst ihrem höchsten Zweck der Erkenntnis, noch einen andern mehr praktischen: sie überliefert die Erinnerung an die Ereignisse, Gestaltungen und großen Männer der Vorzeit von einer Generation auf die andre, denn diese bildet einen der vornehmsten Bestandteile des Besitzes, den sich die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte erworben hat: sie soll immer wieder aufgefrischt und in das allgemeine Gedächtnis zurückgerufen werden. Damit wird uns angekündigt, daß die Weltgeschichte nicht etwas durchaus neues sein soll, nein, sie wird so manches hergebrachte enthalten. Insbesondre im ersten Teil tritt dies zu Tage. Das Schema der historischen Völkergruppen, wie es von Bossuets Tagen an immer wieder in den Weltgeschichten erschienen ist, wird auch hier eingehalten: zuerst kommen die Ägypter, die Babylonier, die Israeliten, dann die Assyrer und die Medoperser, endlich die Griechen. Auch darin, daß der altorientalischen Geschichte hauptsächlich ein religiöses Interesse beigelegt wird, nähert sich die Darstellung Rankes ihren zahlreichen Vorgängerinnen. Daß insbesondre den Juden ihres Monotheismus wegen eine welthistorische Rolle eingeräumt wird, haben geistvolle Beobachter als einen Irrtum schmerzlich empfinden wollen, indem sie darauf verwiesen, daß die Juden auf der tiefsten Stufe des politischen Lebens stehen geblieben sind: es sei dies — sagen sie — ein Überbleibsel der alten Auffassung, die von den Kirchenvätern auf die Bahn gebracht und dann alle Jahrhunderte hindurch festgehalten worden sei. Dies mag wohl sein, aber es ist doch die Frage, ob die Kirchenväter nicht Recht hatten. Aus dem Judentum ist doch das Christentum hervorgegangen, und daß dieses politische Wirkungen von größter Tragweite ausge-

übt hat, wird niemand bezweifeln. Auch ist die Betonung des Religiösen nicht etwa bloß den ersten Partien der Weltgeschichte eigen: wie viele Stellen in frühern und spätern Schriften haben wir nicht aufzeigen können, die Zeugnis geben, welch großes Gewicht Ranke allezeit den religiösen Entwicklungen zugeschrieben hat. Übrigens läßt Ranke die Juden doch vor den heidnischen Phöniziern weit zurücktreten, diese nennt er die bedeutendste Erscheinung jener Zeiten „in ihren getrennten und doch zusammengehörigen Städten und Gebieten, mit ihrer die Welt umspannenden merkantilen Thätigkeit.“ Die ältere jüdische Geschichte wird doch hauptsächlich darum so ausführlich erzählt, weil sie zu jenem Besitz gehört, von dem die Einleitung spricht, und weil sie in vielen ihrer Erscheinungen Typen hervorgebracht hat für alle Zeiten. „In dem Kampfe Sauls mit Samuel — sagt Ranke — könnte man bereits den deutschen Kaiser im Gegensatz gegen das Papsttum erkennen. So sind die beiden Könige, der kriegerisch schwungvolle David, der friedlich weise Salomo, Vorbild für alle Jahrhunderte. In Rehabeam und Jerobeam erscheint dann der Zwiespalt zwischen zentraler Macht und provinzieller Unabhängigkeit, wie er sich unzähligemale wiederholt hat.“

Dem ältern griechischen Gemeinwesen schreibt Ranke eine für alle Zeit bedeutende Eigentümlichkeit zu: in ihrer Unabhängigkeit und lokalen Beschränktheit haben die Hellenen, in stetem Kampf in sich selbst und unter einander, die Grundlagen der Staatsformen hervorgebracht, die sich überhaupt in der Welt gebildet haben. Wir sehen Monarchie, Aristokratie, Demokratie neben und auf einander entstehen nach Maßgabe der Vergangenheit jedes Gemeinwesens und dem besondern Interesse desselben für seine jedesmalige Gegenwart. Nicht einfach und einem be-

stimmten Begriffe gemäß traten diese Formen hervor, vielmehr modifiziert und erst durch die Modifikation lebensfähig

Aber das, „was man eine Macht nennt," zu bilden, davon waren die Griechen weit entfernt. Die Perser waren eine solche, durch sie war die lebensvolle, eben in kräftiger Entfaltung begriffne Griechenwelt in Gefahr, erdrückt zu werden. Ranke wirft die Frage auf, ob eine solche Unterdrückung des griechischen Geistes wirklich möglich gewesen wäre. „Wenn es eine Idee giebt — sagt er —, die in den Ereignissen waltet, so konnte die Tendenz der Weltbildung nicht dahin gehen, die Griechen den Persern zu unterwerfen; auf diesen Höhen aber bewegt sich die Menschengeschichte nicht allein. Die historische Frage ist, wodurch denn ein solches Ereignis verhindert worden ist." Einen der Hauptgründe findet er darin, daß es bei den Griechen keine Zentralgewalt gab, die einen Pakt hätte eingehen können.

In der Darstellung der Perserkriege folgt Ranke pietätvoll der alten Tradition, insbesondre an Herodot hält er fest und erzählt so manche von den Geschichten, die von Kindheit an in jedermanns Erinnerung sind: es war, als sei ihm nun nichts verhaßter als ein hyperkritischer Unglaube.

Zwischen der Abwehr der Perser im fünften und ihrer Überwältigung im vierten Jahrhundert hat sich die athenische Demokratie, „eine der größten Erscheinungen, die die Universalgeschichte kennt," ausgebildet, zugleich der griechische Geist in Philosophie und Dichtkunst jene Blüten getrieben, die zu den herrlichsten Erzeugnissen des weltgeschichtlichen Prozesses überhaupt gehören. Beiden widmet Ranke darum ausführliche Kapitel. Von den Dichtern bespricht er eingehend Pindar, Äschylos, Sophokles, Euripides: in einem jeden sieht er die Summe der

idealen Anschauungen eines Geschlechts ausgesprochen. Bei Pindar tritt uns die alte aristokratisch-griechische Welt in ihrem Glanz vor Augen, „allenthalben vornehme reiche Geschlechter, die das Viergespann nähren können," wir lernen bei ihm Griechenland kennen, wie es im allgemeinen vor der Entscheidung der Perserkriege beschaffen war; des Äschylos Werke dagegen gehören ganz der neuen Zeit an: „sie stellen den in sich selbst gärenden Geist der Griechen dar." So vertreten auch Sophokles, der um dreißig Jahre jünger war als Äschylos, und Euripides die Anschauungen späterer Geschlechter.

Aber in ihren Werken liegt auch etwas absolutes, ewiges. Da wo Ranke dies ausführt, tritt der Zögling der Schulpforta und G. Hermanns in ihm wieder hervor: er erinnert sich der Stellen, die ihm damals schon, in den empfänglichsten Zeiten der Jugend Eindruck gemacht haben, vor allem jenes Wortes von Pindar, das gleichsam der Wahlspruch seines Lebens und ein Leitstern seiner Forschung geworden ist: „Werde, der du bist"; eine der großartigsten Ermahnungen, die man jemals gegeben, nennt er es, „denn was könnte der Mensch wohl überhaupt werden, als das, wozu die eingeborne Natur ihn bestimmt?" Äschylos führt in den Kampf der Naturgewalten mit den eingeführten Gesetzen. Nirgends ist der Gegensatz des ewigen Rechtes gegen ein willkürlich gemachtes Gesetz ergreifender dargestellt als bei Sophokles, Euripides zeichnet die Unschuld der männlichen Jugend oder ihre frische spröde Mannhaftigkeit, die Hingebungsfähigkeit der Jungfrau, Eifersucht und rasende Leidenschaft von Mann und Frau in unvergänglichen Zügen. Auch den zwei großen Historikern Herodot und Thukydides widmet er einige Blätter. Von jenem hebt er hervor, daß er nicht auf nationalem Boden stehen blieb; er wiederholt: auf diesem allein

könnte die wahre Geschichte nicht erwachsen, die Nationen werden erst durch ihr Zusammentreffen mit andern ihrer selbst bewußt. Herodot berücksichtigt auch die Barbaren, er ist gegen sie durchaus gerecht. Ranke hat für ihn das tiefe Wort: „Er haßt die Barbaren nicht, wie könnte er sie sonst schildern!" Der Fortschritt des Thukydides liege darin, daß er das historische Motiv in den moralischen Beschaffenheiten der Menschennatur erblickt, während bei Herodot noch alles Einwirkung der Gottheiten ist, die die Menschenwelt regieren, wenn sie auch keine unbedingte dominierende Gewalt besitzen, sondern dem Schicksal unterworfen sind. Von den Philosophen hält er die Empedokles und Anaxagoras einer Erwähnung wert, besonders aber die Lehre des letzten, der Geist sei „unendlich, selbstherrschend, unvermischt; er lebt durch sich selbst; dieses einfache Wesen besitzt Macht und Wissen; es hat alles angeordnet was war, ist und sein wird." Das nennt er „große Gedanken," die zur Idee der Einheit Gottes führen. An der griechischen Kunst der Blütezeit ist ihm das Charakteristische Verbindung des Götterdienstes mit der Verherrlichung tapfrer Abwehr des Landesfeindes. „Es liegt etwas großartiges darin — sagt er —, wenn der Sieg zugleich als ein Triumph der Gottheiten erscheint, wie in jenem Koloß der vorkämpfenden Athene, den Cimon durch die Hand des Phidias aufrichten ließ." Eine ausführliche Erörterung ist Sokrates gewidmet; in ihm, meint er, stellt sich eine der größten und erhabensten Aufgaben des atheniensischen Gemeinwesens dar: den alten Glauben von dem götzendienerischen Element zu reinigen, rationelle und religiöse Wahrheit zu vereinbaren. Plato folge ihm darin nach, aber er zertrümmere auch die eiteln Philosopheme, die dem herrschenden Götterglauben opponierten: im Theätet u. a. habe er Ansichten wider-

legt, wie sie die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts noch einmal vortragen sollten: in der Mitte von zwei Extremen, „nicht ohne bald an die einen, bald an die andern anzuknüpfen, erhebt sich der erkennende Geist, der Gedanke des reinen und geistigen Seins." Der platonische Staat sei kein vages Ideal. In der Forderung, daß das Göttliche herrsche, sowohl in der Seele als auch im öffentlichen Leben, liege eine von fern her sich ankündigende Annäherung an die hierarchischen Jahrhunderte der Folgezeit; Substantialität der Seele, Unsterblichkeit, Befleckung in der Welt, Möglichkeit der Reinigung führe auf den hernach zur Herrschaft gekommnen christlichen Begriff. Aristoteles fasse den Staat wohl weit realer, aber in einem Punkte treffe er mit Plato zusammen: bei beiden Philosophen komme alles darauf an, daß der vernünftige Geist sich bilde, der die Herrschaft im Sinne des allgemeinen Besten auszuüben sucht und vermag. „In der ursprünglichen Konzeption — schließt Ranke — hängt das nun alles zusammen: der weltbeherrschende göttliche Geist, der zur thätigen Vernunft ausgebildete Mensch, und das Übergewicht der Vernünftigen im Staat."

Den Übergang zu der spätern Periode griechischer Geschichte findet Ranke mit der Bemerkung, daß auf den ersten Blick einleuchte, wie viel der Welt daran lag, ob diese Entwicklung der geistigen Kultur sich in dem Antagonismus der Weltkräfte behaupten würde. Griechenland allein hätte dies vielleicht nicht vermocht, aber es trat eine neue Macht auf, die die Hervorbringungen des hellenischen Geistes in sich aufnahm und zugleich fähig war, sie weiter zu verbreiten. „Unermeßlich" nennt Ranke die Einwirkung der Makedonier auf die alte Welt, sie habe eine weltgeschichtliche Epoche begründet. Durch sie behielten im Orient für alle folgenden Jahrhunderte

des Altertums der Geist und die Macht der Griechen die Oberhand: im Occident erhoben sich dagegen die Karthager und behaupteten sich, bis ein neues Weltelement von großer innerer Kraft emporkam: die Römer.

Auch in der römischen Geschichte knüpft er so viel wie möglich an die Tradition an: „Das Wesentliche, der Kern der Tradition — sagt er am Schluß des ersten Kapitels von der Königszeit —, ist doch durch und durch römisch und unentbehrlich zum Verständnis der römischen Geschichte . . . auch die Dichtung selbst hat ihre Wahrheit, insofern sie eine alte Tradition darstellt.“ Dadurch rettet Ranke, wie ein Beurteiler treffend sagt, den Kern aller modernen Völkervorstellung. Ablehnend steht er den neuern historischen Versuchen entgegen, „den wesentlichen Inhalt einer fast dreitausendjährigen Überlieferung aus dem Gedächtnis der Menschen auszustreichen, um an die Stelle derselben gewisse abstrakte Verfassungsschablonen zu setzen.“ So führt er denn „die mythologischen Figuren des Romulus, Numa und Servius Tullius als Heroen des Patrizierstaats, der Religion und des Plebs an uns vorüber, so ist ihm Brutus als bewußter Stifter der Republik die erste greifbare Gestalt der römischen Geschichte; so verfolgt er den Kampf der Stände in seinen wichtigsten Wendungen nicht bloß an der dürren Hand der Gesetze, sondern auch im behaglichen Verkehr der Anekdote.“

Gerade so wie in den Vorträgen vor dem König von Bayern schreibt Ranke auch hier der römischen Geschichte die größte Bedeutung für alles folgende historische Leben zu. Wenn er dorten, wie wir uns erinnern, gesagt hatte, die ganze Geschichte wäre nichts wert, wenn die Römer nicht gewesen wären, so nennt er hier Rom „die größte Werkstätte der Macht, welche die Kultur vom Osten in sich aufgenommen und im Westen unvergänglich fortgepflanzt

hat." Es ist nicht eine einfache Kulturübertragung: eine solche hätte stattgefunden, wenn etwa die Griechen oder die Karthager Italien erobert und kolonisiert hätten, aber dies, sagt Ranke, sei überhaupt nicht der Sinn oder die Ordnung der Weltgeschichte, daß die Kultur sich durch eine bloße Überlieferung verpflanze; er erinnert wieder an die „lebendigen Kräfte," die „moralischen Energien," die uns schon aus den Schlußworten der „großen Mächte" bekannt sind: diese nehmen die bereits gewonnene Kultur vollständig auf, verarbeiten sie und bilden sie eigentümlich um; sie müssen stark genug sein, um sie zu verteidigen, und häufig sind sie es auch, sie weiter zu verbreiten.

Da, wo Ranke von der Überwältigung der Italiker durch die Römer spricht, vernehmen wir dasselbe Bedauern, das er einst in seinem Erstlingswerk über das Verschwinden von Mailand und Neapel aus der Reihe der selbständigen Staaten Italiens geäußert hatte: „Man kann diese Ereignisse nicht ohne eine schmerzliche Sympathie mit den Überwundnen betrachten," meint er in dem Abschnitt über die Samniterkriege; „das alte, in den mannigfaltigsten Gestaltungen lebensvolle Italien ging damit auf immer zugrunde." Ebenso zeigt er später, da er das Aufhören der ägyptischen Selbständigkeit beim Tode der Kleopatra berührt, eine gewisse Wehmut: „Das älteste Königtum der Welt, dessen Monumente an die Urzeit der Menschengeschichte anknüpfen, verschwand in dem Reiche der Cäsaren, welches die folgenden Jahrhunderte beherrscht hat." Aber hier wie dort tröstet er sich damit, daß doch eine höhere Bildung an Stelle des Verschwundnen getreten sei.

Kämpfe — Zurückweisung von Feinden, Ausbreitung, Befestigung — das bildet immer den Hauptgegenstand seiner weltgeschichtlichen Betrachtung. Aber

gerade bei den Römern ist Ranke doch auch sehr bereit, den innern politischen Zuständen eine große Bedeutung zuzuerkennen. In dem Zusammengreifen und Ineinanderwirken der Patrizier, „welche geistliche und weltliche Gewalt in sich vereinigen," und der Plebejer, „einer kriegsbereiten Genossenschaft freier Männer, deren jene nicht entbehren können," liegt nach ihm „das Geheimnis der Größe von Rom." Damit sei aber wieder vorbildlich der vornehmste Gegenstand der politischen Kämpfe aller Zeiten gegeben. Für die ältere republikanische Zeit sieht er das Charakteristische der römischen Sinnesweise darin, „daß das Dasein des Einzelnen dem Recht und dem Willen der Gesamtheit gegenüber nicht in Betracht kommt." In den Reformversuchen der Gracchen sieht er einen der ersten großen Angriffe des politischen Idealismus auf die feststehenden Zustände, wie sie dann immer wiedergekehrt sind: „Die Sache hat auch für die Nachwelt ein großes Interesse, denn Gegensätze wie die angedeuteten giebt es immer, und was man Fortschritt nennt, ist mit einer strengen Beobachtung der bestehenden Gewohnheiten unvereinbar. Die moderne Bewegung der Welt ist von diesem Idealismus großenteils ausgegangen."

Die große Schwierigkeit, an der zuletzt die Republik scheiterte, sieht er nicht, wie es herkömmlich war, in der um sich greifenden Sittenlosigkeit, in der Sklavenwirtschaft und in ökonomischen Zuständen, sondern darin, daß die universale Herrschaft, die die Römer bereits im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt errungen hatten, nicht mit den überlieferten Formen der Verfassung, die durchaus städtisch war, vereinigt werden konnte. In den Verfassungskämpfen dieser Periode liegt seiner Meinung nach nirgends eine Analogie mit modernen Zuständen: das Prinzip der Repräsentation, das in diesen eine so große Rolle

spielt, fehlte dort gänzlich. Ganz entgegen der Art Theodor Mommsens, seines größten Vorgängers auf dem Gebiete der römischen Geschichte, hütet sich Ranke gerade hier sehr vor dem Hereintragen moderner Begriffe in das Leben des alten Rom. Es fehlen denn auch den Personen, die da auftreten, die pikanten modernen Züge, die Mommsen einem Cäsar, Pompejus oder Cicero zu geben wußte: alle erscheinen bei ihm viel schlichter, der Tradition gemäßer; für die beiden letzten bedeutet seine Darstellung gegenüber der Mommsenschen eine Art Rettung oder vielmehr Wiederherstellung in jahrhundertlanges Ansehen.

Großartig ist seine Zusammenfassung der Resultate, die die vollendete Weltherrschaft der römischen Republik für die Menschheit gehabt hat, gleichsam eine Abschätzung ihres universalhistorischen Wertes. „Es war ein großer Moment — heißt es am Schluß —, als das römische Weltreich erschaffen und der griechische Geist zugleich mit dem römischen auf das engste vereinigt war. Das vornehmste Produkt der Epoche ist die lateinische Kultur auf der Grundlage der griechischen, die griechische Kunst, die in Rom aufgenommen und noch einmal verjüngt wurde.“ Von der Litteratur zur Zeit des Augustus — er konnte hier wieder an längst ersonnenen Gedanken weiterspinnen — meint er, daß sie vor allem darin ein Vorbild sei, wie das allgemein Giltige aufgenommen werden könne, ohne das Nationale zu zerstören.

Es ist hier nicht notwendig, daß wir Ranken in die Jahrhunderte der nachchristlichen Aera folgen: wir müßten wiederholen, was wir schon in dem Abschnitt über die Berchtesgadner Vorlesungen gesagt haben. Denn die Summe seiner Ideen über die folgenden Zeiten ist dort niedergelegt; in die Fülle der Einzelheiten einzugehen aber ist überhaupt nicht

möglich; nur einige, die von prinzipiellem Interesse sind und hier entweder zum erstenmal oder doch modifiziert erscheinen, dürfen wir nicht übergehen.

Ein Kapitel ist dem Ursprung des Christentums gewidmet. Zuerst äußert er sich hier ganz so wie schon in der Einleitung zur Papstgeschichte oder auch in jenen Vorträgen. Dem jüdischen Volke hatte er, altem historiographischem Herkommen gemäß, wegen ihres Monotheismus weltgeschichtliche Bedeutung zugeschrieben. Als sie aber in den Kreis der römischen Herrschaft eintraten, da zeigte sich, daß es unmöglich war, Kaisertum und nationale Religion zu vereinigen. Ihre Religion war in der provinzial abgeschlossenen Form, die sie hatte, unfähig, „nicht allein sich in der Welt Bahn zu machen, sondern auch nur, sich einer viel stärkern Macht gegenüber zu behaupten; wenn der Kampf begann, so konnte er nicht anders als zum Untergang Judäas führen. In dieser Krisis nun, in welcher die politisch-militärische Vielgötterei und der aus den Urzeiten stammende, aber mit den hierarchischen Formen einer Landesverfassung umkleidete Monotheismus mit einander in einen Kampf gerieten, in dem sich für den letztern nichts als der Untergang absehen ließ, ist Jesus Christus erschienen."

„Indem ich diesen Namen nenne — fährt er fort —, muß ich, obwohl ich glaube ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermutung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater kann ich von Gott dem Sohne handeln. Die Begriffe der Verschuldung, Genugthuung, Erlösung gehören in das Reich der Theologie und der die Seele mit der Gottheit verknüpfenden Konfession. Dem Geschichtschreiber kann es nur darauf

ankommen, die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist, und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen."

Er wiederholt dies im Lauf seiner Erzählung noch öfters. „Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen nicht im Gegensatz mit einander, sind aber doch ihrer Natur nach getrennt. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahieren; er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen Bewegungen veranlassen und ihre Strömung beherrschen, und an die Thatsachen zu erinnern, in denen sie sich manifestiert haben." Auch da, wo er der Verbreitung der Lehre Christi durch Apostel und Jünger gedenkt, findet er notwendig zu bemerken, er vermeide „auf das Geheimnis einzugehen."

In den Vorträgen von Berchtesgaden hatte er diese Zurückhaltung nicht geübt; wir erinnern uns, daß er da dem Christentum einen absoluten Wert zugeschrieben hatte: mit ihm sei die wahre Moral und Religion in der Weltgeschichte erschienen, darüber hinaus gebe es keinem Fortschritt, es sei eine plötzliche göttliche Erscheinung. Aber sehen wir genauer zu, so beschränkt er sich auch in der Weltgeschichte nicht darauf, die Umstände, unter denen es aufgetreten ist, und die Einwirkungen, die es geübt hat, zu schildern oder die religiösen Motive aufzufinden, die bei einer weltgeschichtlichen Handlung bestimmend waren, sondern er geht wie überall auf das Wesen der Religion, so hier auf das des Christentums näher ein. „Christus belehrte die Juden — sagt er u. a. —, daß ihre messianische Erwartung nicht den Staat betreffe, sondern die Religion. Die Religion sollte als solche die Menschheit durchdringen; der Monotheismus, frei von dem Zeremonialdienst,

die Religion der Welt werden im Sinne der Urzeit. Der Messias ist der Gründer des Reiches Gottes, welches eben darin besteht, daß der Mensch sich demselben hingiebt, in ihm lebt und stirbt. So kann es den geistigen Boden bilden, auf welchem neben dem politischen Bestand sich das Gefühl einer höhern, allumfassenden Gemeinschaft der Menschheit erhebt und ausbildet." Er wirft selbst die Frage auf, ob sich die Idee der Menschheit nicht auf eine andre Weise hätte entwickeln können, etwa im Sinne der platonischen oder stoischen Philosophie, und hat keine andre Antwort dafür, als daß dies nicht an die ältesten Überlieferungen der Menschheit angeknüpft hätte, nicht Religion gewesen wäre. An einer andern Stelle erwähnt er des Abendmahls Christi: „es war nicht ein bloßer Abschied — sagt er —, es war ein Bund zwischen ihm und den Jüngern auf der mystischen Grundlage einer göttlichen Mission; Taufe und Abendmahl haben den Charakter von gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Göttlichem und Menschlichem." Zuletzt vergleicht er das Erscheinen der Lehre Christi in der Welt mit der Lösung des Prometheus von seinen Fesseln, von der die alte Sage spricht, durch sie werde die Menschheit in ihr ursprüngliches Dasein zurückgerufen: „sie trat in eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, nicht aber den Naturkräften, sondern der Gottheit, welche über denselben allwaltend gedacht wurde, und diese Verbindung vor allem erscheint in dem christlichen Glauben." Von den paulinischen Episteln sagt er nicht nur, daß sie zur Ausbreitung des Glaubens und zur Bildung der Kirche das meiste beigetragen haben, sondern auch „zur Herstellung des reinen Gottesbegriffs," wenn die Kirche auf Abwege geraten war.

Es kann uns das alles nicht Wunder nehmen; es hängt mit dem religiösen Ursprung der Rankeschen

Geschichtschreibung zusammen: wenn sich Ranke auch nicht über das Geheimnis näher verbreitet, er sieht doch ein „Geheimnis“ und deutet ehrfurchtsvoll darauf hin. Nicht bloß daß es gewirkt hat und wie es wirkte, stellt er dar — damit wäre die Aufgabe einer sogenannten objektiv pragmatischen Geschichte erschöpft —, er will doch auch sagen, warum es gewirkt hat. Nicht nur hier bei diesem Problem verfährt er so, überall, wo moralische, geistige Energien plötzlich wirksam in Erscheinung treten. Ja, er will so weit wie möglich ihren irdischen Ursprung verfolgen, die irdischen Umstände aufzeigen, die sie vorbereiteten und unterstützten, aber es bleibt doch in seinen Augen immer noch etwas zurück, das nicht weiter aufzulösen ist, und daran will er nicht vorübergehen: es ist, als ob er jedesmal das Knie vor ihnen beugte, vor diesen göttlichen Motoren der Weltgeschichte.

Hieran, an diese Stellen über die Erscheinung Christi auf Erden, hat die Kritik mannigfache Erörterungen geknüpft. Die Orthodoxen konnten nicht ganz damit zufrieden sein: sie sprachen von Zweideutigkeit, sie fanden, der Geschichtschreiber suche immer noch zu viel irdische Gründe für Dinge, die übernatürlich sind. Zuletzt ist — allerdings nur von einem sehr obskuren Theologen — Ranke gar ein Rationalist gescholten worden: eine Verkennung seines Wesens, über die wir kaum ein Wort zu verlieren brauchen. Andrerseits hat man gesagt, jene unbestimmten Äußerungen über das Geheimnis der Religion, über die göttliche Wirksamkeit der Lehre Christi u. a. seien ganz nebensächlich und hätten gar keine Beziehung zu seiner historischen Auffassung. Wir werden auch dem nicht beistimmen: ganz im Gegenteil sehen wir darin ein wesentliches Merkmal seiner Geschichtschreibung. Gewiß ist es ein Ausdruck durchaus subjektiver Empfindung, man mag es

vielleicht auch Beschränktheit nennen, aber eben aus dieser Beschränktheit entspringt ein Hauptreiz seiner Werke.

Eine Eigentümlichkeit der Weltgeschichte liegt auch in der starken Berücksichtigung der kirchlichen Fragen, in der Darstellung der mittlern Jahrhunderte, was in den Vorträgen von Berchtesgaden noch nicht so auffallend ist. Noch in der römischen Zeit, etwa in dem Kapitel über Constantius, tritt es zu Tage. Hier wird es auch begründet. „Die wichtigste von allen Fragen, die für das innere römische Reich obschwebten, entsprang aus den Beziehungen zwischen der kaiserlichen Gewalt und dem Christentum. Ihre Sache war eine gemeinschaftliche, aber keineswegs identische; sie waren Verbündete, die, von verschiedenen originalen Prinzipien ausgehend, doch auf das engste vereinigt waren, ohne ihre besondern Prinzipien aufzugeben. Die christliche Kirche, die von dem Kaisertum gerettet worden war und das Reich umfaßte, war zu einer ihr eigentümlichen, alle Provinzen beherrschenden Autorität gelangt. Man konnte wohl erwarten, daß die schon einmal erhobne Frage, was denn die Kirche mit dem Kaisertum zu thun habe, wieder erwachen würde. Wie sollte dann die kaiserliche Gewalt der Kirche gegenüber bestehen? Aber zunächst schien doch alles mehr dahin zu neigen, daß die Kirche dem Rechte des Imperators unterworfen blieb. In diesem Fall würde eine Verschmelzung zwischen Kirche nnd Staat entstanden sein, welche das innere Leben der erstern absorbiert und ihrer weitern Ausbildung Grenzen gezogen hätte. Hält man an diesem Standpunkt fest, so erscheinen die innern Streitigkeiten der Christen untereinander hochbedeutend für das gegenseitige Verhältnis der beiden Gewalten.“ Und Ranke geht hierauf in den Konflikt zwischen der athanasischen und arianischen Auffassung

der Wesenheit Christi ein, wobei er freilich betont, daß dieser nicht bloß auf den Konzilien und in den Schulen, sondern auch auf dem Schlachtfeld entschieden worden ist: mit Kaiser Valens fiel bei Adrianopel der thätigste Förderer des Arianismus. In einem spätern Kapitel desselben Bandes, betitelt: Grundlegung der griechisch-römischen Katholizität, handelt er ausführlich von dem heiligen Hieronymus, von dem Streit über die Erbsünde zwischen Pelagius und Augustinus, über die Nestorianer und Monophysiten. Aus allen diesen Streitigkeiten sieht er „die Idee der Gemeinschaft" entspringen, die „den Osten und Westen in demselben Bekenntnis vereinigen sollte, außer welcher keine anderweite Form des Christentums anerkannt wurde." Im fünften Band wird der Gründung der deutschen Kirche sehr ausführlich gedacht: „Die Aufrichtung der Kirche in Deutschland — schließt der betreffende Abschnitt — kann nicht gerade als eine Restauration der reinen christlichen Idee betrachtet werden. Sie war das Werk der zusammengreifenden Weltkräfte in Rom und im fränkischen Reiche, beruht aber . . . auf der ältesten Grundlage des Glaubens. Indem die deutsche Nation der Religion der Welt sich anschloß, vereinigte sie sich zugleich in sich selbst. Für die deutsche Nation war sie in mehr als einer Richtung unschätzbar. Sie verband sie mit den größten Hervorbringungen des Menschengeschlechts und vereinigte sie in sich selbst." Im sechsten Band wird der kirchlichen Litteratur des neunten Jahrhunderts ein eignes Kapitel gewidmet: er findet sie darum von weltgeschichtlicher Bedeutung, weil sie ein Zeugnis dafür sei, wie damals die Tendenz vorherrschte, „ein Zentrum von universaler Autorität für die abendländische Kirche zu bilden"; die Idee eines solchen erschien dann „kräftiger als je" *in* Papst Nikolaus I., weshalb Ranke auch bei diesem

ausführlich verweilt. Daß endlich im siebenten Band, dem letzten, den Ranke im ganzen wie im einzelnen für die Veröffentlichung beinah völlig vorbereitet hat, dem Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum der breiteste Raum gegönnt ist, setzt hiernach umsoweniger in Erstaunen, als Ranke ja schon in den Berchtesgadner Vorlesungen das Zeitalter vom elften bis ins dreizehnte Jahrhundert das hierarchische genannt hat.

Zum Teil war Ranke hier allerdings durch den Charakter seiner Quellen, die meist das Kirchliche in den Vordergrund stellen, gebunden, auch folgte er einer historiographischen Tradition, der zufolge von Leo und Stenzel an bis auf die Tage, da er die Weltgeschichte schrieb, in allen Darstellungen des Mittelalters die kirchlichen Fragen in den Vordergrund traten, ja man mag darin selbst noch einen Nachhall jenes mächtigen Motivs vernehmen, das einst durch Joh. von Müllers Reisen der Päpste klang. Aber zuletzt bleibt doch das tiefe, innerliche Interesse, das Ranke an allen geschichtlichen Problemen in denen ein religiöses Element eine Rolle spielt, der letzte Grund dieser Eigentümlichkeit der Weltgeschichte.

In der Schilderung der großen Persönlichkeiten des Altertums zeigt Ranke noch einmal die plastische Kraft, die wir an den Werken seiner Jugend und seiner Reifezeit bewundert haben. Wohl erscheinen sie auch zumeist als Repräsentanten gewisser Ideen, aber es sind lauter lebendige Individuen, ein jedes für sich, es pulsiert frisches Blut in ihren Adern. In erster Linie stehen die wenigen, in denen sich „die Biographie mit der Weltgeschichte durchdringt.“ Da ist vor allem Alexander, von dem er eine vollständig ausgeführte Charakteristik giebt; er sieht etwas von dem Ideal in ihm, das die Griechen in ihrem Dionysos personifizieren, „der vom Blitz erzeugt und von der Erde — denn das bedeutet doch wohl

Semele — geboren die Welt durchzieht: unwiderstehlich siegreich, und der dann doch einen Kranz von Weinlaub trägt oder auch zugleich Szepter und Becher." Dann sind Gestalten, die keine so allgemeine Bedeutung haben, aber in ihrer Art Vorbilder geworden sind für alle Jahrhunderte, etwa „der kriegerisch schwungvolle David," der „friedlich weise Salomo," in der griechischen Geschichte Solon oder Demosthenes. In den spätern Bänden scheinen die Farben allerdings etwas zu verblassen, aber die Umrisse sind dafür um so gewaltiger. In dem Abschnitt über Karl den Großen wiederholt er eine Ansicht, die er schon im Hardenberg ausgesprochen hat, daß die Geschichte des persönlichen Lebens eines großen Menschen in seinen Handlungen liege, „in ihrer Aufeinanderfolge, Begründung und Bedeutung," eine besondre Charakteristik sei darum nicht einmal nötig. Über das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Zeit hat er die Anschauung bewahrt, die er besonders deutlich im Eingang zum Wallenstein ausgesprochen und dann öfters wiederholt hat, er wiederholt sie auch hier ausdrücklich: „Große Männer — sagt er einmal — schaffen ihre Zeiten nicht, aber sie werden auch nicht von ihnen geschaffen. Es sind originale Geister, die in den Kampf der Ideen und Weltkräfte selbst eingreifen, die mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden." Ein andres mal — es ist da, wo er von dem Tode Theodorichs und von der Thronbesteigung Justinians spricht — betont er, daß „nicht allein die allgemeinen Tendenzen in dem Fortgang der Geschichte entscheiden: es bedarf immer großer Persönlichkeiten, um sie zur Geltung zu bringen." Dagegen hebt er in der Geschichte Ottos III. und Sylvesters II. hervor, daß deren Gedanken mit ihrem Leben verschwinden mußten, weil ihre Antriebe, allzu

subjektiv und zu momentan gewesen seien: „alle Pläne, welche zur Ausführung reifen sollen, bedürfen einer geistigen Wurzel und zu diesem Werk berufnen Persönlichkeiten, aber sie müssen zugleich zusammentreffende Elemente des allgemeinen Lebens finden."

Fragen wir endlich darnach, ob Ranke den Gedanken von den Tendenzen der Jahrhunderte, der die Vorträge von Berchtesgaden charakterisiert, in der Weltgeschichte festgehalten und im einzelnen demonstriert hat. So systematisch-schablonenhaft wie dort allerdings nicht, auch werden in den ältesten Zeiten, wo die Quellen die einzelnen Jahrhunderte kaum unterscheiden lassen, größere Perioden zusammengefaßt, aber erkennbar ist immer, daß Ranke auch hier überall solche Tendenzen und in ihrer Beschreibung die Hauptaufgabe sieht. Im allgemeinen, kann man sagen, beruht ja die Einteilung seines Stoffes darauf. Die Begriffe Altertum und Mittelalter, erst am Beginn des achtzehnten Jahrhunderts aufgekommen und vorzüglich durch die Schulen verbreitet, fehlen ihm ganz; statt des sogenannten Mittelalters sehen wir „nichts als eine in hundertfache Teile oder Abschnite zerfallende Kette, die uns Heutige mit der zentralen Idee des römischen und alten Staates untrennbar verbindet." Diese Abschnitte sind eben nach den jeweiligen in einem Zeitraum vorherrschenden Tendenzen gebildet. Man hat die Bemerkung gemacht, daß der Wechsel dieser Tendenzen häufig mit dem Wechsel der Generationen unter den Herrschenden zusammenfällt, und hat, hierauf gestützt, eine generationenweise Behandlung der Geschichte vorgeschlagen. Es wäre dies allerdings im Geiste Rankes. Frühzeitig hat er schon die Wichtigkeit des Generationenwechsels empfunden: wir erinnern an jene Stelle in den „Fürsten und Völkern," wo er von der Degeneration der Karolinger und der spanischen Habsburger

spricht. „In frühern Jahren stellte sich ihm bloß das Bild einer einzelnen Generation mit gewissen Ideen, von denen sie beherrscht wurde, als etwas einheitliches dar," sagt ein feiner Beobachter Rankeschen Wesens. „In spätern Werken tritt das Jahrhundert als die Wirksamkeit moderner Generationen bezeichnend hervor. Endlich ermutigte er sich auch, gewisse Charaktereigenschaften den Generationen gemeinsam zuzuschreiben." Neben dem Gemeinsamen unter den Gliedern derselben Generation ist ihm auch früh der Gegensatz zwischen den aufeinanderfolgenden klar geworden. Bei Friedrich dem Großen hebt er nicht nur die fortwirkenden Impulse der Geschlechter hervor, er bemerkt auch bei Besprechung des Konflikts zwischen Vater und Sohn, daß es „wohl nicht die Absicht und die Vorsehung bei der Aufeinanderfolge der Generationen sei, daß die aufwachsenden Geschlechter den vorangegangnen gleich seien und die Kinder die Lebensgedanken der Eltern noch einmal zur Erscheinung bringen." Zuletzt ist der Gedanke in ihm lebendig geworden, daß sich auf dieser doppelten Grundlage eine Art von System errichten lasse. In einer Unterredung mit Ottokar Lorenz über Wallenstein im Jahre 1873 nannte er es eines der wichtigsten Probleme, politische Stimmungen generationenweise zur Anschauung zu bringen. „Meine Ansicht ist — sagte er —, daß allemal in einer Generation eine Idee vorherrscht; es ist aber nicht zu bestimmen, ob dieselbe mehr von einzelnen Individuen ausgegangen oder dieselben von außen beherrscht . . . ich gestehe, daß eine Art von Generationenlehre ein großer Gewinn wäre. Die Generation ist eigentlich ein Ausdruck für gewisse im Menschenalter wirksame Ideen . . . die Hauptsache wäre, die für die Generationen charakteristischen Ideen festzustellen." Das Jahr darauf kommt er in einem Zusatz zu seinem Erstlings-

werk, das damals in die sämtlichen Werke aufgenommen wurde, auf diesen Gegenstand zurück. „Das Leben von Europa besteht in der Energie der großen Gegensätze. Schon im Jahre 1515 nahm der ritterlichste der französischen Könige den Kampf mit glänzendem Erfolge wieder auf. Das gehörte aber gleichsam dazu, um die spanisch-österreichische Kombination zu voller Wirklichkeit zu bringen. Der Antagonismus bildet sich aus, der die europäische Welt seitdem beherrscht hat. Gleich in den nächsten Jahren erscheint die Generation, die ihn am schärfsten und gewaltigsten repräsentiert. Die Zeiten nehmen einen andern Lauf. . . Es wäre vielleicht überhaupt eine Aufgabe, die Generationen, soweit es möglich ist, nacheinander aufzuführen, wie sie auf dem Schauplatz der Weltgeschichte zusammengehören und sich von einander sondern. Man müßte einer jeden von ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; man würde eine Reihe der glänzendsten Gestalten darstellen können, die jedesmal untereinander die engsten Beziehungen haben und in deren Gegensätzen die Weltentwicklung weiter fortschreitet: die Ereignisse sprechen ihre Natur aus."

In der Weltgeschichte nun verrät sich in der ganzen Art und Weise, wie Ranke den Stoff zerlegt, daß er den Gedanken der Generationenlehre hier praktisch zu verwenden gesucht hat. Aber hie und da begegnen wir auch ausdrücklichen Wiederholungen des Gedankens selbst, die zeigen, daß er zu den Ideen gehört, den der Greis bis in die Zeit seiner Vollendung gehegt hat: so wenn er von der Bubonenpest des Jahres 542 n. Chr. spricht, „die dann fast regelmäßig, von fünfzehn zu fünfzehn Jahren erschienen ist und wesentlich dazu beigetragen hat, die Epochen der Geschichte von einander zu scheiden." Oder wenn er im Eingang zu dem Kapitel über

Karl den Großen die Bemerkung macht, daß die nachhaltige Wirkung gewisser großer Ideen nur dann völlig gesichert sei, wenn bei der Flüchtigkeit und Kürze des menschlichen Lebens Persönlichkeiten von gleicher Intention und Kraft aufeinanderfolgen: „Nicht allein große Männer, sondern auch Generationen von außerordentlicher Begabung gehörten dazu, um neue lebensfähige politische Gründungen zu vollbringen.“

Es ist eine der fruchtbarsten Anregungen, die Ranke mit solchen Ideen der Geschichtschreibung gegeben hat. Zunächst allerdings hatten sie wenig Aussicht, allgemein angenommen und verwertet zu werden. Denn die Richtung der Historiographie, insbesondre in Deutschland, war damals und ist im ganzen noch heute nicht dem Problem der Persönlichkeit und ihrer Wirksamkeit zugewendet, sondern im Gegenteil der Erkenntnis jener Gebiete, wo diese Momente wenig zur Geltung kommen: dem Verfassungs- und Wirtschaftsleben. Hierzu kommt noch die Schwierigkeit, daß es dabei unvermeidlich ist, die naturwissenschaftliche Sphäre zu berühren. Unter den Forschern dieses Gebietes herrscht aber selbst ein heftiger Zwiespalt über Erblichkeit und Anpassung geistiger und moralischer Eigenschaften: wir mußten dessen oben gedenken. Daß aber diese Dinge mit dem Problem der Generationenlehre innig zusammenhängen, leuchtet ein. Nichts desto weniger hat einer der begeistertsten Schüler Rankes, Ottokar Lorenz, in neuester Zeit einen sehr bemerkenswerten Versuch gemacht, thatsächliche Generationreihen aufzustellen.

Vollendung

Am 21. Dezember 1885 feierte Ranke in voller geistiger Frische seinen neunzigsten Geburtstag. Eben hatte er den sechsten Band der Weltgeschichte erscheinen lassen, der bis zum Tode Ottos des Ersten

reichte. Aber schon im Hochsommer hatte er den nächsten Band in Angriff genommen. Damals war ihm von der Stadt Berlin das Ehrenbürgerrecht verliehen worden, der damalige Oberbürgermeister Forckenbeck war erschienen, um ihm die Urkunde der Verleihung zu überreichen. Ranke sprach lange über städtische und allgemein politische Angelegenheiten mit ihm, tags darauf nahm er sich Zeit, den Inhalt des Gesprächs zu diktieren. Aber es war ihm doch beinahe wie ein Raub an der Muße, die ihm noch vergönnt war: „Zurück zu dem Kaisertum Ottos des Dritten — so schließt das Diktat —, mit dessen Ende ich eben beschäftigt war, als der Oberbürgermeister kam.“ Eine ahnungsvolle Ungeduld beflügelte von da an seine Arbeit, sodaß er in neun Monaten, so mancher Anfälle körperlicher Schmerzen ungeachtet, einen Zeitraum von drei Menschenaltern, reich an universalhistorischen Begebenheiten, darzustellen vermochte: im Mai 1886 stand er beim Ausgang Heinrichs des Vierten.

In der ersten Hälfte dieses Monats zog er sich eine Erkältung zu. Am 12. meldete er seinem Verleger, daß ihm der Arzt die Nachtarbeit verboten habe, und er ziemlich unbrauchbar sei. Aber während des Tages beschäftigte er sich, auf dem Ruhebett liegend, unausgesetzt mit der Fortsetzung seines Werkes. Das letzte, was er diktierte, waren die einleitenden Worte über das Kaisertum unter Heinrich dem Dritten. „Auf der Höhe tiefer, die Welt umfassender stürmischer Bewegungen, die die Gemüter von dem Standpunkt ihrer Überzeugung aus mit den größten Aussichten erfüllen — so ließ sich der Greis vernehmen —, erscheinen wohl auch großartig angelegte Naturen, die die Aufmerksamkeit der Jahrhunderte fesseln. Etwas ungeheures war es, daß in dem abendländischen Kaisertum ganze Dynastien in dem Zug der einmal

betretnen Laufbahn fortgeschritten waren. Wir sahen, wie sie, mitten indem sie ihr Ziel zu ergreifen dachten, zu Grunde gingen, und welche Mühe dann Heinrich II. zweiundzwanzig Jahre hindurch anwenden mußte, um dem Reiche seine Stellung in der Welt zu sichern. Aber das Recht blieb dabei ein dynastisches. Man empfing doch in jedem der einzelnen Gewalthaber eine neue Gestalt. . . ." Hier brach er von Schmerzen überwältigt ab: Inter tormenta scripsi, sagte er.

Es liegt etwas dunkles, geheimnisvolles in diesen letzten Äußerungen seines Geistes: wir wandeln gleichsam im „Dämmerlicht seines scheidenden Tiefsinns."*) Von da an ging es mit ihm zu Ende: seine Gedanken wendeten sich von dem irdischen Getriebe ab dem Ewigen zu. Noch ließ er sich aus der Bibel vorlesen — das letzte, was er daraus verlangte, war der 126. Psalm: „Wenn der Herr die Gefangnen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein." Zuletzt lag er einige Tage ohne Bewußtsein — die Ärzte sagten, es sei keine Hilfe mehr. Er starb am Sonntag Cantate, den 25. Mai 1886, vormittags zwischen zehn und elf; in derselben Nacht folgte ihm sein ältester Schüler Georg Waitz.

Ein dumpfer Schreck hatte gleich die treue Gemeinde ergriffen, die — über Deutschland und Europa zerstreut — den Worten des Meisters zu lauschen pflegte, als die Kunde von seiner Erkrankung sie traf: mußte man doch auf das schlimmste gefaßt sein. Nun, da es eintrat, empfand sie es doch als ein ungeheures: So war er wirklich nicht mehr? Dieses Bewußtsein, das die Jahrtausende historischer Weltentwicklung wie keines vor ihm umfaßte, hatte auf-

*) Ein Wort Doves.

gehört? Diese Lebensgenossenschaft, die die epigonenhafte Gegenwart mit dem Zeitalter unsrer Geistesheroen verband, war gelöst? Es war nicht anders, bereitet euch zur Klage um den Toten.

Vom Thron herab ertönte sie zuerst. Eigenhändig schrieb der greise Kaiser an die Söhne: „Die Trauerbotschaft, die Sie und Ihr Bruder mir eben zugehen ließen, hat mich tief erschüttert, wenngleich ich derselben seit den letzten Tagen entgegensehen mußte. Es ist ein Ehrenmann und echter Patriot zu Grabe gegangen, der mir als solcher nahestand, aber auch durch langen Umgang meinem Herzen verwandt war... Ich werde ihn immer dankbar beweinen und sein Andenken in Ehren halten." Die Kaiserin, damals in Baden verweilend, ließ sich hierauf vernehmen: „Der Schmerz über den Verlust Ihres Vaters wird ein allgemeiner, ich möchte sagen ein patriotischer sein. Wem so vergönnt war, im Dienste der Wissenschaft Licht und Wahrheit zu verbreiten, lebt im Andenken der Zeitgenossen und der Nachwelt fort." Auch Fürst Bismarck fehlte unter den Klagenden nicht. Und dann kam eine bunte Schar von Fürsten, Staatsmännern, Kriegern, Gelehrten und Bürgern. Überall in der gebildeten Welt erzählten geschäftige Federn von dem Verlust, den sie erlitten hatte.

Die Hausgenossen bahrten inzwischen den Leichnam in dem Zimmer auf, wo der Lebende vierzig Jahre lang mit seinen Büchern gehaust. Sein Antlitz war friedlich still, verriet nichts vom Schmerz der letzten Tage. In den Händen trug er ein kleines Kruzifix und einen Strauß von gelben Rosen, den ihm die Tochter Maximiliane, durch Krankheit ferngehalten, geschickt hatte. Zu Häupten des Sarges lag ein Kranz aus weißen Rosen, von der Kaiserin gespendet, zu Füßen ein Riesenkranz, vom bayrischen Gesandten im Namen seines Hofes und seiner Regierung über-

bracht. Auch diesmal fand der Sohn des Verstorbnen die Kraft, sein geistliches Amt an einem Elternsarg zu üben; er predigte über den Text: „Christus, der ist mein Leben.“ Dann gedachte er der Familien- und Bürgertugenden des Vaters. Ein Chor schloß mit dem Gesang: Selig sind die Toten!

Hof, Stadt und Universität erwiesen dem Toten dann die letzte Ehre. Der Galawagen des Kaisers folgte dem Sarge zuerst, der Kronprinz war selbst zugegen, ebenso der Erbprinz von Sachsen-Meiningen; dann kamen die Minister, der Senat — Kleinert war Rektor, Wilhelm Scherer Dekan —, Vertreter der Bürgerschaft, die akademische Jugend. So geleiteten sie ihn auf den Sophienkirchhof, wo er neben Frau und Kind die letzte Ruhestätte fand.

Wir aber werfen, am Ende dieser langen Wanderschaft, von dem Grab, über das nun schon sechs Frühlinge ihre Blüten gestreut haben, noch einmal den Blick auf das Leben ringsum, das er voll Hoffnungsfreude und Zuversicht verlassen. Ist, was er erhoffte, auf dem Wege der Erfüllung? Hat ihn die Zeit nicht Lügen gestraft und Hohn gesprochen seiner Zuversicht? Und steht das Werk seines Lebens noch unerschüttert da, anerkannt von der Welt, ein Segen und eine Erbauung für unser Geschlecht und das folgende? Es wäre eitel Selbsttäuschung, wollte man diese Fragen alle mit Ja beantworten.

Denn einmal hat der Ausgleich zwischen den christlichen Bekenntnissen, den er ersehnt und in nicht zu weiter Ferne sah, nicht nur keine Fortschritte gemacht, vielmehr sind heute die Gegensätze, so will es uns bedünken, schärfer als je in diesem Jahrhundert. Auf der einen Seite sagen es uns die Katholikentage alljährlich, daß die römische Kirche streitbarer denn je und nicht zu den geringsten Zugeständnissen bereit ist, auf der andern Seite sind die Machthaber wohl

bereit, dieses orthodoxe Kirchentum gelegentlich zu unterstützen, aber von den irenischen Tendenzen, wie sie der große Geschichtschreiber hegte, wollen auch sie nichts wissen. Die griechische Kirche endlich schließt sich ihrerseits nicht nur auch streng und unzugänglich ab; der Zar, der sie beherrscht, will keine andersgläubigen Christen in seinem Rußland dulden, und die tschechischen Auswandrer, die dort das Ideal des Slawentums suchen, müssen ihren katholischen Glauben abschwören, wenn sie den kaum betretnen Boden nicht wieder als Verbannte verlassen wollen. Das sind, man wird es zugeben, keine Zeichen des Friedens auf dem religiösen Gebiete. In der bürgrelichen Gesellschaft aber, haben sich da seit Rankes Tode die Dinge so angelassen, daß wir vertrauensvoll einstimmen könnten in den schönen Spruch des Greises von Ahriman und Ormuzd und den „positiven Hervorbringungen,“ die zuletzt den Sieg behaupten werden? Wer die Litteratur der sozialdemokratischen Bewegung auch nur oberflächlich kennt und in Zeitungen von Versammlungen, Reden und Resolutionen der Sozialdemokraten liest, wird nicht leicht ohne Zweifel sein. Denn man kann sehr wohl von der Unausführbarkeit ihrer Himmelstürmerpläne überzeugt sein, und doch erschrecken über die Saaten, die sie da ausstreuen: ob sie nicht zu einem furchtbaren Unkraut in die Höhe schießen wird, das für lange Zeiten hinaus alle Blüten der Kultur zu ersticken vermag? Die aber, die durch ihre Sünden jene giftige Saat erzeugt, die Reichen und Mächtigen, was thun sie? Sie fürchten sich und sündigen fort. Da ist keine Spur von Mäßigkeit und Selbstbeschränkung, von milder Rücksicht für den Armen und Hilflosen, von Opferwille, wenn der Staat dem Überfluß und Luxus empfindliche Lasten auferlegen will: es ist, als ob ein ganzes Geschlecht das Frevelwort der Pompadour

als Losung erkoren hätte: Nach uns die Sündflut! Dagegen schwanken die Regierungen, selbst zum Teil aus diesen Kreisen gebildet oder doch vielfach von ihnen abhängig, unentschieden zwischen Reformen, die eine bessere Einsicht fordert, und einem gedankenlosen Laissez faire und laissez aller hin und her, suchen wohl auch bei der Kirche ihr Heil und denken mit Polizeimaßregeln, die den Geist kaum hemmen, geschweige austilgen können, die Schäden der kranken Zeit zu heilen. Und vergebens blicken wir aus nach einer gewaltigen Persönlichkeit, die mit starker Hand einen Damm aufwürfe gegen die trüben Fluten der Zeit, die über unsern Häuptern zusammenschlagen wollen: der einzige, der es vielleicht vermocht hätte, jene Herrschernatur ohnegleichen, zu der Ranke am Abend seines Lebens mit Bewundrung emporblickte, er grollt einsam im Sachsenwalde.

Wenn man nun aber an den Überzeugungen rüttelt, die der Neunzigjährige aus seinem Lebenswerk gewonnen hat: muß da nicht auch der Zweifel sich regen, ob dies Lebenswerk selbst nicht aus einer Kette von Irrtümern zusammengesetzt war? Ist es die Wahrheit, was er gefunden, so fragen wir ängstlich, oder hat er sich nicht in ein Netz von Träumen eingesponnen; hat er die Welt nicht am Ende durch eine Brille von Vorurteilen gesehen, die ihm Familie, Schule, Gemütsbedürfnisse gar kunstvoll gefestigt, sodaß er alles wie in rosigem Lichte sah, auch was in grauer Dämmerung vor ihm lag? Freilich, er wird gepriesen als der Vater der modernen Geschichtschreibung, seine Schüler sitzen auf den Lehrstühlen aller Universitäten, von den mittlern Schulen aus, die sie gleichfalls zum großen Teil inne haben, dringt sein Geist — so sollte man meinen — in die weitesten Kreise der Nation. Und dennoch, man gebe sich keiner Täuschung hin: was allgemein angenommen,

wirklich geglaubt und weiter überliefert wird, hat mit dem innersten Kern der Rankeschen Historie, aus dem seine allgemeinen Ansichten, seine Hoffnungen und sein Selbsttrost entsprang, nichts zu thun: seine Kritik, sein sogenannter Objektivismus, einzelne Resultate seiner frühern Werke, das ists, was sie an den hohen Schulen an ihm gelten lassen; der Pragmatismus seiner Weltgeschichte, Charakterschilderungen und geistreiche Aperçus, das, was die Gebildeten an seinen Werken immer noch fesselt: aber nicht einmal von seiner Beschränkung der Geschichte auf den Staat und was damit direkt zusammenhängt, will man überall etwas wissen, im Gegenteil, die Kulturgeschichte im weitesten Umfang ist mehr als je in die Mode gekommen: nicht die Personen, sondern Einrichtungen, Erfindungen, Systeme, das hält man für das wichtigste. Dazu kommen direkte Angriffe. Wir wollen jener geschweigen, die von extrem katholischer Seite kommen, obwohl sie keineswegs immer unberechtigt sind, wo sie einzelne Aufstellungen des Meisters zum Ziele haben. Aber da sind einmal die Naturwissenschaftlichen: sie nennen die Rankesche Geschichtschreibung theologisch, greifen weit über die zeitlichen Grenzen, die er seiner Wissenschaft gesteckt, hinüber, zurück in die Vorzeit, in der, wie sie sagen, der größte Teil der menschlichen Kulturarbeit geleistet worden sei, sie ziehen überall „die Einfachheit unwiderstehlicher Ursachen dem verworrenen Kampf freier Willen" vor, sie halten auch das „Positive," das Ranke für unvergänglich hielt — Christentum, Religion überhaupt, die Moral, zu der sich heute die gebildete Welt bekennt, am meisten aber Staats- und Gesellschaftsordnungen — für gar hinfällige Dinge, die so bestimmt einmal nicht sein werden, als sie einmal nicht waren. Mag das alles aber überhört werden: es

wird mit so viel Anmaßung und bis zum Überdruß vorgebracht, es ist im Munde so vieler Thoren und Affen, daß es den Verständigen mehr zum Widerspruch als zur Beistimmung reizt. Aber da erschallt das rauhe Scheltwort des gewaltigsten unter den Philosophen unsrer Zeit von dem Schaden der Historie, die den Sinn und die Kraft fürs Leben zerstöre, und das nur jene Historie gelten lassen will, die wir als unwahr und tendenziös zu schelten gewohnt sind: man sollte meinen, daß es wie ein Felsstück, das von den Höhen der Alpen in die friedlichen Gefilde der Landbebauer herabstürzt, auf die emsige Zunft der Historiographen, die sich Rankesche Schule nennen, gewirkt habe. Aber es hat ihre Kreise nicht gestört, sie habens hingenommen, als wäre es nicht ernst zu nehmen. Auf uns dagegen, wir gestehen es, hat es einen furchtbaren Eindruck gemacht, und wir haben ihn noch nicht verwunden: aus dem idyllischen Behagen, mit dem wir uns an dem objektiven Historismus unsrer Zeit erbauten, sind wir unerfreulich aufgestört worden.

Aber wie? So wollen wir das Götterbild, das wir aufgerichtet haben, wieder von seinem Postamente stürzen und zertümmern? Das sei ferne! Wie immer man auch sonst über das Lebenswerk Rankes denken mag — an eines reichen keine Zweifel und keine Bedenken: es ist schön, schön wie die Geschichten des Herodot und des Thukydides, schön wie Sophokles, wie Homer, wie Goethe. Wäre es ein Schauspiel nur, so ist es ein göttliches. Darin, in diesem Gedanken, in dieser Gewißheit fanden wir Beruhigung. Und dann dies Dasein selbst, das so ganz im Schauen gewaltiger Gesichte aufging, welche Harmonie! O schaut es nur an, dieses Gestirn: wie mild es leuchtete, wie sicher es seine hohen Bahnen

zog, wie sanft es zuletzt verlosch. Auch dies ist des Schauens wert — mitten im sturmbewegten Meer, auf schwankem Boot, von Schrecknissen umgeben, werdet ihr getröstet und beruhigt sein.



Litteraturangaben

(Bibliographische Vollständigkeit ist nicht beabsichtigt; nur Schriften, aus denen ich etwas entnommen habe, sind genannt)

Zum ersten Kapitel. Ranke hat seine Jugendzeit selbst in drei Aufzeichnungen geschildert: die erste vom Oktober 1863 reicht bis zum Abgang von der Universität, sie ist ziemlich ausführlich; die zweite und dritte sind wichtiger für die spätern Lebensjahre, die Jugendzeit behandeln sie nur ganz flüchtig. Abgedruckt sind alle drei im letzten (LIII, LIV) Doppelband der Sämtlichen Werke „Zur eignen Lebensgeschichte" herausgegeben von Alfred Dove 1890. — Sehr wichtig sind daneben Heinr. Rankes „Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben" (2. Auflage 1886). Einige Jugendreminiscenzen finden sich auch in den beiden Gedächtnisreden, die Ranke 1865 und 1866 zu Ehren Fried. Böhmers in München gehalten hat (abgedruckt in den Werken LI, LII, S. 517 u. f., 535 u. f.; die zweite auch in Sybels Histor. Zeitschrift XX, S. 393). Über die Beziehungen Rankes zu Stenzel s. den Aufsatz Gotheins in der Beilage der Allgem. Ztg. vom 22. und 23. März 1892, wo auch einige Briefe Rankes an St. abgedruckt sind. Über G. Hermann s. Köchlys Monographie.

Zum zweiten Kapitel. Dem Aufenthalt in Frankfurt a. O. hat Ranke eine besondre Aufzeichnung gewidmet; sie stammt aus dem Mai 1869, s. Zur eignen Lebensgeschichte, S. 33 u. f. Für diese Zeit liegen auch schon Briefe Rankes in größerer Anzahl vor: ebendaselbst

S. 77 u. f. (Diese bilden, da sie bis ins Jahr 1886 reichen, für das Biographische auch aller folgenden Kapitel die wichtigste Quelle.) Über das Gymnasium in Frankfurt s. R. Schwarzes Aufsatz im Programm dieser Anstalt von 1868/69. Dazu vgl. das Buch von Wiese, „Das höhere Schulwesen in Preußen." Zur Persönlichkeit Rankes s. H. Schuberts Selbstbiographie, III, S. 603. Die Briefe Rahels an Ranke selbst sowie an die Generalin Zielinski in Varnhagen Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, III, S. 243, 347, 537, 576. Über Rankes mittelalterliche Studien in Frankfurt berichtet er selbst in der Schrift „Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten": Werke LI, LII, S. 96 und in einer besondern Aufzeichnung von 1884 „Die alten Schüler" s. Zur eignen Lebensgeschichte, S. 649. Über das Verhältnis Rankes zu Goethe s. meinen Vortrag über Goethe und Ranke: Chronik des Wiener Goethevereins, 8. Dezember 1892. Vgl. ferner Fester, Humboldts und Rankes Ideenlehre. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, VI, 2. Heft, S. 235 u. f. — Die Äußerungen Jacobis über seine eigne Philosophie, s. in dem Vorbericht der Briefe über die Lehre des Spinoza: Werke IV, 1. Abt. (1819), besonders S. XLI und Beilagen, S. 249. Die aus Allwills Briefsammlung angeführten Stellen finden sich im 1. und 20. Briefe; die Äußerung Hamanns über Friedrich den Großen und Jacobis Antwort in Jacobis Werken IV, 3. Abt., S. 273. Über die Berliner Gesellschaft jener Zeit s. noch außer dem „Buch des Andenkens" Varnhagens Vermischte Schriften, XIX. Bd. (Salon der Frau von Varnhagen, März 1830); Varnhagens Tagebücher (beginnen erst mit 1835); Pückler-Muskau, Briefwechsel und Tagebücher, besonders Bd. III und Haym, W. v. Humboldt. Über Bettina, s. den Artikel der A. D. B. — Die beiden Erstlingsschriften Rankes sind wieder abgedruckt: Werke XXXIII, XXXIV. Über

die Schrift Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber s. O. Lorenz, L. v. Ranke, S. 22 u. f. — Für den Abschnitt „Verhältnis zur Historiographie" sind neben den im Text angeführten Erscheinungen noch benützt: Wegele, Gesch. der Historiographie und O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Die S. 81, 82 gegebnen Zitate aus J. v. Müller sind dessen Briefen entnommen: Werke (1810) VII, S. 63, 71, 74, 75, 96, 98. — Die „Fürsten und Völker" sind unter den Titel „Die Osmanen und die Spanische Monarchie" 1877 im XXXV. u. XXXVI. Band der Werke in 4. Auflage wieder abgedruckt worden. Die 2. Abteilung ist neu, aber nicht erst in den siebziger Jahren, sondern, wie Ranke S. 336 bemerkt, „vorlängst entworfen."

Zum dritten Kapitel. Briefwechsel zwischen Dobrowsky und Kopitar ed. Jagič (1885); Artikel „Wuk" in Wurzbachs Biograph. Lexikon; Palacky, Jos. Dobrowskys Leben in den Abhandlungen der kgl. böhm. Akademie der Wissenschaften, IV, 3. — Gentz, Tagebücher (Aus dem Nachlasse von Varnhagen von Enses) IV (1874) und Depêches inédites publiées par Prokesch-Osten, III. — Das Urteil Niebuhrs über die „Serbische Revolution" steht in den Lebensnachrichten von B. G. Niebuhr, III, S. 238. — Über den Eindruck des Buches auf Goethe und seine Erkundigung nach dem Verfasser s. Goethe-Jahrbuch, VIII, S. 234; der Brief, mit dem Ranke das Buch an Goethe übersandte, ebendaselbst IX, S. 74. — Die kritische Abhandlung über Don Carlos ist als zweiter Teil einer spätern biographischen Studie in den Werken XL, XLI, S. 447 u. f. wieder abgedruckt. Der Aufsatz „Zur Geschichte der italienischen Kunst" erschien zuerst in „Nord und Süd" April, Mai 1878; dann Werke LI, LII, S. 245 u. f.; die Aufzeichnungen über die Bilder der Dresdner und Prager Galerie zuerst

ebendas. S. 315 u. f.; die Abhandlung zur Geschichte der italienischen Poesie, 1835 in der Berliner Akademie vorgelesen und 1837 erschienen, findet sich ebendaselbst S. 155 u. f. — „Venedig im sechzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des siebzehnten“ ist zuerst erschienen: Werke XLII; die „Verschwörung von 1618“ bereits 1831 und wieder abgedruckt im nämlichen Bande.

Zum vierten Kapitel. Über die Gründung der Historisch-politischen Zeitschrift s. Perthes, Perthes Leben, 5. Aufl. III, S. 306 f. und Doves Vorrede zu Band XLIX/L der Werke. — Über ihre Bedeutung Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, IV. Band. Über Eichhorn, Hoffmann, Keßler, Kühn die Artikel der A. D. B.; über Savigny neben den im Text angeführten Quellen: Enneccerus, Savigny (1879), wo im Anhang Briefe aus der Landshuter Zeit abgedruckt sind. Die Aufzeichnungen, von denen S. 127 die Rede ist, finden sich in dem Nachlaßband „Zur eignen Lebensgeschichte,“ S. 570. — Über den Klub der Wilhelmstraße s. Treitschke a. a. O., Perthes a. a. O. III, S. 351; die Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach und deren Anzeige in der Hist. Zeitschrift LXX, 1. Heft; die Artikel der A. D. B. über die einzelnen Mitglieder. — Die Beiträge Rankes sind alle in den Werken wieder abgedruckt, und zwar: Einleitung, Über die Restauration in Frankreich, Frankreich und Deutschland, Eine Bemerkung über die Charte von 1830, Über einige französische Flugschriften, Über die Trennung und Einheit von Deutschland, die Kammer von 1816, Reflexionen, Zur Geschichte der deutschen, insbesondre der preußischen Handelspolitik, Über de Paroles d'un croyant und das Politische Gespräch: XLIX/L. Auszüge aus italienischen Flugschriften: Band XL/XLI. — Rom 1815 bis 1823 Staatsverwaltung des Kardinals Consalvi: ebendas. Ein Wort über die gegenwärtigen Irrungen

im Kirchenstaat; ebendas. Die Aufsätze über Bosnien und die Türkei: XLIII/XLIV. Die großen Mächte: XXIV. Über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.: VII. Über die Idee der Volkssouveränität in den Schriften der Jesuiten: XXIV. Die Venezianer in Morea: XLII. Die Bemerkungen über die Mémoires etc.: XLV. Über Capefigue: XII. Über die Memoiren des Kardinals Richelieu: ebendas. Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof: XXX. — Die Rede über die Verwandtschaft von Geschichte und Politik steht (lateinisch und deutsch): Werke XXIV.

Zum fünften Kapitel. Die Vorrede zu den Jahrbüchern des deutschen Reiches ist wieder abgedruckt: Werke LI/LII, S. 475 f. — Die Aufzeichnung über Dante s. Zur eignen Lebensgeschichte S. 572. — Die „Päpste" bilden Band XXXVII—XXXIX der Werke. — Über die Verändrung in der Auffassung des Papsttums in der protestantischen Geschichtschreibung im 18. Jahrhundert s. neben den im Text angegebnen Werken Wegele a. a. O. S. 874 f. — Über Haibers Übersetzung äußerte sich Ranke selbst in einem Brief von 1838: „Zur eignen Lebensgeschichte" S. 303. Macaulays Kritik in der Edinburgh Review, Oktober 1840, ist wieder abgedruckt in dessen Critical and Historical Essays: vol. IV, S. 97. Die Deutsche Geschichte umfaßt die Bände I—VI der Werke (VI Analekten, neu); die Neun Bücher preußischer Geschichte, um drei später geschriebne vermehrt, die Bände XXV—XXIX. — Die Denkschriften aus den Jahren 1848 bis 1851 hat Dove in Band XLIX/L der Werke herausgegeben, über ihre Entstehung s. dessen Vorrede ebendaselbst, S. XIII. Das „Gutachten" aus dem Jahre 1854 ist zuerst in Sybels Histor. Zeitschrift XIII, S. 406 f. und dann in den Werken XLIII/XLIV, die Politische Denkschrift aus der Zeit des Krimkrieges „Zur eignen Lebensgeschichte" S. 671 f. abgedruckt.

Die Briefe an König Max von Bayern stehen unter den andern Briefen a. a. O., ebenso die hier und im folgenden angeführten Tagebuchaufzeichnungen von den Reisen u. s. w. — Der Bericht Julian Schmidts über Rankes Vortrag ist zuerst in einer Zeitung erschienen, dann in einem Aufsatz Schmidts über R.: Deutsche Rundschau 1886, XLVII, S. 218 wieder abgedruckt; die andre Äußerung entnehme ich einer Mitteilung Döllingers an Fr. Böhmer bei Janssen, Böhmers Leben und Briefe III, S. 87; sie stammt, wie Döllinger sagt, „von einem jungen, aber verständigen Freund.“ — Sybels Urteil in seiner Gedächtnisrede, gehalten in der Berliner Akademie der Wissenschaften am 1. Juli 1886, Histor. Zeitschrift LVI, S. 463 f. — Über die Abhandlung zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalen s. die Angaben zu Kap. 2. — Die S. 290 erwähnte Dissertation ist von Th. Wiedemann, s. dessen Mitteilungen „Sechzehn Jahre in der Werkstätte L. von Rankes.“ Deutsche Revue 1891, November u. f. — Der Entwurf zu einer Geschichte der Wissenschaften steht in „Zur eignen Lebensgeschichte“ S. 680 f., die Denkschrift über eine deutsche Akademie für deutsche Sprache und Schrift ebendaselbst, S. 705, die über ein Denkmal Friedrich Wilhelms III. ebendaselbst, S. 687. — Die Berchtesgadner Vorträge finden sich in der Weltgeschichte, IX. Teil, 2. Abt. Dazu das Vorwort Doves. — Die französische Geschichte nimmt in den Werken die Bände VIII—XIII ein, die englische XIV—XXII. Die im XXIV. Band, S. 237 f. zuerst abgedruckte Abhandlung „Zur Geschichte der Doktrin von den drei Staatsgewalten“ ist wohl aus den Studien zur englischen Geschichte hervorgegangen und dürfte also aus derselben Zeit stammen. — Der Aufsatz von René Taillandier steht im Jahrgang 1854 der Revue des deux mondes, der von Bergenroth in den Grenzboten von 1860, I; bemerkenswerte Essays, die die Englische Geschichte

veranlaßt hat, sind Noordens Ranke und Macaulay: Histor. Zeitschrift XVII, S. 87 f. und O. Lorenz, Analekten zur Englischen Geschichte ebendaselbst, XXI, S. 305 f. — Über den Schlosser-Ranke-Streit s. außer den im Text angeführten Schriften: O. Lorenz, Fr. Chr. Schlosser, wieder abgedruckt in „Geschichtswissenschaften, ihre Hauptrichtungen und Aufgaben," dann Preußische Jahrbücher 1862, April. — Von der Zeitungsstimme an Rankes neunzigstem Geburtstag meldet Lorenz, L. v. Ranke, S. 133. Die in der historischen Kommission gehaltnen Reden sind alle vereinigt in Band LI/LII der Werke. — Wallenstein füllt Band XXIII derselben. Über die Quellenkritik in W. s. Lorenz', L. v. Ranke, S. 37/38. — Die „Historisch-biographischen Studien" stehen Band XL/XLI. — Über das Problem der Vererbung s. Ribots Buch, L'hérédité und O. Lorenz darüber a. a. O. 265 f.

Zum sechsten Kapitel. Auch die autobiographischen, Aufzeichnungen über Rankes Greisenalter finden sich in dem Band „Zur eignen Lebensgeschichte" gesammelt. — Die Ansprache zu seinem 90. Geburtstag steht aus Toeches L. von Ranke wieder abgedruckt: Werke LI, LII, S. 592. — Den Ursprung des siebenjährigen Krieges s. Werke XXX (1875); hier fügte Ranke eine „Ansicht des siebenjährigen Krieges" bei, zu der ihn die Geschichte Maria Theresias von A. v. Arneth anregte. — Die Deutschen Mächte und der Fürstenbund füllen die Bände XXXI, XXXII; der Ursprung und Beginn der Revolutionskriege Bd. XLV; Hardenberg und der preußische Staat XLVI—XLVIII. — Die S. 349 gegebnen Mitteilungen über die spätern Beziehungen Rankes zu Wuk verdanke ich der Einsichtnahme in einige noch ungedruckte Briefe, die mir die Tochter Wuks, Frau Prof. Vukomanovich in Wien, freundlichst gestattet hat. Die dritte Ausgabe der Serbischen Revolution steht Band XLIII, XLIV der

Werke; die Vorrede dazu spricht von ihrer Entstehung und Wuks Teilnahme. Angeschlossen ist ein zu Anfang der vierziger Jahre geschriebner Aufsatz „Verflechtung der orientalischen und occidentalischen Angelegenheiten 1839—41" und „Das Fürstentum Serbien unter der Einwirkung der europäischen Mächte seit 1842." — Die Nachrichten über die Herausgabe des Briefwechsels Friedrich Wilhelms IV. aus Wiedemanns Aufsatz a. a. O. — Der „Briefwechsel" selbst ist wieder abgedruckt: Werke XLIX, L. — Über das Leben des Greises s. gleichfalls Wiedemann a. a. O. — Band VIII und IX, 1. Abt. sind von A. Dove, G. Winter und Th. Wiedemann aus Kollegienheften und andern Aufzeichnungen des Verewigten zusammengestellt; die Vorreden Doves hierzu sind höchst lehrreich. Von Dove stammt auch die geistvollste Würdigung der Weltgeschichte: „Im Neuen Reich" 1880 II, 1881 II. Vgl. dazu Lorenz, L. v. Ranke, S. 111 u. f. — Die Schrift des Jesuiten P. E. Michael über Rankes Weltgeschichte ist von gelehrter katholischer Seite selbst sehr kühl aufgenommen worden, so von Grauert in dem Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. — Über die Weltgeschichte und die Generationenlehre s. Lorenz a. a. O. S. 143 u. f.; sein Versuch, thatsächliche Generationenreihen aufzustellen, ebendas. S. 211 u. f. — Die Nachrichten über die letzten Lebenstage Rankes und sein Begräbnis aus den Zeitungen. Die hervorragendsten Nekrologe waren der von Rößler in den Preußischen Jahrbüchern, von Reumont im Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, die oben angeführte Gedächtnisrede Sybels, endlich Cherbuliez' Nachruf in der Revue des deux mondes. Vgl. auch die Schrift von Lord Acton, Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft; deutsch von Imelmann, 1887.



Personenregister

Nur Personen, die einen Einfluß auf Ranke ausgeübt, oder mit denen er verkehrt hat, sind hier genannt; die bloß in seinen Werken vorkommen, dagegen ausgeschlossen. Auch sind nur wichtigere Stellen bezeichnet.



Inhaltsverzeichnis



Druck von Carl Marquart, Leipzig

